Dieterich pinx. Rist sc.

Friedrich Weisser

Friedrich Weisser's
sämmtliche
prosaische Werke.

Erster Theil.
Mit dem Bildniß des Verfassers.

Zweyte wohlfeilere Ausgabe.

Stuttgart,
in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite.

1791.

I. Weibliche Verwünschungen . . . 3

II. Wilhelminens prosaisches Lobgedicht auf den Kaffeh 7

1792.

Klagen des Gemahls einer Dichterinn . . 25

1793.

I. Neujahrswunsch an einen Pferde-Liebhaber 39

II. Der bequeme Kanzelredner . . . 43

III. Der junge Reisebeschreiber . . . 46

IV. Die Weinliebe 52

V. Blätter aus einem Gedenkbuche . . 61

VI. Der Teufel und sein Ebenbild . . 71

Seite.

1 8 0 0.

I. Die Erscheinung 79
II. Willibalds Sendschreiben an die Ehrlichkeit 86
III. An einen Freund über das vorstehende Sendschreiben 100
IV. An das neue Jahrhundert . . . 104
V. Die Taschenbücher 123
VI. Caroline an Ferdinand, oder die Wintertracht der Damen 130
VII. Adelheit. Eine Charakter-Schilderung 134
VIII. Der sonderbare Diebstahl . . . 146

1 8 0 3.

I. Die Ritterromane und Ritterschauspiele . 151
II. Der bejahrte Freyer 154
III. Die Nähnadel 157
IV. Die Liebe und der Tod 160

1 8 0 4.

I. Matthissons lyrische Anthologie 163
II. Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher . . . 172
III. Jeremias Dunkelhübsch, Polizeybeamter, über die Straßenbeleuchtung . . . 179

Seite.

IV. Klagen des Wildbrets über die Bauern 196

V. Die Nothsuppe 208

VI. Vorerinnerung zu der im Jahr 1804 erschienenen kleinen Romanzen-Sammlung des Verfassers 222

VII. Die Entdeckungsreise in die andere Welt 224

VIII. Schutzrede für die elenden Schriftsteller 234

1805.

I. Ruth. Ein Gedicht von Carl Streckfuß . 247

II. Ruth. Ein biblisches Gemählde in zwey Idyllen. Von Caroline Pichler . . 260

III. Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher . . 269

IV. Gottlieb Hillers Gedichte und Selbstbiographie. 276

1806.

I. Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher . . . 283

II. Gedichte von C. P. Conz 302

III. Die reisenden Mahler. Ein Roman von Ernst Wagner 316

Seite.

1 8 0 7.

Erste Abtheilung.

I. Swedenborg, ein Schädellehrer . . . 327
II. Klage einer abgesetzten Jahrzahl . . 330
III. Verbesserung der Papiermacherkunst . . 338
IV. Schrift gegen weibliche Schriften . . 339
V. Der Egoismus 344
VI. Die Pulver-Erfindung 346
VII. Blätter aus einem Gedenkbuche . . 349
VIII. Die Jugend-Erinnerung 372
IX. Die ausgegrabenen Alterthümer . . 375
X. Wirthschaftlichkeit der Europäer . . 378
XI. Die Menschenliebhaber 381
XII. Schriftstellerische Erstlings-Versuche . 385
XIII. Unwissende Schriftsteller 388
XIV. Welches ist das schöne Geschlecht? . . 390

1 8 0 7.

Zweyte Abtheilung.

I. Kein Morgenblatt! 395
II. Neuerfundene Lärmmaschine . . . 399
III. Das Ende 401
IV. Die Tagszeiten 404
V. Der Büchernachdruck 437

Seite.

1 8 0 7.

Dritte Abtheilung.

I. Shakespear und der Aberglaube . . . 455
II. Verwerfliches Mitleiden 457
III. Das poetische Jahrhundert . . . 460
IV. Logau über den Tod 463
V. Die Perlenfischerey 465

1 7 9 1.

— illud tantum quaeram: Meritone sit
Suspectum genus hoc scribendi?

Horatius.

I.

Weibliche Verwünschungen.

Unglückliche Wilhelmine! Vergebens erschöpfst Du Bitten und Thränen. Ich kann und will Dir nimmermehr verzeihen. Entsetzlich hast Du mich beleidigt, und kann also meine Rache anders seyn, als ebenfalls entsetzlich? O daß meine Nadel kein Degen, und mein Fächer keine Pistole ist! Ich Unglückliche, daß ich keine andere Waffen, als meine Zunge, und diese armselige Feder besitze! Doch welche Waffe ist unheilbringender, als eine Feder? Und die meinige soll Dir zehn Mahl verderblicher als jede andere, mag sie auch dem schlimmsten aller Bücher-Verurtheiler gehören, seyn. Die

Pfeile, die ich nach Dir schleudere, sind tödtlicher, als der Dolch einer Medea, und kein weibliches Leben vermag ihrem Gift zu widerstehen. Mit Einem Wort, und ohne Bildersprache, ich erschöpfe mich in Verwünschungen gegen Dich, und rufe alle Uebel, die je eine Frau Deines Standes erfahren hat, über Dein Haupt. Der niedrigste Deiner Sclaven, Dein Mann, bemächtige sich der völligen Herrschaft über Dich, und erlaube Dir von den neuesten Moden kaum die zehnte nachzuahmen! Er nöthige Dich, Deinem Kind, als wärest Du nicht seine Mutter, sondern nur seine Amme, die eigene Brust zu reichen, und statt dem schalkhaften Crebillon ein deutsches Buch über die sogenannten Mutterpflichten zu lesen! Wenn Deinen glücklichen Freundinnen ein Tanzsaal die Freuden des Himmels gewährt, so bereite Du Deinem Tyrannen seinen Braten, und fühle die Qualen der Hölle am Küchenfeuer! Das Kartenspiel, durch dessen wohlthätigen Zauber die kriechende Raupe Zeit in einen flatternden Schmetterling verwandelt wird, sey Dir kaum an den

höchsten Festtagen erlaubt, und das Geld, das Du ihm sonst mit dem edelsten Gleichmuth zu opfern pflegtest, erhalte die schimpfliche Bestimmung, zum Unterhalt eines Bettlergeschlechts verwendet zu werden! In einem Zirkel sittenpredigender Matronen zu gähnen, diese Erhohlung sey die einzige, die Dir gestattet wird, und endlich, um das Schrecklichste in einem Wort zu vereinigen, werde der Spott der feinen und großen Welt, und die Bewunderung ungehobelter Schulfüchse, werde das lächerlichste und unnatürlichste Geschöpf unter der Sonne — eine vernünftige Frau!

Aber nicht bloß Dich, auch Deine Kinder und Enkel ereile die Rachegöttinn mit ihren furchtbaren Strafen! Gelehrt mögen ihre Köpfe werden, aber ihren Füßen soll es an Genie fehlen, und die Kunst aller Künste, die Kunst eines Vestris soll ihnen ewig den Rücken kehren! Keiner Deiner Söhne lasse ein Blatt drucken, ehe er einen Bart hat, und Deine Töchter sollen noch in ihrem vierzehnten Jahr nicht ein=

mahl das A b c der Buhlerey begriffen haben! Mit Einem Wort, jene sollen zu dumm seyn, einen Roman zu schreiben, und diese ihn zu spielen!

Aber wehe mir! Ich entsetze mich selbst über die Shakespearsche Kraft des Donners, den ich über Deinem Haupte versammle. Es gibt Qualen, deren Angedenken schon eine Strafe ist, und ich fürchte beynahe, ich bin in meiner Erbitterung zu weit gegangen. Du bist also jetzt, statt meiner Verzeihung zu bedürfen, in dem Falle, mir zu verzeihen, und um diese Großmuth bittet Dich mit reuigem Herzen Deine versöhnte Charlotte.

II.

Wilhelminens prosaisches Lobgedicht auf den Kaffeh.

Meine weibliche Feder gibt der Wahrheit die Ehre, und bekennt freywillig, daß Nichts so undankbar ist, als eine weibliche Zunge. Ist nicht das edelste aller Getränke, ist nicht der Kaffeh seit Jahrhunderten der größte Wohlthäter dieses durch seine Leckerhaftigkeit so übel berüchtigten Glieds, und lobt sie ihn nicht hundert Mahl mehr durch ihre Gabe, ihn zu schmecken, als durch ihre Gabe, der Herold seiner Verdienste zu seyn? Zwar kann die Erhabenheit des Stoffs unser ganzes, mit der Rede- und Singkunst hochbegabtes Geschlecht einigermaßen entschuldi-

gen, daß aus ihm nicht längst schon ein Anakreon des Kaffehs hervorgegangen ist, und mit Recht darf man annehmen, daß die Musen selbst den braunen Nectar Arabiens lieber trinken, als besingen. Aber muß man denn immer Hekatomben opfern, oder ist nicht auch ein Taubenpaar, das die Armuth auf den Altar legt, den Göttern angenehm, und sind wenige Weihrauchkörner nicht besser, als gar keine?

Wenn ich also, statt zu Ehren des Kaffehs eine Dithyrambe anzustimmen, nur in der kunstlos ungebundenen Sprache gemeiner Sterblichen denjenigen meines Geschlechts, die ihn täglich mit Wonne, aber ohne Dank und Bewunderung genießen, die Augen über einige seiner nicht genug erkannten Vorzüge zu öffnen versuche, so bitte ich, daß das Publikum auch mich als eine Opfernde betrachte, die keine Hekatomben, sondern nur Täubchen und Weihrauchkörnchen darzubringen vermag.

Selbst wenn der Kaffeh für uns nicht wohlthätiger wäre, als der Nectar für den Gaumen

der Götter, und der Wein für den Gaumen der männlichen Menschen ist, sollten wir so wenig satt werden, ihn zu loben, als ihn zu trinken. Aber bey allen Süßigkeiten, die jemahls eine Weiberzunge entzückten! dieses große Verdienst ist nur das kleinste unter den unzähligen, von welchen leider mein schwacher Kiel kaum das tausendste zu nennen vermag.

Gesteht mir also, Ihr, meine Schwestern sammt und sonders, nähmlich alle Kaffehschwestern! ob nicht bey dem Gedanken, daß um den Zucker, diesen edlen Trabanten des Königs der Getränke für uns zu erziehen, beynahe ein ganzer Welttheil sein Leben in einer ewigen Sklaverey verseufzen muß, ob nicht bey diesem Gedanken das höchste Gefühl der weiblichen Würde sich Jeder von Euch bemächtigt? Nicht genug, daß die Weissen in Europa unsere Fesseln tragen, auch die Schwarzen in Indien sind dazu verdammt, obgleich die Lästersucht der ersten behauptet, jene wären in Vergleichung mit ihrer Dienstbarkeit noch zu beneiden. Freylich

darf mancher Mann nicht essen, damit seine Frau zu trinken hat. Aber was ist billiger, als daß sie, da er nicht Lebensart genug hat, für sie zu sterben, ihm statt der Bitterkeit des Todes die Bitterkeit des Lebens zu kosten gibt?

Man würde es vergebens läugnen wollen, daß der Kaffeh, wenn er uns auch nicht geradezu den Lebensfaden zerschneidet, doch nicht selten ein ungemein dünnes Gespinnst aus ihm macht, das jeden Augenblick zu zerreißen droht. Aber ich sage im Nahmen unsers ganzen Geschlechts: Je kränker, desto besser! Wie viele Pflichten pflegen nicht die gefühllosen Männer ihren gesunden Frauen aufzubürden, und wie viele können dagegen nicht diese von ihnen fordern, wenn Krämpfe und Nervenschwäche, und tausend andere wohlthätige Uebel sie an das geliebte Lager fesseln! Im Ernst, die Gesundheit ist eine wahre Weiberfeindinn, und dagegen ist die schmachtende Kränklichkeit für jede Frau eine befreundete Fee, und die ewige Furie, die ihren Mann zu geisseln nicht müde wird.

Im Wein suchen die rohen Trunkenbolde vergebens die Wahrheit, wenn wir dagegen sie ungesucht im Kaffeh finden. Der Kaffehbaum, nur er ist der ächte Baum der Erkenntniß, und wehe der einfältigen Hexe, die ohne ihn für eine Prophetinn gelten will! O wunderbarer, o wohlthätiger Trank, dessen Hefe noch der erquickten Trinkerinn sagt, ob sie einen Mann zu bekommen, oder zu verlieren im Begriff ist, ob sie künftig mit zwey Pferden, oder mit vieren fahren, ob sie ächte, oder falsche Perlen tragen, ob ihr Schooßhündchen genesen, und ihre Busenfreundinn sterben wird, ob sie ihrem Gemahl, oder er ihr weniger getreu ist! Mit einem Wort, wer verwandelt die dunkle Zukunft für uns in die helle Gegenwart? Wer stellt uns lange vor der Verlobung an den Traualtar? Wer macht uns bey lebendigem Leib unserer Männer zu Wittwen? Wer läßt uns in Häusern wohnen, die noch nicht gebaut sind? Wer macht die Zofe zur gebiethenden Frau, das Bürgermädchen zum Fräulein, das Fräulein zur

Gräfinn, und die Gräfinn zur Fürstinn, als sein Vorhersagen? Zeigt er uns nicht sogar die Kriege an, durch die er im Preise steigt, oder fällt? Und gleichen nicht überhaupt seine Prophezeyungen den schönen Träumen, die uns immer erfreuen, wenn sie auch nicht in Erfüllung gehen?

Aber ist er nur ein Prophet, und geht nicht auch der Geist der Dichtung aus ihm in die Trinkerinnen über? Welche Meisterstücke von Romanen, worin die Heldinnen wirkliche Personen, und nur ihre Fehler erdichtet sind, werden nicht, ohne daß man eine Feder naß zu machen pflegt, an den Kaffehtischen aus dem Stegreif erzeugt! Besteht nicht das Verdienst manches Schriftstellers bloß darin, daß er diese unsere Stegreifdichtungen zu Papier gebracht hat? Und ist endlich, als ob wir unsern Kaffeh statt mit gemeinem Wasser mit dem flüßigen Kristall der Hippokrene zu kochen pflegten, nicht manche Dame eine eben so geschickte Sängerinn, als Spinnerinn?

Darf man sich wundern, wenn es die ernsthaftesten Folgen hat, sobald ein Getränk von dieser Wichtigkeit im Preise steigt, oder unser Welttheil gar von einem Mangel desselben bedroht wird? Alles was Odem hat, klagt, Alles, was Arme hat, rührt sie, Alles, was einen Kopf hat, strengt ihn an, sobald das Vaterland in Gefahr ist, nähmlich, sobald — die Kaffehtöpfe leer sind. Man greift zu den Waffen und zu der Feder. Man hört auf, den Stein der Weisen, das Viereck des Zirkels, oder einen neuen Stern zu suchen, und sucht — einen stellvertretenden Trank für den Kaffeh. Nicht der Lorber, sondern die gelbe Rübe begeistert den Dichter. Es werden mehr Processe in den chemischen Werkstätten als vor den Gerichtsschranken, so groß die Menge der letzten auch ist, geführt, und — verloren. Was ist das Wasser, das man verbraucht, um den Kaffeh zu kochen, gegen die Tinte, die man verschreibt, um ihn zu ersetzen, oder die Möglichkeit seines Ersatzes, oder seine Unersetzlichkeit zu beweisen? Wenn

kaum Einer sich um einen Stellvertreter der heilenden Fieberrinde bekümmert, so verschwenden Tausende die größten Fähigkeiten, um herauszubringen, welche Frucht, oder welche Pflanze dem Kaffeh am nächsten verwandt ist. Aber er, wie spottet er, sich des Adels seiner Abstammung bewußt, wie spottet er der Vielen, die mit ihm, dem Einzigen, die Herrschaft über die Zungen theilen, oder sie ihm gar entreißen wollen! Wie verachtet er, der Zögling einer kräftigen Sonne und einer paradiesischen Zone, das Rüben = Erbsen = und Bohnen = Gesindel des nördlichen Himmels, und mit welcher Schmach überschüttet er die verwegenen Sudelköche, die als ächte Kaffeh = Küper mit ihrem höllischen After = Kaffeh = Gemisch seinem Nahmen einen Schandfleck anzuhängen suchen! Wer, kann er auftreten und fragen, wer darf so kühn seyn, unter irgend einer Larve meine Rolle spielen zu wollen? Kein nachäffender Pöbel muß einen König, er bekleide die Würde unter den Menschen, oder unter den Getränken, darstellen

können, ohne daß die ganze Welt sogleich zur Ehre des Urbilds den Betrug entdeckt. Welche Staude gibt einen Balsam, wie den meinigen? Aber mein höchster Triumph ist die unerschütterliche Anhänglichkeit, die unverbrüchliche Treue meiner Priesterinnen, wenn die entsetzlichste aller Land- und Frauenplagen, wenn eine Kaffehhungersnoth hereinbricht. Wie empören sich ihre Zungen gegen die unwürdigen Anmaßungen der elenden Flüßigkeiten, die sich mit mir messen zu wollen, frech genung sind! Das jämmerlichste Bettelweib verzieht den Mund und verstellt ihre Geberde, wenn jenem ein Getränk zu nahe kommt, das mit nicht mehr Recht Kaffeh heißt, als die Sternschnuppe eine Sonne. Und hat es nicht Heldinnen gegeben, die sich großmüthig eher zu sterben entschloßen, und den Entschluß ausführten, als daß sie lebten und statt meiner ein Getränk schlürften, das schon darum verabscheut zu werden verdient, weil es nicht halb so viel kostet, als ich?

Aber genug von den Tugenden des Kaffehs,

mit dessen Lob ich beynahe noch weniger, als mit meinem eigenen fertig zu werden vermöchte, um auch noch dem Manne zu huldigen, der zuerst mit der großen Absicht das Meer beschiffte, den in einer Bohne schlummernden Nectar irdischer Gottheiten aus dem glücklichen Arabien in das unglückliche Europa zu bringen. Wie heißt Dein Nahme, Du Unsterblichster aller Unsterblichen? Vergebliche Frage! Die Undankbarkeit hat ihn an die Vergessenheit verrathen. Aber hier sitzt Deine Rächerinn am Schreibpult, und hält der lesenden Menschheit eine Strafpredigt für die Schande, daß Dir nicht in jedem Visitenzimmer ein Altar errichtet, und nicht jede Kaffehtasse mit Deinem Schattenrisse geziert ist. Du achtetest nicht der Verwünschungen Deines Geschlechts, um der Wohlthäter des unsrigen zu werden, und doch mußt Du ihm, gleich einem bösen Schuldner, Deine wohlverdiente Vergötterung schon Jahrhunderte borgen. Darf sich der Poet und Barbar, Heinrich Frauenlob, mit Dir vergleichen?

Und doch welchen Lohn erntete er für seine die Musen verscheuchenden Reime, mit welchen er die weibliche Eitelkeit in Versuchung führte, während die Krone aller Schiffer, der uns mit einem Getränke bereicherte, das süßer und nicht halb so schädlich ist, als das köstlichste Lob, in eben so tiefer Vergessenheit schlummert, als der Verräther, dessen misogynes Gehirn die ersten Gedanken eines Spinnrads ausbrütete. Wenn übrigens gleich Dein Nahme für immer verloren ist, so bleibt Nichts destoweniger es Frauenpflicht, Dein Angedenken durch das herrlichste aller Denkmahle zu verewigen, und gewiß, wenn nur jede Dame ihrem Morgentrank täglich eine Kaffehbohne entzieht, so erhebt es sich noch früher in die Wolken, als die Bildsäule des unsterblichsten aller Mönche, für welche das dankbare Europa schon seit Jahren mit sehr mittelmäßigem Erfolg eigene Sammlungen veranstaltet hat. Im Ernst, ich werde mein Haupt, so sehr es auch an weiche Kissen gewöhnt ist, nicht sanft legen, bis es mir gelingt, für diesen

schönsten aller Zwecke die Theilnahme meines ganzen Geschlechts zu gewinnen, und wie wird der männliche Geiz, der sich das Angedenken der größten Männer nicht einmahl einen elenden Thaler kosten lassen will, durch die weibliche Großmuth zu Schanden werden! Ueberhaupt sollten, bloß um des Kaffehs willen, von unserem Geschlecht die muthvollen Schiffer, mit ihrem dreyfachen Erz vor der Brust, sogar den stolzen Rittern, mit ihrem Harnisch, vorgezogen werden. Diesen bleiben, da die Riesen längst ausgestorben sind, nur noch die Windmühlen für uns zu bekämpfen übrig, wenn jene wenigstens dem Wind selbst und den Riesen des Fischgeschlechts trotzen. Aber wo ist der Liebhaber, der für seine Schöne nach den Kolonien segelt, um Kolonialwaaren für sie zu hohlen? Kaum, daß sich noch Dieser oder Jener nach dem nächsten Krämerladen für sie schicken läßt. Kurz, der erotische Heldenmuth ist längst von den Söhnen Teuts gewichen, und die Liebe, statt wie sonst ein Zweykampf auf Leben und

Tod zu seyn, ist zu einem lustigen Zweyspiel für Unmündige herabgesunken. Ein feiges Herz freyt keine schöne Frau! war sonst eine Regel ohne Ausnahme, und ist jetzt die elendeste aller Lügen. Jede Memme besitzt, da ein Kammerkätzchen und ein Schooßhund die einzigen Ungeheuer sind, von welchen gewöhnlich die Damen bewacht werden; Tapferkeit genug, zehn Mahl in Einem Tag eine Helena zu erobern. Noch zu den glücklichen Zeiten des leidenden jungen Werthers zielte Amor mit Pfeilen nach den Herzen, und mit Kugeln nach den Köpfen der Liebhaber, und Jeder war stolz darauf, gleich dem Helden des Romans, als ein Opfer der siegreichsten Leidenschaft durch seine eigene Hand zu fallen. Aber welch ein Abstand zwischen ihnen und dem entarteten Geschlecht unserer heutigen girrenden Schäfer, diesen Schatten von Männern, die weniger Liebe als Todesfurcht empfinden, und sich zuvor von dem Gott ihr elendes Leben förmlich versichern lassen, ehe sie ihm den Einzug in ihre zitternden Herzen gestatten!

Doch genug der vergeblichen Klagen! Ich brauche den Raum, um einer Mißdeutung zuvorzukommen, die leicht alle meine von mir so sehr geliebte Schwestern in meine geschworene Feindinnen verwandeln könnte. Ich habe den Kaffeh zu sehr gelobt, um nicht den Verdacht auf mich zu laden, meine heiße Liebe zu dem warmen Trank sey eine einseitige, und wahrlich, dieses Unrecht würde mich sogar der elendesten aller seiner stellvertretenden Flüssigkeiten unwürdig machen. Verwahrt sey also die Ehre des Thees, der Chocolate und jedes Getränks, das unter fremdem Himmel reift, und — theuer ist! Beständigkeit und eine Dame, wer wird ohnehin diese Paarung nicht widernatürlich finden? Müssen nicht selbst unsere Männer sich zuweilen einen kleinen unschuldigen Wankelmuth von uns gefallen lassen? Und der Kaffeh sollte für sich allein eine Ausnahme fordern können? M e h r als sechs Schüsseln, m e h r als sechs Getränke, m e h r als sechs Liebhaber, und m e h r als sechs Mahl sechs Gewänder! ist unsere Lo=

sung, und o daß wir nur trinken können, was die kleine Kugel, die man Erde nennt, uns anbiethet! Was mag im Mond und in der Sonne, im Merkur und in der Venus, auf der Milchstraße und überhaupt in dem ganzen Planetensystem nicht getrunken werden! Und sollen also irdische Damen, wenn sie ihren Blick himmelwärts erheben, nicht blutige Thränen des Unmuths und der Verzweiflung vergießen, daß ihnen wenigstens für dieses Leben Kaffeh- und Theevisiten in jenen unermeßlichen Gebiethen schlechterdings versagt sind?

1 7 9 2.

Klagen des Gemahls einer Dichterinn.

Wer, allzunachsichtiges Publikum! gleich Dir sich an den Ergießungen der poetischen Ader meiner Frau zu ergetzen vermag, muß so viel überflüssige Geduld besitzen, daß er sie unmöglich verlieren kann, wenn ihm der verzweifelnde prosaische Mann die Leiden erzählt, die für ihn aus ihrer poetischen Natur entspringen, und der beste Schriftsteller kann sich also kaum geneigtere Leser versprechen, als ich, der unglücklichste von allen.

Das Weib, dessen Welt ich allein zu seyn mir schmeichelte, kennt keine andere Welt, als

die lesende. Dieser gehören ihre Tage und ihre Nächte, ihr Wachen und ihr Schlaf, und selbst ihre Träume, und ihrem Mann will sie nur insofern gefallen, als auch er unter ihre Leser gehört.

Wehe und abermahl wehe mir! Ich erfuhr das Schicksal des Schäfers in jener Gellertschen Fabel. Ich suchte eine Frau, und fand eine singende Sirene, ich fand ein Unding, das weder Mann noch Weib ist, und mich in seinem Urstoffe, dem Wasser, zu ersäufen droht. Glücklicher Tyrann, über dessen Haupt bloß ein Schwert an einem Pferdehaar hing! Ein tödtenderes Werkzeug, die unsinnschwangere Feder meiner Frau, läßt mich ohne Aufhören eine Angst erdulden, gegen welche die seinige ein bloßer Bühneschrecken ist. Was sind die Ungewitter am wolkenbedeckten Himmel gegen den Odemdonner in meinem Hause, und gegen die poetischen Blitze, gegen welche noch kein Ableiter erfunden ist? Ich kann, gibt es eine größere Qual? die vortrefflichsten Bücher nicht mehr ansehen, bloß weil

meine Frau die elendesten schreibt, und ich fürchte, durch mich wird eine bis jetzt unerhörte Krankheit, eine geistige Wasserscheu, die Menschheit heimsuchen.

Aber nicht bloß mein unsterbliches, auch mein sterbliches Ich hat Ursache, den Parnaß und den Pegasus, den Apollo und alle neun Musen zu verfluchen. Ein Klinggedicht bringt mich um das Frühstück, und ein Klaglied um das Mittagessen, und ich bin zum Hunger verdammt, als wenn ich nicht bloß der unwürdige Gemahl einer Dichterinn, sondern selbst ein Poet wäre. Und was sage ich zu meiner häuslichen Zerrüttung? Die Stelle meiner Sapho im Tempel der Unsterblichkeit wird mir eine im Schuldthurm verschaffen. Während ihr Nahme in allen Bücherzeitungen prangt, wird man den meinigen in allen Anzeigeblättern zur Einberufung meiner Gläubiger lesen, und während sie sich zu den Sternen emporschwingt, wird man auf der Erde mich auspfänden. Ich bin Vater, und kann mich dieses süßen Glücks nur mit Seufzen erinnern.

Die Priesterinn des Phöbus beschäftigt sich mit der Erziehung des Menschengeschlechts, aber die Erziehung ihrer Kinder überläßt sie den weiblichen Philosophen in der Gesindestube, und während sie für den ungewiegten Säugling ein Wiegenlied dichtet, schreyt er vergebens nach der mütterlichen Brust.

O der unseligen neuen Zeit, in welcher noch mehr Hexen auf dem Pegasus reiten, als vormahls auf dem Besenstiel! Statt auf den Blocksberg, wie ihre Großmütter, sieht man die heutigen Damen von Genie einen Ausflug auf den Musenberg machen, und nicht bloß wie weiland ein christlicher Teufel, spricht auch noch zum Ueberfluß ein heidnischer Gott aus ihnen. Sie verschmähen die Prosa, und ärgern den Mann in Versen zu todt. Nicht nur von den Stutzern ihrer Zeit, auch von den Stutzern der Nachwelt wollen sie bewundert seyn. Statt gleich der sittsamen griechischen Daphne vor dem Apollo zu fliehen, erröthen ihre deutschen Gegenfüßlerinnen nicht, den vor ihnen fliehenden Gott

zu verfolgen. Der neueste weibliche Kopfputz ist ein Lorberkranz, und wahrlich, theurer könnte dem Mann kein Diadem zu stehen kommen.

O Ihr Gewaltigen des Olymps! habt Ihr denn gar kein Mittel, dem verderblichen Erguß einer weiblichen Dichterader zu steuern? Seyd Ihr nur gegen die poetische Raserey einer Dame nicht allmächtig? Ihr stürztet die Titanen und die Giganten in den Tartarus, und Du, o Jupiter! dessen Donnerkeil Felsen zerschmettert, Du solltest nicht einmahl dem Wesen, dessen Nahme Gebrechlichkeit ist, den armseligen Kiel aus der Hand winden können?

Doch ich höre auf zu klagen, um der Welt über die Mittel, die Schönen vom Schreibpult ihrer Väter dem Nährahmen und dem Spinnrocken ihrer ehrbaren Mütter wieder zuzuführen, die hoffentlich reifen Früchte meines Nachdenkens vorzulegen.

Schon seit Jahrtausenden sieht das weibliche Geschlecht das unsrige den Tempel des Ruhms mit dem Griffel in der Faust erstürmen, und

den Lorberkranz häufiger durch das schöne Wort, als durch die große That erringen. Aber welch ein Los fiel ihnen, den armen Frauen selbst? Mochten sie in der Kochkunst die Meister von ganz Frankreich hinter sich zurücklassen, mochte ihr Faden noch so zart gesponnen, und das Werk ihrer Nadel noch so zierlich gearbeitet seyn, man lobte sie kaum, so lange man noch mit ihren Gerichten sich den Gaumen kitzelte, oder sich in ihre köstliche Leinwand kleidete, oder sich mit ihrer künstlichen Stickerey schmückte, also kaum vor dem Tode, und nach demselben war ihr Nahme vergessener, als der Nahme des größern Theils der heutigen berühmtesten Poeten seyn wird. Ist nicht die Geschichte und die Sage stumm, wenn Ihr nach der zweyten Hälfte, oder dem andern Ich des Homer, oder Pindar, des Horaz oder Virgil fragt, und hat die Gattinn des größten Mannes ein anderes Mittel, ihren Nahmen mit dem seinigen auf die Nachwelt zu bringen, als daß sie gegen ihren Sokrates die Rolle einer Xantippe spielt? Mit dem

größten Recht wirft also jede Frau, für welche die Unsterblichkeit ein großer Gedanke ist, Nadel und Spindel dem Mann vor die Füße, und ergreift die Gänsespule, um nach dem Ruhm, der in der Flüssigkeit eines Dintenfasses schwimmt, zu angeln. Sollte das Recht der geistigen Selbsterhaltung minder heilig seyn, als das Recht der leiblichen, und sollte es zugleich nur dem männlichen Geschlecht zustehen? Gewiß, kein Mann ist so unbillig gegen seine Frau, um ihr das Leben nach dem Tode absprechen zu wollen. Aber wenn die weibliche Verzweiflung bey dem Ringen nach der Unsterblichkeit zu falschen, und die Männer verderbenden Mitteln ihre Zuflucht nimmt, wer ist schuld an dem Uebel, als die Männer selbst? Wer heißt Euch ein Paar Hemdkrausen geringer schätzen, als eine Ode, und die idyllische Leinwand geringer, als das idyllische Gedicht, und warum nehmen Wir Anstand, einem wohlgeflickten Strumpf den Vorzug vor einem wohlgefeilten Liede zu geben?

Wollt Ihr also, Ihr Pedanten! daß eine

Sappho=Karschinn ihre unsapphischen Verse an dem harmonischer als diese schnurrenden Wollenrade vergißt, eine mystisch=fromme Sophie Brentano, statt in herzbrechenden Klingelreimen mit dem Sinnbild des Kreuzes zu tändeln, mit kräftiger Hand dem Hauskreuz entgegen zu arbeiten trachtet, und statt mit der Büste eines Goethe nur mit ihrem Haubenstock liebäugelt, und endlich eine Wilhelmine Maisch, statt in ihrer Geistes=Armuth sich zu Tode zu reimen, das Leben sich durch Werke fristet, die von dem prosaisch=wirthschaftlich gesinnten Publikum besser bezahlt werden, als das Schlafmittel, das nicht der Apotheker, sondern der Buchhändler verkauft, mit Einem Wort, wollt Ihr, daß Eure Frauen lieber gute Wirthinnen, als schlechte Sängerinnen sind: so hört endlich auf, den Ruhm zu einem bloßen Bücherwurm zu erniedrigen! Entlaßt ihn aus dem Kerker Eurer bestäubten Bücherkammern, und öffnet ihm die mit Unrecht verachteten Spinnstuben, und selbst die rauchende Küche bleibe ihm unverschlossen!

Widmet den Werken der Nadel und der Spindel einen eigenen Abschnitt in Euren urtheilsprechenden Bibliotheken und Zeitungen, und kein kunstrichtender Herkules schäme sich, nachdem seine Schreibkeule die Welt von literarischen Ungeheuern befreyt hat, zuweilen an dem Rocken einer Omphale zu sitzen, um sich in ihrer eben so schönen als nützlichen Kunst neben der Grundkenntniß auch ausübende Kenntnisse zu erwerben. Welch ein Triumph für das streitbare Geschlecht der Aristarchen, wenn künftig ihr Beruf es ihnen erlaubt, nicht bloß die schlechten Schriftsteller, sondern auch ihre Weiber zu demüthigen, und von dem Manne zu sagen, daß das Werk seiner Feder, und von der Frau, daß das Werk ihrer Nadel Nichts tauge!

Aber Ihr, holde Frauen und Jungfrauen! Werdet Ihr meine gerechten Klagen Euch das gefühlvolle Herz rühren lassen, oder wird sich zu den endlosen Leiden des Unglücklichen auch noch Euer Zorn gesellen? O krönt die beste Absicht mit dem schönsten Erfolg! Ich bin der gutmüthigste

aller Beschwörer, und möchte gern zu Eurem und Anderer Heil den Dämon des Reimens, diesen ächten *Poltergeist*, der Euch selbst martert, und Euren armen Nächsten zu martern zwingt, feyerlich von Euch austreiben. Leiht also der Stimme des Warnenden ein geneigtes Ohr, und achtet nicht gering den Rath des Wohlmeinenden! Hört auf, Euch den Musen, die von jeher nur *Söhne* anerkannt haben, als Töchter aufdringen zu wollen! Es ist unrühmlich, den Schlaf der Männer zur Unzeit zu befördern, aber rühmlich, für ihre Schlafmützen zu sorgen. Warum solltet Ihr nicht lieber die Spindel drehen, als den Kiel zernagen, wenn Ihr bedenkt, daß Eure gesponnene Leinwand wenigstens die Aussenseite des männlichen Herzens berührt, und ihm also näher kommt, als manches schmelzende Liedchen? Gern wollen wir Euch selbst die geschwärzten Hände küssen, wenn nur der Fleischtopf und nicht das Tintenfaß es war, von dem sie die rühmlichen Zeugnisse ihres Fleißes erhielten. Eine Sehnsucht nach dem Parnass endlich

werde Euch auch noch ferner nicht verdacht, wenn Ihr den geweihten Boden desselben zum Kohlpflanzen tauglich findet, und wohl Euch und uns, wenn die Hippokrene keinen andern Wunsch bey Euch erregt, als in der Nähe dieses wunderthätigen Wassers eine Leinwandbleiche zu errichten, oder der Reinlichkeit einen Tempel, oder um mich in der Alltagssprache auszudrücken, ein Waschhaus zu erbauen!

1 7 9 3.

I.

Neujahrswunsch an einen Pferde-Liebhaber.

Alle Rosse des heiligen römischen Reichs, Hengste, Stuten und Wallachen, Rappen und Braunen, Schweiß- und Kohlfuchsen, Mohren- und Apfel-Schimmel, Falben, Schecken und Tieger, alle, deren Bestimmung ist, entweder den prächtigen Staatswagen, den nützlichen Pflug, oder den verachteten Karren zu ziehen, den stolzen Krieger, den wilden Musensohn, oder den fluchenden Postknecht zu tragen, im Galopp, im Schritt, oder im Trott zu laufen, kurz, alle Rosse und Rößchen entbiethen ihrem Gönner und Beschützer ihren freundlichen Gruß zuvor.

O Du, der, als hätte er es am Altare gelobt, Vater und Mutter läßt, und — an seinem Rosse hängt, allzeit fertiger und begeisterter Lobredner des Pferdegeschlechts, dessen Pferdestall ein Himmel ist, worin es seine Bewohner weder hungert noch dürstet, empfange hier ein Opfer unserer Liebe und unsers Danks, empfange diesen kleinen Hellbraunen, und erlaube uns, Dir zugleich seine Vorzüge mit größerer Wahrheit, als der ehrlichste Roßtäuscher, zu schildern.

Zwar können wir Dir nicht seine Größe, aber doch seine Kleinheit rühmen, indem er, ohne die Hoffnung, zu wachsen, nicht höher ist, als drey Deiner Fäuste. Er ist, was seine Abkunft betrifft, weder ein Spanier, noch ein Engländer, noch ein Araber, aber auch nicht ein Mecklenburger, und überhaupt kein Deutscher, sondern ein Amerikaner, weil er — von Zucker ist. Ihn zu reiten, wird Dir bey diesen Umständen nicht einfallen. Aber wir wetten, daß er Dir weder ein Korn Haber, noch eine Handvoll Heu frißt, und

daß er es dagegen vollkommen zufrieden ist, von Dir vor Liebe gefressen zu werden.

Doch schon beginnen die Rosse des Phöbus ein neues Jahr am Horizont heraufzuschleppen, und wir dürfen also keinen Augenblick verlieren, Dich mit Glückwünschen anzuwiehern, die tausend Mahl ernstlicher gemeint sind, als die unzähligen, welche zugleich in diesem Augenblicke von zweyfüßigen Thieren gesprochen und gesungen werden.

Nicht um der schönen Frau, sondern um ihrer schönen Prachtrosse willen, wünschen wir, daß Hyperions Tochter, die rosenfingerige Aurora, Dich, gleich dem Tithon, zu ihrem Gemahl erwähle, ohne Dich, wenn Nestors Jahre Dich ehrwürdiger als liebenswürdig machen, in eine Heuschrecke zu verwandeln. Doch verschmähst Du die Ehre, der Gemahl einer Göttinn zu seyn, die trotz ihrer Liebe zu Dir, ihre Augen noch auf einen Cephalus und auf einen Orion und Klithus wirft: so finde Gnade vor den Augen des mächtigen Sultans der Muselmänner,

daß er Dich zum Bassa von wenigstens drey Roßschweifen ernenne, und Dich mit einem Harem beschenke, in welchem Du alle die holden Dirnen findest, die Du täglich mit lüsternem Auge an Deinem nachbarlichen Brunnen zu beschauen pflegst. Will es endlich auch Dein Schicksal, daß Du aufhörst, die schlecht gepflasterten Strassen dieser holperichten Erde zu bereiten und zu befahren: so ermangle Elias, der Prophet, nicht, Dir seine feurigen Rosse und seinen feurigen Wagen zu senden, um Dich zum Aerger aller Todtengräber lebendig in den Himmel zu hohlen, und da es doch einmahl die Bestimmung frommer Christen ist, von den Mühseligkeiten ihres Lebens im Schooß eines Juden auszuruhen: so ruhe Du, statt im Schooße Abrahams, im Schooße des verschmitztesten aller Roßkämme!

II.

Der bequeme Kanzelredner.

Armes Dörfchen! Wie bist Du zu beklagen, daß Du auf den unglücklichen Einfall geriethst, den eben so trägen als guten Damon, der so ungern jedes seiner Glieder, bis auf seine Zunge bewegt, zum Sorger Deiner dreyhundert Seelen zu berufen. Habt Ihr guten Leute nicht Mosen und die Propheten? Diese müßt Ihr hören, weil Nichts schwerer zu hören ist, als er. Von ihm werdet Ihr lernen, daß es Fälle gibt, wo es tausend Mahl weniger Mühe kostet, Thäter des Worts, als Hörer zu seyn. Gegen die Gewalt der Hölle soll er Euch vertheidigen? Ar-

me betrogene Herde! Er wird einen Waffenstillstand mit ihrem treulosen Anführer eingehen, bis seine Tobakspfeife zu Ende geraucht ist, und während er seines Leibes pflegt, wird der Teufel die Hälfte Eurer Seelen hohlen. Unterlaßt ja nicht, Euren Kindern die Nothtaufe zu geben. Der Tod ist mager und behend, und Euer Seelsorger ist langsam und fett. Er wird mit dem Himmel hadern, daß dieser sich die Ehen zu schließen begnügt, und ihm die Mühe der Trauung überläßt. Was ist Euch mit einem Prediger gedient, der die Kanzel wie eine Galeere, und den Altar wie eine Folterbank scheut? Er ist ein Schüler des Pythagoras, und Ihr beruft Ihn zum Redner! Ich schwöre Euch, wenn Ihr ihn um ein Wort bittet, so empfindet er es nicht weniger übel, als Harpax, wenn Ihr ihm seine Börse abfordert, und ich bürge Euch nicht dafür, ob er sich nicht einst aus Wortgeiz, wie ein bestohlener Wucherer aus Geldgeiz erhängt. Bildet Euch nur nicht ein, daß er Euch das christliche Heil mit Worten verkündigt. Mit Zeichen

wird er Euch predigen, und zu diesem Ende die ganze Bibel in Zeichen übersetzen, die sich durch leichtes Geberdenspiel ausdrucken lassen. Auf diese Weise wird er seine Zuhörer in Zuschauer verwandeln, und wenn die Blinden seinen Unterricht entbehren müssen, so wird er dafür den Tauben zu statten kommen. Durch ihn wird die Zunge, dieses edle Glied, das Demosthene und Cicerone unsterblich gemacht hat, ihres Lehramts entsetzt, und künftig von keinem Redner mehr, sondern höchstens von scheltenden Rednerinnen gebraucht werden.

III.

Der junge Reisebeschreiber.

Es ist schwer, keine Satyre zu schreiben! pflegte ein wohlbekannter römischer Sauertopf auszurufen, sobald die Leute um ihn her sich nicht so aufführten, wie es nach seinen wunderlichen Grillen sich geziemte.

Es ist schwer, keine Lobrede zu schreiben! rufe ich aus, wenn ich kaum die erste Seite der Reisebemerkungen irgend eines der vielen reisenden jungen Deutschen gelesen habe.

Aber nicht genug, daß es schwer ist, diese vielgewanderten Ulysse nicht zu loben, es ist noch schwerer, ja es ist beynahe unmöglich, sie

zu loben. Ein Kiel, und wenn er auch dem Geschichtschreiber eines Fürsten gehörte, muß an ihren Verdiensten zu Schanden werden, und man ist versucht, ihre Vortrefflichkeit zu schelten, weil man sich zu unmächtig fühlt, sie zu preisen.

Ich habe vor Kurzem die Beschreibung einer Reise von zwanzig Stunden gelesen, und wurde durch Bemerkungen überrascht, die man in der Bibliothek aller Reisen zu Wasser und zu Land vergeblich sucht. Welch ein Unglück, rief ich aus, wenn dieser junge Mensch, wie viele alte und junge Stubensitzer zu Hause geblieben wäre! O Ihr ehrsüchtigen Nachfolger eines Cook und Forster, Ihr kühnen Weltumsegler, hört auf, den einförmigen Ocean zu durchkreuzen, und steigt aus Eurem gefahrvollen Schiff in die sichere Landkutsche, um irgend einen Winkel von Schwaben, oder sonst ein spannenlanges deutsches Lilliput zu bereisen! Ihr segelt von Pol zu Pol, um neue Entdeckungen zu machen, und verstummt, wenn man Auskunft über die steinigen Wege des

Schwarzwalds verlangt, oder über die mit Epheu bewachsenen Mauern der berühmten badischen Stadt Pforzheim belehrt seyn will.

O daß das Leben meines Wanderers nicht eine einzige Reise ist! Es wäre für die Menschheit ein Segen, wenn das Schicksal ihn mit dem Fluch des ewigen Juden belegt hätte, oder noch besser, wenn er die Gabe der Allgegenwart besäße, weil Ihn unmöglich Jemand von der Schweiz sprechen hören kann, ohne zu wünschen, er möchte ihn zugleich von Grönland unterhalten. Im Ernst, kein Fuß in der Christenheit wäre so würdig, als der seinige, jene berühmten Meilenstiefel zu tragen, und man muß den Tag segnen, an welchem er den folgenreichen Entschluß faßte, die Mauern seiner Vaterstadt zu verlassen, und Kirchthürme zu sehen, die zwanzig Meilen weit von ihr entfernt sind. Segnen muß man auch seine weise Enthaltsamkeit, die ihn Bier statt Wein trinken lehrte, um seine für die Menschheit so wichtige Wanderung zu verlängern, und verflucht sey der

Vandalismus jedes Gastwirths, der es wagte, sie durch gewissenlose Rechnungen zu verkürzen! Dem Straßenräuber, der jemahls nach seiner Börse greift, erstarre in demselben Augenblick das Werkzeug seiner Missethat, die verbrecherische Hand, und erhalte die Bewegung zu keinem andern Gebrauch wieder, als um die Reisebemerkungen des Beraubten ins Reine zu schreiben! Heil dem braven Schwager, der durch das Klatschen seiner Peitsche und das Schmettern seines Horns das Einschlummern unsers Homers verhinderte! Heil endlich den edlen Rossen, welchen die hohe Ehre zu Theil wurde, vor seinen Wagen gespannt zu werden! Zuverläßig waren diese trefflichen Thiere keine teutschen Mähren, sondern ächte Houyhnhams, die ihr glückliches und geliebtes Vaterland verließen, um einem der größten Yahoos ihre Freiheit aus eigenem Antrieb zum Opfer zu bringen, und nimmermehr treffe sie das erniedrigende Los, einen seichten reisenden Franzosen durch Deutschland oder einen Thümmelschen Hypochondristen

durch die mittäglichen Provinzen von Frankreich zu schleppen. Brüderlich theile ihr dankbarer Gebiether den Haber mit ihnen, den ihm künftig sein Fürst zur Belohnung seiner treuen Dienste wird reichen lassen, und hat er einst auf diesem Weltkörper seine glorreiche Laufbahn vollendet, so bringt, o Ihr herrlichen Rosse! den Phönix der Reisenden wohlbehalten nach dem Olymp, wo die glänzendste Ehre seiner wartet. Phöbus-Apollo, müßt Ihr wissen, der seit dem vierten Schöpfungstage täglich eine Lustreise um die Welt macht, ohne das neu- und lehrgierige Publikum mit geographischen, statistischen, oder philosophischen Bemerkungen zu beschenken, ohne eine einzige Windmühle zu beschreiben, und ohne die fürstlichen Personen zu zählen, die er auf seiner langen Wanderung von Angesicht zu Angesicht zu sehen das Glück hat, dieser gedankenlose Reisende wird von dem Vater der Götter seines Amts entsetzt werden, und wer ist würdiger, sein Nachfolger zu werden, als Euer Meister, und welche arabische oder engli-

sche Abkömmlinge Eures Geschlechts können Euch die Ehre streitig machen, vor den Sonnenwagen gespannt zu werden? Heil also der glücklichen Erde! Der neue Phöbus wird sich zwar weniger als der alte das Gedeihen ihrer Saaten und ihres Weinstocks angelegen seyn lassen, aber dafür wird er kein Dörfchen zu klein finden, um darin Stoff für die Belehrung und Ergetzung ihrer lesenden Kinder zu sammeln. Wie einst der hinkende Teufel bey Nacht, wird er bey Tage spähen, forschen und bemerken, und seine Nachrichten, Schilderungen und Empfindungen werden in Briefen an die Weiber und Töchter seiner Landsleute, an seine Schwestern, Freundinnen und Basen den Wolken entfallen.

IV.

Die Weinliebe.

Vertheidigt von einem bejahrten und erfahrnen Anhänger der Trinklust und Trinkkunst.

Leute, die auf ihre Nüchternheit, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit nicht wenig stolz sind, hören nicht auf, dem Wein seine Freunde, und seinen Freunden den Wein zu mißgönnen. Diese Splitterrichter vergessen Alles, was Anakreon und die Sänger aller Zeiten in eben so frommen, als feurigen Liedern zur Ehre der köstlichen Gabe, mit deren Hervorbringung sich ein Gott unmittelbar zu beschäftigen nicht unter seiner Würde fand, gesungen haben, und

sind unbescheiden genug, andern vernünftigen Leuten zuzumuthen, gleich ihnen, sie mögen nur baden, oder trinken wollen, sich an dieselbe Quelle zu begeben, und ihren Gaumen mit keiner edleren Feuchtigkeit zu erfrischen, als mit welcher sie ihre Hände waschen.

Wahrlich, wer gegen diese Lästerer der edlen Trinker und ihres noch edleren Tranks irgend eine Waffe ungebraucht läßt, und nicht so vielen Witz, als er nur aufzutreiben vermag, anwendet, um sie vor aller Welt in ihrer ganzen Blöße darzustellen, ist werth, von einem ewigen Durst gepeinigt zu werden, und ihn mit Nichts, als mit Wasser stillen zu können.

Die Trunkenheit sey ein Laster, sprechen die Weinfeinde. Man denke doch, ein Laster! Gesteht Ihr nicht selbst, daß unsere Väter ganz andere Trinker waren, als wir? Sie tranken aus Humpen, die wir kaum vom Tisch zu heben vermögen, und wir trinken aus Fingerhüten, die wir Gläser zu nennen belieben. Offenbar hat also die Trunkenheit abgenommen. Man nenne

mir aber irgend ein Laster, von dem man sagen kann, es gehe weniger im Schwang, als ehemahls. Vermögen die kräftigen Federn aller Sittenlehrer, vermag selbst das noch kräftigere Schwert des Henkers zu verhindern, daß nicht Lug und Trug, Ungerechtigkeit und Gewaltthat, Wollust und Verführung, und selbst Diebstahl und Mord sich mit jedem Tage vermehren? Und vereinigen sich nicht dagegen alle Zungen in der Klage, daß von Allem, was unsere Väter Tugend nannten, kaum noch der Nahme vorhanden sey? Asträa hat die Erde verlassen. Die Trunkenheit ist im Begriff, dasselbe zu thun, und zeigt sich also als ihre würdige Schwester.

Daß es noch zuweilen Leute gibt, die es für eine Schande halten, von einem Uebermaß des Weins überwältigt zu werden, dieser Umstand ist gleichfalls ein Beweis, mit welchem Unrecht man die Trunkenheit in die Reihe der Laster stellt. Schämt man sich etwa, die Gerechtigkeit zu verkaufen, Wittwen und Waisen zu plün-

dern, die Ehre seines Nächsten zu morden, die Unschuld zu verführen, seine Gläubiger zu betrügen, seine Freunde zu verrathen, mit einem Wort, schämt man sich irgend eines Frevels? Aber schämt man sich dagegen nicht eben so sehr betrunken zu seyn, als man sich ehrlich zu seyn schämt, und gibt man also nicht auch durch diesen Umstand zu erkennen, daß man die Trunkenheit mit der Rechtschaffenheit in eine Klasse setzt?

Kann überhaupt eine Neigung ein Laster genannt werden, in welcher die Menschheit die Mutter einer der schönsten und seltensten Tugenden, ich meine der Wahrheit, erkennt? Freylich wird der Wein gerade um dieses Vorzugs willen von gewißen Leuten gehaßt. Sie enthalten sich seiner, nicht aus Furcht, eine Sünde zu begehen, sondern aus Furcht, mehr als Eine zu bekennen.

Unter dem vielen Bösen, das seine Feinde dem Wein nachsagen, gehört auch die nachtheilige Wirkung, die er auf die Vernunft seiner eifrigsten Verehrer haben soll. Aber ich frage:

Ist denn wirklich die Vernunft ein so unschätzbares Kleinod, als Viele unvernünftigerweise sich einbilden? Sind es die vernünftigsten Leute, die das meiste Geld besitzen, die größten Ehrenstellen bekleiden, und die meisten und redlichsten Freunde zählen? Kommt Görge durch die Vernunft, oder wie ein weiser Dichter sagt, durch seine Dummheit fort? Hört man endlich den Spruch nicht von allen Zungen, und liest man ihn nicht in allen Büchern, daß die Welt nicht durch Weisheit, sondern durch Thorheit regiert werde? In der That, Ihr seyd der Natur Dank schuldig, daß sie, wenn sie Euch auch aus weisen Ursachen ein Kraut für den Tod versagte, doch eine Arzney gegen die Vernunft wachsen ließ. Zwar will ich nicht behaupten, daß sie ganz und gar unter die entbehrlichen Dinge gehört. In einer nicht allzustarken Gabe kann sie zuweilen im gemeinen Leben dem Menschen, der sie besitzt, einige nicht unbedeutende Dienste leisten. Aber ein Auswuchs, den man nicht allzuweit um sich greifen lassen darf, wird sie

immer bleiben, und so wie ordentliche Leute sich den Bart scheren und di Nägel beschneiden, so sorgen sie auch dafür, daß ihre Vernunft nicht durch ein zu üppiges Emporstreben sie in der Gesellschaft ihrer Mitbürger zum Gegenstand des Mißfallens macht.

Aber wehe gleichwohl allen Anhängern des falschen Getränks, wehe jedem unmäßigen Weingenießer! sagen die Leute, die jeden Tropfen zählen, mit dem sie ihren Durst löschen. Traut Ihr dem Wein zu viel, so nährt Ihr eine Schlange im Busen. Er ist ein Todschläger, und stürzt mehr Leute ins Grab, als der Schierling und das Schießpulver und das Rattenpulver.

Welche Einwürfe! Schämt Ihr Euch denn gar nicht, öffentlich zu bekennen, daß Ihr Euch vor dem Tod fürchtet, wie ein altes Weib vor Gespenstern? Wollt Ihr denn ewig leben, oder gar so alt werden, als ein Kammergerichts-Proceß? Im Ernst, man sollte das Werk verbiethen, das die Menschen die heillose Kunst lehren will.

ihr Leben zu verlängern, oder mit andern Worten, durch allerhand ärztliche Ränke die gute Mutter Natur um ihre gerechte Schuld zu betriegen. Und was helfen Euch am Ende Eure Künste? Enthaltet Euch immer des Weins. Ehe Ihr merkt, wie es Euch geschieht, werdet Ihr, Dank sey es der elenden vermeinenden Tugend, die Ihr Mäßigkeit nennt! von der hoffnungslosesten aller Krankheiten, ich meine von dem Alter, überrascht werden, und dann rennt und lauft nach dem Arzt, und laßt Euch helfen! Ich frage also, da Ihr Euren geheimen Plan, gar nicht zu sterben, doch nicht durchsetzen könnt, ob es nicht vernünftiger ist, sechzig Jahre lang Wein, als achtzig Jahre lang Wasser zu trinken? Zwar pflegen die Leute, dem wackern Trinker, der sich durch zu reichliche Opfer, die er dem Weingott bringt, sein Leben verkürzt, geradezu des Selbstmords zu beschuldigen. Aber nicht genug, daß ein Selbstmörder so gut ein ehrlicher Mann ist, als Andere, die ihr Leben so ängstlich bewahren, als ein Geizhals sei-

ne Goldkiste, er ist in der Regel zugleich ein geehrter Mann. Was braucht selbst der Held eines bloßen Romans mehr, als daß er sich eine Kugel vor den Kopf schießt, um von der ganzen Welt mehr bewundert zu werden, als der weiseste und tugendhafteste unter den Sterblichen, als ein Socrates? Oder ist es etwa rühmlicher, aus nicht erhörter Liebe zu seines Nächsten Weib, als aus erhörter Liebe zu seinen eigenen Rheinweinflaschen zu sterben? Oder verdient gar das Schießpulver den Vorzug vor dem Wein, und ist Schwarz, der Mönch, ein größerer Mann, als Noa, der Erzvater? Wahrlich, nicht mit einer umgestürzten Fackel, mit einer umgestürzten Bouteille hätten die Alten den Tod bilden sollen. Dieses Zeichen gebührt dem schönen Jüngling, der zwar nicht den Knoten eines langweiligen Trauerspiels zerhaut, und einen prahlenden Helden zu Boden streckt, aber dafür mit sinnig-zögernder Kunst das Lustspiel des fröhlichen Zechers entwickelt.

Es ist Eure Schuld, wenn Ihr nicht von nun

an Eure Vorurtheile gegen die rein=menschliche und rein=deutsche Neigung, der Mäßigkeit unter klingenden Gläsern zu spotten, ablegt, und so langmüthig auch in der Regel die Weinfreunde sind, so wird ihnen doch zuletzt über Euren ewigen Strafpredigten die Geduld ausgehen, und die gelindeste Rache, die sie an Euch nehmen, wird darin bestehen, daß sie Euch in jedem Gasthof eine Schandsäule errichten, oder Eure Nahmen in Trinkliedern verfluchen, oder gar Euer Bild, statt der gräßlichen Löwenköpfe auf Brunnen stellen, um das Trinkwasser für Eure Mitbürger durch Euren Mund zu leiten.

V.

Blätter aus einem Gedenk-Buche.

1.

Die Ueppigkeit der Großen.

Wie kann man sagen, die Ueppigkeit werde von den Großen aufs Höchste getrieben, da sie die Wollust des Erbarmens nicht kennen?

2.

Die reichen Frauen.

Nichts, sagt Virgil, ist unerträglicher, als eine reiche Frau. Ich kenne, sagt mein alter Nachbar, kaum drey Weiber, die mir nicht reich scheinen.

3.

Der Tugendprahler.

Ich getraue mir nicht zu bestimmen, was alberner ist, sich seiner Laster, oder seiner Tugenden rühmen.

4.

Das Alter.

Das Alter ist die unheilbarste aller Krankheiten. Aber wenn ein großer Theil der Menschen sie gar nicht bekommt, wem hat man es zu danken, als — den Aerzten?

5.

Der Tod aus Liebe.

Die armen Frauen! Wie oft gibt man ihnen den Tod ihrer Männer schuld! Nur nicht, wenn diese vor Liebe sterben.

6.

Die Selbstbeherrschung.

Man nenne mir einen höhern Grad der Selbstbeherrschung, als den, wenn Jemand seinen Witz unterdrückt.

7.

Sehnsucht nach einem langen Leben.

Das Alter ist ein Ziel, das sich alle Menschen zu erreichen sehnen, und zwar, wer sollte es glauben? aus Furcht vor dem Preise, der sie dort erwartet, dem Todtenkranze.

8.

Die Armen und das Glück.

Ein lasterhafter Armer bringt seine Feindinn, die Glücksgöttinn, in den Ruf der Gerechtigkeit, aber ein tugendhafter nimmt die edelste Rache an ihr.

9.

Das Kraut für den Tod.

Dem Himmel sey Dank, daß für den Tod, wie man zu sagen pflegt, kein Kraut gewachsen ist! Die Menschen würden sich des gefährlichen Mittels bald bedienen, um ihren Feinden, statt ihnen mit Gift zu vergeben, die Wohlthat des Todes zu rauben.

10.

Grund zu spielen.

Ihr spielt, wie Ihr sagt, um die Zeit zu tödten. Ich denke aber, mit Eurer Erlaubniß, gerade aus diesem Grunde solltet Ihr es unterlassen.

11.

Der Undank.

Der Undank ist ein wunderliches Laster. Je mehr die Verdorbenheit der Menschen zunimmt, desto seltener wird er. Wer bemüht sich, Dank zu verdienen, als die Guten, und sieht man die Zahl von diesen nicht täglich kleiner werden?

12.

Armuth und Edelsinn.

Nicht seine Armuth ist es, die den Mann von edlem Sinn bekümmert. Er seufzt nur, daß sie ihn hindert, sich selbst durch Wohlthätigkeit arm zu machen.

13.

Die deutschen Mäcene.

Ließen fünftausend Schriftsteller sich wie die

fünftausend Mann in der Bibel mit fünf Gerstenbroten speisen, ich traue unsern deutschen Mäcenen zu, daß sie großmüthig genug wären, die armen Hungernden zu sättigen.

14.

Verstand und Amt.

Wem Gott ein Amt gibt, versichert uns wenigstens ein Sprichwort, dem gibt er auch Verstand. Aber es ist weder zu hören, noch zu lesen, woher die Vielen ihn bekommen, welchen eine Göttinn eins gibt.

15.

Unheilbarkeit der Thoren.

Die Thorheit hält ihre Sclaven in stärkern Fesseln, als das Laster die seinigen. Hundert Ueberläufer bekommt die Tugend, für einen Einzigen, den die Weisheit gewinnt.

16.

Die Musendiener.

Es ist ein eigenes Schicksal der Musen, daß sich ihrem Dienst zugleich die besten und die schlechtesten Köpfe widmen.

17.

Weibliche Herrschsucht.

Die Klage über die Herrschsucht der Weiber ist zuverläßig eine der ungerechtesten. Ihr armen Männer, was würde aus Euch werden, wenn die eben so großmüthigen als holden Geschöpfe sich ihrer Gewalt über Euch nicht mit Mäßigung bedienten!

18.

Die Satyre und die Thoren.

Die Thoren entrüsten sich über die Satyre, nicht, weil sie sich von ihr getroffen finden, sondern wegen der Absicht, sie zu treffen. Jedes strafende Gedicht ist ihnen ein Spiegel, in welchem sie nicht ihre Gebrechen abgebildet, sondern ihre Vorzüge verunstaltet erblicken.

19.

Weibertreue.

Die weibliche Treue ist ein Wunder, welches von allen Wundern am wenigsten geglaubt wird.

20.

Die Kunstrichter.

Die Richter des Schönen sind die furchtbarsten von allen. Das Recht zu begnadigen ist ihnen versagt.

21.

Klagen über das Schicksal.

Möchten die Menschen doch aufhören, ihr Schicksal anzuklagen! Es ist sehr zu zweifeln, ob sie weniger zu leiden hätten, wenn sie unumschränkte Gebiether desselben wären.

22.

Die Schriftsteller im Umgang.

Man verlange nicht, daß Schriftsteller ihre Zuhörer in der Gesellschaft eben so angenehm unterhalten, als ihre Leser in der Welt. Wer ein Buch zu schreiben versteht, weiß darum nicht auch wie ein Buch zu sprechen.

23.

Todesfurcht.

Nicht die Annehmlichkeiten des Lebens, son-

dern die Schrecken des Todes fesseln einen großen Theil der Menschen an ihr Daseyn.

24.

Die Großmuth.

Wahre Großmuth will von keinem Dank wissen, und es wäre vielleicht ein Sporn für ihre Wohlthätigkeit, wenn sie die Menschen für undankbar halten könnte.

25.

Weibliche Geistesvorzüge.

Wäre ich Vater, ich würde es für ein kleineres Unglück halten, wenn meine Söhne Dummköpfe wären, als wenn ich meine Töchter wegen ihres großen, oder gar wegen ihres schönen Geists rühmen hörte.

26.

Rechthaberey.

Wer keinen Widerspruch ertragen kann, will weder, daß seine Wahrheit siege, noch daß sein Irrthum besiegt werde.

27.

Haß der Schmeichler.

Ich glaube, kein Haß ist weniger aufrichtig, als der Haß gegen die Schmeichler. Oder er mag ungefähr eben so aufrichtig seyn, als die Liebe gegen den Mann, der uns die Wahrheit sagt.

28.

Witz und Verstand.

Der Verstand braucht dem Witz kein gutes Wort zu geben. Aber der arme Witz, was ist er ohne den Verstand? Oder vielmehr, er lebt bloß von der Gnade des Verstands, und ich fürchte, die Zeit ist nicht mehr fern, wo dieser ihn ganz vernichtet, oder mit andern Worten unwidersprechlich beweist, daß er Nichts ist.

29.

Schmähschriften und Lobgedichte.

Wenn die Wahrheit Gericht hielte, sie würde mehr Lobgedichte, als Schmähschriften verbrennen lassen.

30.

Ruhm der Schönheit.

Wenn die Frauen bloß wegen ihrer Schönheit gelobt seyn wollen, so werden sie es uns nicht übel nehmen, wenn wir sie zu loben aufhören, sobald sie aufhören, schön zu seyn.

VI.

Der Teufel und sein Ebenbild.

Man weiß es zwar längst, und hat keine sonderliche Freude darüber, daß es auf der Erde dem Teufel nicht an Seinesgleichen fehlt. Aber weniger bekannt, und mehr zu verwundern ist es, daß sogar am Himmel sein Ebenbild zu finden ist.

Es thut mir leid, um den lieben, sonst göttlichen Mond, daß ich ihn als dieses Ebenbild nennen muß. Aber ist es meine Schuld, daß er Jedem, der ein Paar Hörner erblickt, eben so leicht einfallen kann, als der leidige Teufel?

Ob der Teufel seine Hörner eben so regelmäßig bald zeigt, bald verbirgt, als der Mond, der die seinigen, so oft er in seinem vollen Glanz erscheinen will, ablegt, läßt sich nicht genau angeben. Genug für die Aehnlichkeit beyder, daß auch der Teufel seine Hörner nur im Haushabit trägt, und sich ihrer aus guten Gründen entäußert, so oft er im Begriff ist, eine recht wichtige Rolle zu spielen.

Bey Gelegenheit der Teufelshörner darf wohl auch bemerkt werden, daß man es mancher guten Frau nicht verdenken kann, wenn sie behauptet, sie habe einen recht teuflischen Mann.

Wenn der Fürst der Finsterniß, wie die Schrift ihm Schuld gibt, sich in einen Engel des Lichts verstellt, so möchte der Mond ihm wegen dieses Betrugs wenig vorzuwerfen haben, da er es hoffentlich nicht zu läugnen begehrt, daß auch sein Leuchten nur Verstellung ist, und daß er das Licht, mit dem er zu prangen pflegt, geborgt hat.

Ob Ihr mondsüchtig, oder vom Teufel be-

sessen seyd, ist vollkommen einerley, und der Mond muß also abermahl verstummen, wenn man ihm seine nahe Verwandtschaft mit dem Teufel vorrückt.

Wenn Euch Steine um die Köpfe fliegen, ohne daß Ihr wißt, woher sie kommen, so denkt kecklich, Einer von Beyden ist der Urheber der Tücke, der Mond, oder der Teufel.

Schon manchem Heiligen hat der Teufel zugemuthet, daß er vor ihm niederfalle, und ihn anbete. Dieser Ehrgeiz ist offenbar seine schwache Seite, von welcher man ihn bloß zu fassen braucht, um in der verwickeltsten Lage auf seine thätige Freundschaft zu zählen. Wer ihn zu seinem Götzen erwählt, macht ihn zugleich zu seinem Sclaven, zu seinem Schatzmeister, zu seinem Arzt, zu seinem Kuppler, und kann ihn selbst als Postpferd gebrauchen. Wie Vieles fällt aber dem Mond auch von dieser Seite zur Last! Hat er nicht erst vor wenigen Jahren durch seine Zauberkünste es dahin gebracht, daß die schönsten und edelsten deutschen Jünglinge und

Jungfrauen vor ihm auf den Knien lagen, und über dem seinigen nicht nur den wahren Gottesdienst, sondern sogar die Verehrung der heidnischen Gottheiten vergaßen? Welcher Verliebte gab in seinem Herzensdrang dem Amor und seiner Mutter noch ein gutes Wort? Statt des berühmten göttlichen Bogenschützen, zielte er mit seinen kalten Pfeilen nach den warmen Herzen, und warf sich zum eigentlichen Allerwelts-Kuppler auf. Und daß er seine Anbeter auch mit Reichthümern belohnte, davon können wenigstens die Poeten zeugen, die seine silbernen Strahlen auf eine geschickte Weise in ihre Verse und in ihre Prosa zu verweben wußten, und dafür von großmüthigen Buchhändlern gediegenes Silber empfingen.

Der Teufel läßt sich die Seelen seiner Anhänger verschreiben, und pflegt sie am Ende mit Haut und Haar zu hohlen. Der Mond bemächtigte sich während seines Regiments vorzüglich der schönen Seelen, und ohne geradezu die armen Jungen und Mädchen nach der rohen

Weise seines Vorbilds in Stücke zu zerreißen, oder ihnen die Hälse zu brechen, ließ er sie sanft verschmachten, oder löste sie in Thränen auf.

Der Mond hat häufig den Verdruß, von den Hunden angebellt zu werden, und der Teufel versuche es einmahl, und zeige sich dem größten Bullenbeißer, oder dem kleinsten Bologneser, und sehe, ob er auf eine freundlichere Art empfangen wird, oder ob nicht vielmehr die braven Thiere, die sich von jeher durch ihre natürliche Abneigung gegen alles unheimliche Gesindel auszeichneten, ihm sogar an den Pferdefuß fahren.

Rührt der Mond, um Ebbe und Fluth zu erhalten, den Wasser-Ocean von Zeit zu Zeit durcheinander, so wühlt der Teufel dafür in dem Feuer-Ocean, den man die Hölle nennt.

Doch, es sey genug, wenn ich die bisher genannten Aehnlichkeiten beyder mit der Unähnlichkeit beschließe, daß der Mond seine vormah-

ligen Anhänger längst wieder verloren hat, der Teufel hingegen die seinigen so lange die Welt steht, zu behalten hoffen darf.

1 8 0 6.

I.

Die Erscheinung.

Wißt Ihr auch, sprach ein Mitglied eines Londner Klubbs zu den übrigen, daß unser guter Robert die Nacht kaum überleben wird?

Indem Alle den nahen Verlust des Freunds beklagten, schlug es zwölf Uhr, und kaum war der letzte Ton der Glocke verhallt, als plötzlich die Thür des Zimmers sich öffnete, und eine schneeweisse Gestalt hereintrat, in welcher Jeder den abwesenden Freund erkannte.

Die Erscheinung ließ sich auf dem gewohnten Sitze des Abwesenden nieder, und starrte, ohne einen Laut von sich zu geben, den Zirkel

an, dem Schrecken und Erstaunen gleichfalls die Sprache geraubt hatten. Nach einem Verweilen von sechs bis sieben Minuten erhob sie sich wieder, und verließ mit feyerlich-langsamen Schritten den Saal.

Man denke sich die Empfindungen einer Gesellschaft von drey und zwanzig vorurtheilsfreyen Männern unmittelbar nach dieser Erscheinung. Keiner traute seinen eigenen Augen. Aber Jeder wurde durch das einstimmige Zeugniß der übrigen Zweyundzwanzig gezwungen, für wahr gelten zu lassen, was er sich selbst nicht glaubte. Hamlet, in dem Augenblicke, da er ausrief: Es geschieht Manches zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Philosophie Nichts träumen läßt, war hier vervielfältigt und unter verschiedenen Gestalten zu sehen.

Die Bestürzten brauchten Zeit, sich ein wenig zu erhohlen. Endlich aber hielten sie Rath über die unerklärliche Geschichte, und wurden einig vor allen Dingen das Haus von oben bis unten zu durchsuchen. Aber es zeigte sich keine

Spur eines lebendigen Wesens, und, ohne irgend eine Entdeckung, die ihnen hätte Licht geben können, kehrten sie zurück. Was war also natürlicher, als daß sie nach der Wohnung des Kranken eilten, um die Lösung des Räthsels bey ihm selbst zu suchen? Er lebte nicht mehr, und nach dem Bericht seiner Wärterinn war er um zwölf Uhr verschieden.

Welch eine Begebenheit für die Welt von London! Die verspottete Zunft der Geisterseher und Geisterbeschwörer hatte gewonnenes Spiel. Die Anhänger der Rockenphilosophie vernichteten ihre Gegner mit größerem Uebermuth, als vor Kurzem die weltweise Jugend auf gewißen deutschen Kathedern die ihrigen, und wer es jetzt gewagt hätte, die Wahrheit auch des abgeschmacktesten Ammenmährchens, oder die Todesprophezeihungen einer magnetischen Schäferinn zu bezweifeln, würde, wenn nicht gesteinigt, doch wenigstens für die Erbärmlichkeit in eigener Person erklärt worden seyn. Aber selbst Mancher, der seine Vernunft nicht

unter den Gespensterglauben gefangen zu nehmen pflegte, wußte nicht, was er aus der Geschichte machen sollte. Die Mitglieder des Klubs waren zu redlich, um für Betrüger, und zu aufgeklärt, um für Betrogene gehalten zu werden, und am wenigsten ließ sich bey irgend Einem von ihnen ein Zweck, die Leute durch ein Gespenstermährchen zu täuschen, denken.

Die Thatsache war also nicht zu bezweifeln. Einer Gesellschaft von drey und zwanzig Personen erscheint plötzlich die Gestalt eines gemeinschaftlichen Freunds, und verweilt so lange mitten unter ihnen, bis jeder Zweifel über die Wirklichkeit ihrer Gegenwart verschwinden muß. Als man in die Wohnung des Erschienenen eilt, findet man ihn todt, und erfährt, daß der Augenblick seiner Erscheinung und seines Sterbens einer und eben derselbe ist. War es Aberglaube, wenn man die Hoffnung aufgab, den seltsamen Auftritt aus natürlichen Ursachen erklären zu können? Es fehlte nicht an mannigfaltigen Versuchen dieser Art. Aber die Klüglinge

ermangelten nie, sie sogleich in ihrer Blöße darzustellen. Die Urheber wurden verlacht, und auf diese Weise gelangte die Begebenheit zuletzt zu einem Ansehen, durch welches sogar der Witz der starken Geister von London im Zügel gehalten wurde.

Jahre gingen vorüber. Der Verstorbene, der nicht für nöthig fand, sein Angedenken durch eine zweyte Erscheinung zu erneuern, wurde vergessen, und der nächtliche Auftritt blieb noch immer ein Räthsel. Aber endlich erschien die Person, die den Schlüssel dazu verwahrte, und diese Person war die Wärterinn des Verstorbenen, von welcher eines der Mitglieder des Klubs folgende Umstände erfuhr. In jener merkwürdigen Nacht lag der Kranke in einem scheinbar tiefen Schlafe, und die Frau glaubte daher Nichts zu wagen, wenn sie sich auf einige Augenblicke entfernte, um ein Geschäft außer dem Hause zu besorgen. Aber wer beschreibt ihre Verzweiflung, als sie bey ihrer Zurückkunft den Kranken nicht mehr fand! End-

lich, ehe sie noch überlegen konnte, was sie jetzt zu beginnen habe, trat er in das Zimmer, wankte seinem Lager zu, und war im nähmlichen Augenblick eine Leiche.

Dieser Bericht verwandelte die Geister-Erscheinung in eine bey aller ihrer Seltsamkeit doch höchst natürliche Geschichte. Der Kranke hatte in einem heftigen Fieber-Anfalle sein Lager verlassen, und in ein Bettuch gewickelt, sich nach dem nur wenige Schritte von seiner Wohnung entfernten Hause begeben, in welchem er sich viele Jahre lang täglich mit seinen Freunden zusammen gefunden hatte. Die Wärterinn schwieg, aus Furcht, sich durch das Geständniß der Wahrheit Verantwortung zuzuziehen. Aber nun, da sie leichter, als zur Zeit, da ihre Schuld noch neu war, Verzeihung zu erhalten hoffen konnte, schien es der guten Frau eine Gewissenssache, ihren lieben seligen Herrn noch länger dem in ihren Augen höchst schimpflichen Ruf eines Poltergeists Preis zu geben. So willkommen aber ihre Entdeckung den Freunden

der Vernunft war, so wenig Dank wußten ihr die Anhänger des Wunderglaubens für eine Aufrichtigkeit, durch die sie sich einer sehr mächtigen Waffe gegen die Freydenker und Spötter beraubt sahen.

II.

Willibalds Sendschreiben an die Ehrlichkeit.

Es ist umsonst, Madam! Sie mögen schmeicheln, oder drohen, wir sind geschiedene Leute. Lange genug habe ich die zahllosen Gefahren und die ungeheuren Beschwerden Ihres Diensts ertragen, und ist es Ihnen nur Ein Mahl eingefallen, ich will nicht sagen, meine unerhörte Treue zu belohnen, sondern nur mich gegen die unaufhörlichen Verfolgungen Ihrer Feinde in Schutz zu nehmen? Bin ich nicht, bloß wegen meines Eifers für Ihre Sache, beynahe von der ganzen großen Welt, und von dem größten Theil

der kleinen für einen Thoren erklärt worden? Mußte ich mir nicht den Nahmen eines Don Quixote beylegen lassen, der aus Liebe zu einem Hirngespinst den Verstand verloren habe? Und wer trug mehr Prügel und Püffe im Kampf für seine Dulcinea davon, der Held von Mancha, oder ich, da ich die Leute zwingen wollte, zu bekennen, Sie, Madam! wären die ehr- und tugendsamste Matrone der Schöpfung, und wer das Gegentheil behaupte, verdiene den Nahmen eines Schurken? Im Dienste jener Dame verhungerte beynahe Roß und Mann, und geht es mir besser in dem Ihrigen? Hier stehe ich, arm, verachtet, verspottet, verfolgt, vielleicht in Kurzem vogelfrey gemacht! Und warum? Aus keiner andern Ursache, als weil ich unsinnig genug bin, noch immer Ihre Märtererkrone nicht von meinem Haupte zu reißen. Verwünscht sey die Schreckensherrschaft, durch die es Ihnen gelang, mich zu Ihrem Sclaven zu machen! War ich nicht schon von meiner frühesten Jugend an Ihren Nachstellungen ausgesetzt? Könnte ich die

Drohungen vergessen, durch welche Sie sich meiner zu versichern suchten? Vater und Mutter, Muhmen und Tanten, Schulmeister und Prediger verkündigten mir bloß durch Ihre Einflisterungen die schrecklichsten zeitlichen Strafen und noch ewige obendrein, wenn ich es jemahls wagen würde, mich auch nur der kleinsten Ihrer Zumuthungen zu widersetzen. Und ich, o ich vergehe vor Scham über meine Verblendung! ich hielt die lächerlichen Mährchen, die man mir erzählte, daß z. B. Leute bloß aus dem Grunde, weil sie mit Ihnen nicht auf dem besten Fuße gelebt hätten, auf eine etwas auffallende Weise genöthigt worden wären, das Zeitliche mit dem Ewig zu verwechseln, für lautere Wahrheit. Oder soll ich etwa an Fabeln glauben, von welchen jeder Kirchhof die bündigsten Widerlegungen enthält? Hier, Madam! auf diesem friedlichen Sammelplatze des Todes, und nicht in dem schauervollen Gebiethe des der Gerechtigkeit geheiligten dreyfüßigen Ungeheuers, schlummern in stolzer Ruhe die Helden, die dem Vor-

urtheil trotzten, und groß genug dachten, um Ihnen Hohn zu sprechen. Die prachtvollen Denkmahle dieser „Zierden der Menschheit“ dieser „Stützen der Wittwen“ dieser „Väter der Waisen“ spotten Ihrer aufs Bitterste, und predigen dem vorübergehenden Wanderer Haß und Verachtung gegen Ihre Gesetze.

Allen möglichen Demüthigungen also, sind Sie, Madam! trotz Ihrer Anmaßungen ausgesetzt; und je mehr Freyheiten man sich gegen Sie herausnimmt, desto weniger Strafe hat man zu fürchten. Freylich hat der Staat von jeher die Aufmerksamkeit für Sie gehabt, besondere Leute zu bestellen, die sonst gar Nichts zu thun haben, als Ihren Widersachern aufzulauern, und Ihnen Genugthuung gegen die Schurken zu verschaffen. Aber ich beschwöre Sie, bey Ihnen selbst, Madam! mir zu sagen, was Sie durch diese Ihnen dem Scheine nach so schmeichelhaften Vorkehrungen gewinnen? Die Zahl Ihrer Anhänger ist so gering, daß man sich genöthigt sieht, einen großen Theil der Leute, die Sie

von Berufswegen an Ihren Feinden rächen sollen, gerade aus der Reihe dieser Ihrer Feinde selbst zu wählen. Ueberhaupt, um Ihnen ganz die Augen zu öffnen, muß ich Ihnen sagen, daß, wenn je noch hin und wieder ein armer Teufel wegen einer Ihnen zugefügten Beleidigung beym Kopf genommen wird, Sie nicht sonderlich stolz auf Ihren Sieg zu seyn Ursache haben. Neben dem, daß ein solcher Mensch in der Regel zum niedrigsten Pöbel gehört, bestraft man ihn selten aus Achtung gegen Sie, sondern meistens, um eines Theils die Schergen und Büttel nicht ganz umsonst zu bezahlen, und andern Theils, damit das gefühl- und geschmackvolle Publikum sich zuweilen auch an einem andern Schauspiele, als an einem von Kotzebue und Iffland, zu ergetzen Gelegenheit hat.

Bedarf eine Dame von Ihrer Weisheit noch stärkerer Gründe, um sich zu überzeugen, daß ihr Nichts übrig bleibt, als sich so verstohlen als möglich von einem Schauplatze zu entfernen, auf welchem Sie, so oft sie sich blicken

läßt, ausgezischt wird? Und sollten Sie, Madam! sich über Ihr widriges Schicksal unter den Menschen noch wundern? Was Sie von ihnen fordern, ist schlechterdings gegen ihre Natur. Wir sollen, so verlangt es Ihre Grille, das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams nicht bloß ablegen, sondern auch halten. Wir sollen immer die Wahrheit reden; wir sollen uns nicht vom Schweiß unsers Nächsten, sondern von der Arbeit unserer Hände nähren; wir sollen unsere Schulden bezahlen, wenn wir auch noch so viele Ahnen zählen. Mit Einem Wort, Jeder, ohne Ansehen der Person, soll sich in ein Wesen verwandeln, welchem vom Menschen Nichts übrig bleibt, als die Gestalt. Und wenn wir das nahmenlose Ungemach, dem Sie uns Preis geben wollen, heldenmüthig ertragen, welche Belohnung können Sie uns versprechen? Stehen Ihnen die Schätze der Erde zu Geboth? Haben Sie Ehrenstellen zu vergeben, oder Ordensbänder zu verleihen? Sie verstummen, Madam! Sie sind eine wahre Bettelprin=

zessinn vom Berg Libanon, und doch haben Sie die Lächerlichkeit, trotz der leeren Hände, mit welchen Sie erscheinen, von den Leuten die schwersten Dienste zu fordern, und nie anders, als im categorischen Imperativ zu sprechen. Ist es ein Wunder, wenn Sie bey einem solchen Betragen der Spott der Kinder werden? Aus alter Freundschaft will ich Ihnen einen Rath ertheilen, der Ihnen allein zu einigem Ansehen unter den Menschen verhelfen kann. Gehen Sie, Madam! um von dem Ueberflusse sein Horn, und von der Fortuna ihr Glücksrad zu borgen. Ich verspreche Ihnen im Nahmen aller meiner Brüder, daß wir uns, sobald wir Sie auf diese Art ausgerüstet sehen, nach jeder ihrer wunderlichen Launen bequemen, und wenn es Ihr Weltverbesserungsplan mit sich bringt, sogar auf den Köpfen gehen wollen. Nur ist es Ihre Sache, zu verhindern, daß man uns nicht von der entgegengesetzten Seite gleiche Vortheile anbiethet. In diesem Falle würden wir, da, wie Sie längst wissen, unser Abscheu gegen

Sie so groß ist, daß er selbst unserem Durst nach Golde die Wage hält, ohne Bedenken aufs Neue von Ihnen abtrünnig werden, und uns, wenn es nicht anders seyn könnte, sogar einen kleinen Verlust bey dem Tausche gefallen lassen.

Aber ich verschwende meine Beredsamkeit umsonst. Wenn hat Ihr Eigensinn auf Friedensvorschläge geachtet? Nicht einen Heller soll Sie unsere Bekehrung kosten, und unverhohlen behaupten Sie, wir müßten den Lohn für die Unterwerfung unter Ihren Scepter in uns selbst finden. Sie nennen ein gutes Gewissen, mit dem Sie uns beschenken wollen, einen Schatz, der seinem Besitzer mehr Glückseligkeit gewähre, als alle Guineen von Großbrittannien, und alle goldenen Ludwigs von Frankreich. Sie sind unerfahren genug, Leuten, die geneigt wären, mit Ihnen einen für beyde Theile gleich vortheilhaften Handel abzuschließen, mit einem Gemeinspruche aus der Sittenlehre unserer Urgroßväter zu antworten. Man gibt Ihnen endlich täglich lebendige Beweise, daß von den

Menschen Nichts leichter entbehrt wird, als das Ding, das Sie ein gutes Gewissen zu nennen belieben, und das man mit größerem Recht, als das Lügen, das Ding, das nicht ist, nennen würde, und gleichwohl bestimmen Sie es zum Preis für Forderungen, gegen welche die berühmten zwölf Arbeiten des Herkules armselige Kleinigkeiten sind.

Mögen Sie denn auf Ihrem Starrsinne beharren. Aber hören Sie auf, Ihre Ansprüche auf mich geltend machen zu wollen. Ich selbst hoffe es in Kurzem zu vergessen, daß ich Sie je gekannt habe, obgleich ich mir nicht verbergen kann, daß die Vortheile, die ich mir von meiner Sinnesänderung zu versprechen habe, Nichts weniger als glänzend sind. Bin ich gleich klüger, als ehemahls, so werde ich doch leider zuverläßig nicht glücklicher seyn. Niemand hält meine Reue für aufrichtig, und ich habe das Schicksal aller Ueberläufer, kein Mensch will mir trauen, und Ihre geschworensten Feinde, Madam! weigern sich am heftigsten, mich in ihre

Zunft aufzunehmen. Wo würde es freylich auch hinkommen, wenn vollends auch die ehrlichen Leute sich aufs Betriegen legen wollten? Die nächste Folge dieser Umwandlung wäre, daß die Betrieger einander selber betriegen müßten. Aus bloßer Liebe zu Ihnen, Madam! entsagte ich den einträglichsten Gewerben, und weihte mich dem Dienste der Musen. Aber gewiße Männer von großer Thätigkeit, die sich mit Ihnen, Madam! gar nicht vertragen sollen, und lauter Bücher verkaufen, die sie weder Geld noch Kopfbrechen kosteten, diese Männer bemächtigten sich der Früchte meiner Nachtwachen am hellen Mittage, und ich traue Ihnen beynahe zu, daß sie, um die Verachtung gegen Sie, Madam! aufs Höchste zu treiben, sogar von dem gegenwärtigen Sendschreiben eine zweyte Auflage veranstalten, ehe man noch die erste recht zu verkaufen beginnt. Was bleibt mir aber in einer solchen Lage übrig, als zu betteln, oder zu verhungern? Aber leider ist der Stolz, der sich gegen jenes empört, auch eins der unseligen

Geschenke, die ich meiner unseligen Anhänglichkeit an Sie, Madam! zu danken habe. Dieser Stolz, der allen Ihren Anhängern eigen ist, wird mich, wie es scheint, nie verlassen. So wenig ich Ursache habe, mit Ihnen zufrieden zu seyn, so zähle ich doch noch immer Ihre Feinde zu den meinigen, und scheue mich gar nicht, bey jeder Gelegenheit die höchste Verachtung selbst gegen Personen des höchsten Rangs, sobald sie sich einer Beleidigung gegen Sie, Madam! schuldig machen, laut und öffentlich zu erklären. Doch vielleicht hat eben diese Kühnheit die in meiner Lage wahrhaft glückliche Folge für mich, daß es mir vergönnt wird, den Rest meiner Tage, abgeschieden von der Welt, zwischen den Mauern eines der zürnenden Gerechtigkeit gewidmeten Tempels zu verleben.

Empfangen Sie also, Madam! für alle Fälle den Abschiedskuß, und mit ihm die wohlgemeinte Warnung, das Maß Ihrer Vergehen nicht noch mehr zu häufen. Die Zahl der Uebel, die man mit Recht Ihrem Einflusse zuschreibt, ist

so groß, daß die übel berüchtigte Pandora in Vergleichung mit Ihnen eine Wohlthäterinn des menschlichen Geschlechts genannt zu werden verdient, und ist es also nicht die höchste Zeit, daß Sie Ihre Irrthümer feyerlich abschwören, und sich ein für alle Mahl jeder Einmischung in unsere Angelegenheiten enthalten? Eifern Sie, so lieb Ihnen Ihre Ruhe und die Gunst sehr wichtiger Männer ist, von nun an weder gegen falsche Würfel, noch gegen falsche Eide. Lassen Sie die Vormundschaftsrechnungen ungeprüft. Sprechen Sie auch von dem bestochensten Richter und von dem feilsten Minister nicht anders, als mit der schuldigen Ehrerbiethung, und wagen Sie es kaum, über die Thaten eines Rapinat den Kopf zu schütteln. Was aber das Wichtigste ist, so lassen Sie es sich nie wieder beygehen, unsere Jugend zu verführen. Nichts ist leichter, als die Herzen zarter Kinder durch Lehren, wie die Ihrigen, zu gewinnen. Aber haben Sie auch die Folgen Ihrer Verführung bedacht? Voll abenteuerlicher Liebe zu Ihnen tre-

Bayerische Staatsbibliothek München

ten tausend arme Geschöpfe in die Welt, und werden mit allgemeinem Hohngelächter empfangen. Verständige Leute, die es gut mit den Betrogenen meinen, haben dann die größte Mühe, ihnen den Kopf zurecht zu setzen, und man hat sogar — obgleich seltene Beyspiele, daß diese Menschenfreunde, trotz ihrer Beredsamkeit, von den jungen Schwärmern, deren Bekehrung sie sich angelegen seyn ließen, mit schnöder Verachtung abgewiesen wurden.

In Ernst, Madam! man müßte eine schlechte Meinung von Ihrem Verstand haben, wenn man Ihnen zutraute, noch länger gegen den Strom schwimmen zu wollen. Betrachten Sie doch, ich bitte Sie, den größern Theil der Leute, die sich Ihre Anhänger nennen und für Ihre Sache fechten. Wahrlich, es sind noch armseligere Geschöpfe, als die geworbenen Soldaten des Falstaff. Und wer ist Ihnen Bürge dafür, daß nicht mit nächstem auch diese Gegenstände des Erbarmens, der Rumfordschen Suppe überdrüßig, mit der sie von Ihnen bewirthet wer-

den, Ihre Fahne verlassen? Mit Einem Worte! Ihr Reich hat auf ewig ein Ende, und man fängt sogar an, mit dem Daseyn der Hexen auch das Ihrige zu läugnen, ob ich Ihnen gleich nicht dafür stehen möchte, daß man Sie nicht, wenn man Ihrer habhaft werden könnte, gleich einer Hexe verbrennen würde. Sie wären von jeher ein Widerspruch in der besten Welt, und die Erde gleicht, solange sie sich Ihrer nicht entledigt, einem von Stürmen hin und hergeschleuderten Schiffe, das seine Fahrt erst dann wieder ruhig fortsetzen kann, wenn der Schuldbelastete Reisende, den es aufgenommen hat, über Bord geworfen ist.

III.
An einen Freund über das vorstehende Sendschreiben.

Ich mache, mein Freund! in einer großen Verlegenheit Anspruch auf Ihre Güte. Aus dem beyliegenden Briefe ersehen Sie, welche wichtige Dinge ich einer gewißen Dame zu sagen habe, von welcher unsere Väter viel zu reden wußten, und deren Nahmen man auch jetzt noch zuweilen, wenn man in der Laune zu scherzen ist, im Publikum zu nennen pflegt. Dieses Frauenzimmer, Ehrlichkeit ist ihr Nahme, findet seit geraumer Zeit für gut, in der strengsten Verborgenheit zu leben, und ich besorge nicht ohne Grund, daß mir ein Brief an die

Dame ohne weiteres von dem löblichen Postamt zurückgeschickt werden möchte. Wie soll ich es also angreifen, um an die verschollene Person meine Herzenserleichterung gelangen zu lassen? Zum Druck muß ich mein Sendschreiben befördern. Da aber das Einrücken desselben in das Anzeigeblatt irgend einer gelehrten Zeitung mich gar zu hoch zu stehen kommen würde, was konnte mir erwünschter seyn, als die Nachricht, daß Sie, mein Freund! für das nächste Jahr einen Almanach herauszugeben im Begriff wären? Sie standen selbst von jeher mit der Ehrlichkeit in dem besten Vernehmen, und wie könnten Sie also Bedenken tragen, meinem Schreiben ein wenig Raum in Ihrem Büchlein, wäre es auch nur im Hintergrunde, zu gestatten? Von welchem Frauenzimmer bleibt irgend ein Almanach ungelesen? Und mein Brief gelangt also auf diesem Wege gewiß am sichersten in die Hände der Dame, an die er gerichtet ist.

Da mein Character noch immer die unglückliche Richtung behält, die ihm meine ehemalige

Freundinn gegeben hat: so kann ich Ihnen nicht verschweigen, daß es mir bey meinem Schritte um mehr als um die Wahrheiten zu thun ist, die Sie in meinem Briefe finden. Also ohne Umstände. Berühmt will ich durch diese Geburt meiner Feder werden. Im Ernst, mein Freund! Im Augenblick, da ich der Ehrlichkeit entsage, werfe ich mich, wie manche der größten und berühmtesten Helden, der Unsterblichkeit in die Arme, und bin unbekümmert, ob dieses Wagstück mich in eine Fehde mit der Gerechtigkeit verwickelt. Die schriftstellerische Ehre überwiegt die bürgerliche Schande, und ein mit Lorbern umwundenes Haupt gebiethet auch dann noch Ehrfurcht, wenn es auf einer Pike zur Schau getragen wird. Sollte ich aber ja durch mein Werk nicht bis zum Tempel des Ruhms vordringen, so hoffe ich, wird sie mir wenigstens die Thür einer Garküche eröffnen, und ist dieser Ort nicht ein Himmelreich für solche Dichter, die ihr ganzes Leben hindurch schwärmerische Anhänger der Ehrlichkeit blieben?

Vielleicht ist Ihnen, mein ehrlicher Freund! das Gerücht auch zu Ohren gekommen, daß die gute Ehrlichkeit längst mit Tod abgegangen sey. Es fehlt aber zu meiner Freude noch immer hin und wieder nicht an solchen Männern, die mich das Gegentheil zu glauben nöthigen, und die zugleich, obschon wie ich fürchte, irriger Weise, sich einbilden, Sendschreiben wie das meinige, könnten der in den letzten Zügen liegenden armen Verfolgten das Leben noch ein wenig fristen.

Mit dem Wunsche, daß das Schicksal Sie wo möglich ganz mit der Krone des Märterers verschonen möchte, nenne ich mich Ihren leider noch immer ehrlichen Freund.

IV.

An das neue Jahrhundert.

Zueignungsschrift eines Taschenbuchs.

Der Einzug eines neuen Herrschers in seine angeerbten Staaten wird immer von dem glücklichen Volke, das geboren ist, um an seinem Zügel gelenkt zu werden, mit dem höchsten Pompe gefeyert. Man streut ihm wirkliche und poetische Blumen, oder natürliche und unnatürliche in den Weg. Ihm zu Ehren weint man im Trauerspiele und lacht im Lustspiele. Man kitzelt seine Ohren mit der schmelzenden Harmonika, erschüttert sie mit der donnernden Pauke, und zerreißt sie mit der krächzenden Fidel eines ländlichen Orpheus. Man veranstaltet Bälle,

und tanzt aus Ehrfurcht, und kurz, alle neun Musen und alle sieben freyen Künste mit ihren Magistern werden für ihn in Thätigkeit gesetzt, und zuweilen bekommen sogar die drey Grazien bey dem Feste eine Rolle zu spielen.

Was sind aber die Monarchen, mit deren Nahmen der Staatskalender prangt, wenn man sie mit Dir, dem bisherigen Koadjutor und nunmehrigen Thronfolger des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht, mit Dir, der dem Universum Gesetze vorschreibt, und vor dessen Scepter sich selbst der stolzeste Republikaner beugt? Sind wir Dir also nicht wenigstens gleiche Ehre zu erzeigen schuldig, oder dürfen wir Deiner Ankunft mit so steifem Rücken und mit so schnöder Kälte entgegen sehen, als ob ein Erdensohn, der bloß Verdienste, aber keine Macht hat, uns über den Weg liefe? Unmöglich! Eine solche Vernachläßigung verzeiht man nur Juden und Türken und der großen Nation, nicht aber einem christlichen Volke. Im Gegentheil, Alles, was Odem und eine Feder hat, sollte billig un-

ter uns sich zur Verherrlichung des Tags vereinigen, an welchem Du seltenes Riesenkind! zugleich geboren bist, und die Regierung antrittst. Mögen aber auch meine Brüder, die Schriftsteller, mögen Weise und Thoren, mögen Mächtige und Unmächtige, mögen Vornehme und Geringe, ja mag die ganze Welt Dich neuen Ankömmling gleichgültig und gedankenlos anstarren, ich beuge im Nahmen des ganzen menschlichen Geschlechts die Knie vor Dir, und feyre, indem ich Dir einen Almanach weihe, Deine Ankunft mit Oden und Liedern, mit Sonetten und mit Sinngedichten, mit Fabeln und Erzählungen, mit Vorreden und mit Nachreden. Freylich bin ich Dir auch zu doppelter Ehrerbiethung verpflichtet. Bist Du nicht der natürliche Mäcen der Kalendermacher, und hätte nicht Horaz seine bis auf den heutigen Tag noch lebenden Werke viel leichter ohne diesen seinen großmüthigen Beschützer schreiben können, als wir die unsrigen ohne Dich?

Aber haben die armen Söhne des Staubs

auch wirklich Ursache, sich Deiner Ankunft zu freuen? Wenn es wahr ist, was man sagt, so führst Du gar Nichts Gutes gegen uns im Schilde. Du sollst nähmlich eine Art von Aquatofana unter Deinem Mantel verborgen halten, und entschlossen seyn, mit Hülfe dieses untrüglichen Mittels Alle, die im gegenwärtigen Augenblicke an Deiner Wiege stehen, leider mich selbst nicht ausgenommen, nach und nach zu den Schatten hinabzusenden. Die Urheber dieses Gerichts sind Nichts weniger, als Verleumder, und die Sache hat in meinen Augen viel Wahrscheinlichkeit. Doch Du handelst in diesem Falle nach einem Recht, das wenigstens einen so festen Grund hat, als das Recht minder glorreicher und mächtiger Gewalthaber, uns auf einen Hirsch zu schmieden, oder uns auf die Galeeren, oder in die Bleyminen zu schicken. Wir legen also, wie es die Unterthanenpflicht gebeut, die Hand auf den Mund, und erwarten gelassen den Augenblick, da Du uns Deinen Schlaftrunk zu reichen für gut finden wirst.

Damit es aber auch Dir nicht an einem heilsamen Memento mori fehlt, so erlaube mir, Dir ohne Zurückhaltung die Stunde zu entdecken, in welcher der Strudel der Vergangenheit Dich selbst in seine Tiefe begraben wird. Wisse also, daß nach einem unwiderruflichen Schluße des Schicksals den ein und dreyßigsten December im Jahr Ein Tausend neunhundert nach der Zeitrechnung der Christen Dein Hinscheiden erfolgt. Irrt sich auch zuweilen ein magnetischer Schläfer, oder eine magnetische Schläferinn in der Vorhersagung irgend eines hohen Todesfalls, so ist meine Bestimmung Deines Todestags desto unfehlbarer, und der Schaden ist also Dein, wenn die heilige Stunde Dich überrascht, ehe Du Alles vollbracht hast, was Dir Dein Scheiden leichter machen, und einen guten Nahmen bey den künftigen Geschlechtern erwerben kann.

Da Du einmahl berufen bist, Dich an unserem Leben zu vergreifen, so ist Nichts billiger, als daß Du uns die Bitterkeit desselben so wenig als möglich empfinden lässest, und in der

Hoffnung also, Du werdest der ganzen Menschheit ihren Weg, wenn nicht gerade mit Rosen, doch auch nicht mit Dornen bestreuen, fahre ich fort, mich so freundlich mit Dir zu unterhalten, als ob ich nicht ein Wort von Deinem Anschlag auch auf mein Leben wüßte, und ich werde sogar großmüthig genug seyn, Alles, was nur irgend den Erdenbürgern einen vortheilhaften Begriff von Dir beybringen kann, zur allgemeinen Kunde zu bringen.

Schon ehe Du die Welt begrüßtest, konnten wir ahnen, daß Du Nichts weniger als unter die alltäglichen Erscheinungen gehörst. Es behaupteten nähmlich gerade ein Jahr früher, als Deine Mutter, die Zeit, von Dir entbunden wurde, Leute von tiefer und gründlicher Gelehrsamkeit, Du wärest bereits geboren, und hättest das Regiment übernommen. Umsonst waren die besten Gründe, die man ihrem Wahn entgegen setzte, und ihren Gegnern zum Trotz feyerten sie Deinen Geburtstag vor Deiner Geburt. Welche Auszeichnung! Kann irgend ein

Großer der Erde sich einer ähnlichen rühmen? Aber der Streit über Dein Seyn oder Nichtseyn mußte nothwendig Deinem Vorgänger, der mir Nichts, Dir Nichts für einen Todten erklärt wurde, seine letzten Stunden aufs höchste verbittern. Konnte er jetzt länger zweifeln, daß die Welt, die geradezu sein Daseyn läugnete, sein herannahendes Ende mit der größten Ungeduld erwarte, und also in ihm einen Tyrannen erblickte, von welchem man sich nicht schnell genug befreyt sehen kann? Leider ist es seine Schuld, daß die öffentliche Stimmung ihm in einem so hohen Grade ungünstig war, und seine besten Freunde können nicht läugnen, daß er Nichts unterließ, was ihn nothwendig um die Achtung und die Liebe des Volks bringen mußte.

Es kann Dir unmöglich gleichgültig seyn, Ihn, an dessen Stelle Du vor wenigen Augenblicken getreten bist, mit seinen Vorzügen und Mängeln, mit seinen Launen, Eigenheiten und Schwächen, kurz von seiner Lichtseite und von

seiner Schattenseite kennen zu lernen, und ich rechne also auf Deinen Dank, wenn ich Dir ihn ganz nach dem Leben zu schildern versuche. Wäre er nicht auf ewig von uns geschieden, so würde ich alle meine Beredsamkeit zu seinem Lobe erschöpfen. Aber da er mich nicht mehr hört, so darfst Du Dich darauf verlassen, daß ich Dir von ihm Nichts als die trockene Wahrheit sage.

Es wäre ungerecht, ihm ganz alle Verdienste absprechen zu wollen. Es hatte, um gleich eines der wichtigsten zu nennen, vor ihm kaum einen bessern Schulmeister gegeben, als er war. Wer zählt die Elementarwerke, die Lehrbücher für die Lehrenden und Lernenden, und die neuen Fibeln, die er hervorbrachte? Wurde er jemahls müde, Philantropine, Akademien, Kunst- und Handwerks- Söhne- und Töchter-Schulen zu stiften? Machte er ferner sich nicht hochverdient um die Künste der Musen, und führte er nicht nahmentlich die Barden in die ausgelichteten deutschen Wälder zurück? Lehrte er nicht

unsere Poeten, die bisher gleich dem Gewürm nur im Staube gekrochen waren, gleich dem Adler zur Sonne, und einige derselben sogar noch über diese hinauffliegen? Sind Gellert und Rabener, sind Hagedorn und Uz, sind Haller und Klopstock, sind Kleist, Lessing und Wieland nicht seine Söhne? Welcher Deutsche verstand Deutsch, ehe er nicht ohne die größte Mühe es uns lehrte? Sprachen wir vor ihm nicht mit dem Munde der Franzmänner, der Hellenisten und der Abkömmlinge des Romulus, indem wir Deutsch zu sprechen uns einbildeten? Ist nicht Adelungs Wörterbuch ein Geschenk, das wir kaum zuvor noch ganz Unmündigen einzig und allein seinem mächtig waltenden Geiste verdanken? Man nenne mir die Philosophie, die er nicht erfunden, den Philosophen, den er nicht hervorgebracht hat? Sein ist Kant und seine Kritik der reinen Vernunft und sein sind die zahllosen Kritiken eben dieser Kritik. War er nicht der ungemeinste Beförderer und Beschützer der Schaubühne? Seine Vorgänger waren geschmacklos genug, ei-

nen Hanswurst aufs Theater zu bringen, aber ihm gebührt der hohe Ruhm, den unfeinen Spaßmacher verjagt, und ihn genöthigt zu haben, wenigstens nie anders als in der Tracht anderer ehrlicher Leute eine Rolle zu übernehmen. Die Shakespeare, die er, hoch über das sechzehnte Jahrhundert, dem man nur Einen und zwar einen brittischen, verdankt, erhaben auf dem spröden deutschen Grund und Boden entstehen hieß, kann man leichter vergessen, als zählen, und klagten wir nicht zu gleicher Zeit mehr über Ueberfluß als Mangel an ächten, wenn gleich nicht griechischen, sondern bloß deutschen Aeschylussen, Euripidessen und Sophoklessen? Ein günstiges, wenn gleich von Vielen verwünschtes Schicksal beschenkte uns eine Zeit lang mit Nichts, als Schicksalstragödien, und selbst in deutschen Scheunen war der majestätische Chor zu hören, der einst die Beherrscher und Beherrschten des mächtigen Athens mit künstlichem Grauen und Entsetzen, und mit natürlicher Lust erfüllte.

Nicht unwichtig sind diese und einige andere Verdienste, welche die Kürze mir mit Stillschweigen zu übergehen gebiethet. Aber wie hoch wird ihre Wagschale emporgeschnellt, wenn man ihr das Verzeichniß der Thorheiten, die er beging, und des Unheils, das er anrichtete, zum Gegengewicht gibt!

Gewöhnlich pflegte er sich selbst nur den Philosophen zu nennen. Aber was soll man von einem Philosophen halten, der die Quadratur des Zirkels, das Perpetuum mobile und die Goldmacherkunst zu seinen Lieblingsbeschäftigungen machte, und dem Spruche: Coelum ipsum petimus stultitia, getreu, bald die Luft zu beschiffen, und bald gar mit selbst gemachten Flügeln sich über die Wolken zu erheben trachtete? Las er nicht Eure Gelehrsamkeit und Euren Witz auf — Eurer Nase, und schloß er nicht aus Eurem Mund, ob Ihr gern Whist spielt, aus Euren Augen, ob Ihr Anlage zum Geigen habt, aus Eurem Kinn, ob Ihr Eurem Weibe getreu seyd, und aus Eurer Stirn, ob sie es Euch ist? Sah

man ihn nicht Jahre lang als Kraftgenie rasen, und die jungen Leute, die sich invita Venere verliebt hatten, aufmuntern, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen? Ließ er je von einer Tollheit sich heilen, ohne daß er sie mit einer andern vertauscht hätte? Wurde nicht aus dem jungen Werther ein Sigwart, und folgte nicht auf den Blitz und den Donner der Feuerköpfe die Thränensündfluth der Empfindsamkeit? Können wir noch bis auf die jetzige Stunde zum Mond emporschauen, ohne uns des Unsinns zu schämen, welchem der unschuldige Planet, den wir auf einmahl zum Ziel unserer Liebeswuth machten, von uns anhören mußte? Wer war ein ärgerer Gaukelspieler, als eben dieser Dein Vorgänger? Wenn man ihn hörte, so war es für manche ausgemachte Narren eine Kleinigkeit, nach Belieben die Geister der Abgeschiedenen um sich her zu versammeln! Welch einen ärgerlichen Spuk ließ er die Cagliostros, die Mesmer, die Puysegür und ihre Jünger, mit ihrer heillosen Streichelkunst treiben! Log er nicht Weis-

sagungen und andere unglaubliche Wunder, welche eine Menge betrogener und betriegender Tröpfe als Wirkungen dieser Kunst der Welt im Triumph verkündigten? Und was half es, daß vernünftige Leute die Charlatane entlarvten, und sie mit den Harnpropheten, den Dorfbadern und den die Heilkunst treibenden Scharfrichtern in Eine Klasse setzten? Wer vermag zu sagen, welchen Character er hatte? Fand man nicht die größten Widersprüche bey ihm vereinigt? Jetzt läugnete er Gott und Unsterblichkeit, und jetzt spielte er den Apostel des Aberglaubens, und kämpfte für das Daseyn der Hexen und Gespenster. In einer empfindsamen Aufwallung beschloß er die Abschaffung der Tortur, aber die vereinigte Stimme aller Menschen von Gefühl konnte ihn nicht bewegen, dem Negerhandel zu entsagen. Unaufhörlich führte er das Wort Humanität im Munde, und unaufhörlich bewies er sich als einen Gegner der Sache. Hang zur Grausamkeit war ein Hauptzug seines Charakters, und Tag und Nacht brütete er Plane

aus, um unsern Untergang zu bereiten. Von Rechtswegen hätte ihm die Erfindung des Pulvers vorbehalten bleiben sollen. Da ihm aber einer seiner Vorgänger in diesem Verdienst zuvorgekommen ist, so muß man ihm wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Kunst, von der Erfindung Gebrauch zu machen, aufs Höchste getrieben hat. In den letzten zehn Jahren seines Lebens, nachdem die Einfalt der Philosophen lange genug von dem ewigen Frieden geträumt hatte, schien er den ewigen Krieg begonnen zu haben. Es gab beynahe keinen Winkel der Erde mehr, wohin sich die geängstigte Unschuld vor seinem Flinten= und Kartätschen=Feuer hätte flüchten können. Die verzweifelnden Völker hielten Rath zu Rastatt und zu Campo Formio, wie sein Grimm zu besänftigen seyn möchte. Umsonst! Er ließ sich weder durch Vernunft überzeugen, noch durch Bitten bewegen. Die Wörter Freyheit und Gleichheit hatten ihn völlig toll gemacht, und wer kennt nicht das Trauerspiel, zu welchem diese Zauberformeln in

dem unglücklichsten aller Länder den Stoff hergaben? Er prangte mit einer rothen Mütze, und wurde der Stifter einer Räuber- und Mörder-Bande, die sich den Nahmen des Jacobiner-Klubs gab. Wer kennt nicht seine Bürger-Directoren, seine Bürger-Minister, und seine Bürger-Generale, und die Furchtbare, die diese und alle übrigen Bürger im Zaum halten mußte, die Bürgerinn Guillotine? Er krönte endlich sein Werk durch einen Menschen, der dem Teufel in der Teufeley den Preis abgewann, und ließ durch dieses Ungeheuer, das sich Robespierre nannte, Thaten ausführen, welche die Geschichte aufzuzeichnen sich weigert.

Diese Schilderung des Wütherichs, dessen Thron Du seit wenigen Minuten in Besitz genommen hast, ist, wenn gleich mit schwachen Farben, doch mit getreuem Pinsel entworfen. Die Menschheit liegt vor Dir auf den Knien, und fleht, daß Du nicht seine blutigen Fußstapfen betretest? Wirst Du ihren Bitten Dein Ohr verschließen? O gewiß nicht. Du wirst besser han-

deln, als Dein Vorgänger, wäre es auch aus keiner andern Ursache, als damit Du anders handelst. Du kennst das furchtbare Trauerspiel, das auf dem Saatfelde des jammernden Landmanns gespielt wird, das Trauerspiel, in welchem die Helden im Ernst das Leben verlieren, und dessen schreckliche Entwicklung noch öfter die Zuschauer als die handelnden Personen ins Verderben stürzt. Wir müßten sehr gegen unsere Ueberzeugung sprechen, wenn wir behaupteten, diese regellose Geburt des dunkeln und feindseligen Schicksals habe im geringsten unsern Beyfall, und Du würdest Dir daher große Ansprüche auf unsere Dankbarkeit erwerben, wenn Du die Güte haben wolltest, den verworrenen Knoten des unseligen und ungeheuren Schaustücks, je nachdem es Dir bequem ist, entweder zu lösen, oder zu zerhauen. Wir verlangen keinen goldenen Regen von Dir, aber verschone uns dafür auch mit dem bleyernen. Solltest Du durchaus der Meinung seyn, daß ohne Fehden die beste Welt nicht die beste sey, so sind wir

es gern zufrieden, daß wenn die politischen aufhören, die schriftstellerischen desto unbändiger fortwüthen. Nicht die Federn der Fichte, der Schlegel und der Schellinge, sondern die Schwerter der Krays, der Moreaus und der Massenas machen uns zittern. Fern sey von uns die Unbescheidenheit, Dir ein politisches Glaubensbekenntniß abfordern zu wollen, und auch in diesem Stück weniger Deiner Weisheit, als der unsrigen zu vertrauen. Staatsumwälzungen haben wir wohl kaum von Dir zu fürchten. Das Beyspiel Deines Vorgängers ist zu abschreckend, als daß es von Dir nicht benutzt werden sollte. Hat er doch, um nur eine Folge seiner unseligen Neuerungen zu berühren, es dahin gebracht, daß die undankbaren Neufranken weder von seinem Tode, noch von Deiner Geburt die geringste Kunde nehmen. Hüte Dich also, ich beschwöre Dich im Namen der ganzen Menschheit, hüte Dich vor Thronerschütterungen und erspare uns für immer den abscheulichen Anblick des Vandalismus, des Sanskülottismus, der Terrorismus und aller

der Unholden, welche noch vor Kurzem um den Freyheitsbaum, wie mitternächtliche Gespenster um den Galgen tanzten! Wenn der Geist Wielands auf mir ruhte, so würde ich diese Zueignung zu einem goldenen Spiegel für Dich machen, und Dir jede Deiner Regentenpflichten aufs lebendigste vor Augen stellen. Aber ich kenne meine Kräfte, und begnüge mich daher, Dir die goldene Regel ans Herz zu legen: Ehre und fürchte die Geschichte! Der Kiel des Schriftstellers ist ein Sprachrohr, mit welchem er das Ohr künftiger Geschlechter erreicht, und wehe Dir also, wenn Du seiner nicht achtest! Diesem Almanach, den ich Dir an Deinem Geburtstage als ein Angebinde zu Füßen lege, wirst Du hoffentlich Dein Wohlwollen nicht versagen. Sollte die allgemeine deutsche Bibliothek, oder die Bibliothek der schönen Wissenschaften, oder die allgemeine Literaturzeitung Dich bereden wollen, er tauge Nichts: so glaube ihnen kein Wort, und schlägt endlich auch Dir die böse Stunde, die so eben Deinem Vorgän-

ger geschlagen hat: so überliefere das Büchlein Deinem Nachfolger, dem zwanzigsten Jahrhundert, als ein anvertrautes unveräußerliches Gut. Gott befohlen.

V.

Die Taschenbücher.

Taschenbücher! Wie ungeheuer ist ihre Anzahl, und wie klein ist der Raum, den man ihnen widmen kann! Im Ernst, wer nicht ein Riese ist, kann unmöglich auch nur die Hälfte dieser Bücherzwerge mit sich herumtragen. Und welche Unbescheidenheit, wenn eine Mischung von Witz, Phantasie und Lumpen die edelsten Metalle von ihrem Platz verdrängt, oder mit andern Worten, wenn die Werke einiger armseligen Schöngeister, Buchdrucker und Buchbinder sich des Grund und Bodens zu bemächtigen Miene machen, auf dem sich von jeher die kost=

barsten Dosen, die Riechfläschchen, die Schnupftücher, die zärtlichsten und geheimsten Briefschaften, und sogar die Geldbeutel niedergelassen haben! Welche Folgen würde eine solche Umwälzung der bisherigen Ordnung der Dinge in der Taschenwelt für die schöne Welt nach sich ziehen! Sollen Ehemänner und Väter ihre Frauen und Töchter in lebendige Bücherschränke, oder in wandernde Bibliotheken verwandelt sehen? Und wie könnten wir die unentbehrlichen Dinge missen, welche zu bewahren von jeher die Pflicht unserer Taschen gewesen ist? Müßten nicht z. B. die Ohnmachten ganz aus der Mode kommen, wenn die Damen außer Stand gesetzt würden, einander wechselseitig mit ihrem Riechfläschchen ins Leben zurückzurufen? Sind nicht die Vornehmen zuweilen genöthigt, mit dem Pöbel einerley Luft einzuathmen, und wird nicht diese Luft sie auf der Stelle ersticken, wenn sie das Behältniß nicht mehr in ihrer Tasche finden, das ihren Lebensbalsam verwahrt? Machen nicht zum Theil die Taschenbücher selbst das Daseyn

der Nebenbuhler nothwendig, denen sie ihre Stelle rauben wollen? Wenn sie uns Thränen auspressen, wer soll sie trocknen, wenn es das Schnupftuch nicht thut? Gibt es nicht eine Menge Köpfe, die weder fremde Gedanken aufzunehmen, noch eigene von sich zu geben fähig sind, wenn sie sich nicht durch diejenige Gattung von Niesewurz, die nicht bloß für Thoren, sondern auch für Weise gewachsen ist, dazu vorbereiten? Was soll endlich aus dem schönen Theil des männlichen Geschlechts, aus den Helden, deren Nahmen in dem Heldenbuche, das den Nahmen Modejournal führt, zu prangen verdienen, was soll aus diesen werden, wenn Nichts mehr als Papier in ihren Taschen zu finden ist? Werden nicht böse Zungen behaupten, die armen Leute hätten aufgehört, selbst für die Spitzbuben von einiger Wichtigkeit zu seyn?

Zum gerechten Vorwurf gereicht es den Taschenbüchern, daß die Musen von ihnen zu den niedrigsten Gewerben gezwungen werden. Oder ist es etwa der Kamönen nicht unwürdig, daß

sie Jahr für Jahr Kalender verkaufen, die Erfindungen der Mode, gleich Schneidern und Putzmacherinnen, zur Schau tragen, mit Bildern hausiren gehen, und müßigen Leuten Ammenmährchen erzählen, oder sie gar mit Sylben- und andern Räthseln unterhalten müssen?

Uebrigens dauert das Daseyn der besten Kalender dieser Gattung, und also derjenigen, die noch mit der meisten Lebenskraft geboren werden, siebzig Jahre, weniger neun und sechzig; und geht je einmahl einer aus seiner Asche wieder hervor, so ist er ein wahrer Phönix.

So schnell aber diese Eintagsfliegen der Welt wieder aus den Augen verschwinden, so mannigfaltigen Unruhen und Verfolgungen sind sie ausgesetzt. Die Polizey verfährt beynahe noch strenger mit ihnen, als mit ihren Urhebern. Manche werden wegen ihrer dem Staat, und manche wegen ihrer der Kirche anstößigen Ketzereyen, manche wegen ihrer zweydeutigen Sitten, manche, weil sie diesen oder jenen Mächtigen beleidigten, in die Acht erklärt, an ewige Ketten

geschmiedet, oder gar zum Scheiterhaufen verdammt. Und wo ist ein bücherrichtender Schwächling so erbärmlich, der nicht an ihnen zum Ritter wird.

Da ihre Anzahl so beträchtlich ist, und ihr Vortheil sowohl, als ihre Grundsätze einander durchaus entgegen gesetzt sind, und da zugleich in den meisten, besonders in denjenigen, die aus der neuesten Schule hervorgehen, der kriegerische Geist und die Verfolgungssucht ihrer Verfasser sich rührt, so ist es räthlich, um Unheil zu verhüten, in den Bibliotheken nie auch nur zwey neben einander zu dulden, um nicht das Schauspiel einer neuen Bücherschlacht, gegen welche die von Swift beschriebene nur ein Scharmützel wäre, zu veranlassen. Welcher seiner Brüder würde neben dem Musenalmanach, der die Xenien lieferte, bleiben wollen? Und wird es daher nicht rathsam seyn, diesen Unwürdigen, der, indem er alle Welt mit Unrath bespritzte, seinem Nahmen selbst den abscheulichsten Geruch, daß den keine Weihrauchwolke

erträglich machen kann, zuzog, ganz aus der Gesell=schaft zu stoßen? Welcher nie gesehene Kampf auf Leben und Tod würde entstehen, wenn ein Ta=schenbuch von Kotzebue mit einem von den Gebrü=dern Schlegel zusammenstieße! Könnten die neue=ste und die ältere Poesie anders, als sich die tödtlich=sten Wunden beybringen? Würde der in alle Spra=chen übersetzte Zorn des Achilles sich mit dem Zorn messen können, mit welchem die Amazonen der Ar=mee, die Frauentaschenbücher und Damenkalen=der sich bekämpften? Welch eine gräßliche Kriegs=musik endlich würde das Wiehern in dem Ta=schenbuch für Pferdeliebhaber, das Geleyer in den Musenalmanachen, das Schnattern in den Ta=schenbüchern der Mode, und das Girren und Seufzen in den Romanenkalendern für die zar=ten Ohren des Publikums seyn!

Doch ich verweile nicht länger bey Scenen, die zu schrecklich erhaben für einen prosaischen Kiel sind. Soll Deutschland einst wirklich Zeu=ge des entsetzlichsten aller Kriege werden, dann Heil dem Liebling des delphischen Gottes, der

ihn zu besingen, und die Thaten der erzürnten Kämpfer den erstaunten Nachkommen in der Göttersprache zu hinterbringen, sich berufen fühlt! Phöbus selbst fördere sein Werk, und die Muse, die den unsterblichen Sänger des Kriegs der Frösche und Mäuse begeisterte, versage auch ihm ihren Beystand nicht!

VI.

Caroline an Ferdinand.

Oder

Die Wintertracht der Damen.

Den Zobelpelz, mein bester Freund! mit dem Sie mich zu beschenken den Einfall hatten, habe ich richtig erhalten, und kann nicht genug eilen, Ihnen meinen Undank dafür zu bezeugen.

Wie? Ein Gewand, das zum Schutz gegen die Gewalt des Frosts bestimmt ist, senden Sie einer Dame? Unglücklicher! Haben Sie vergessen, wer wir sind? Jeder Poet, den Sie lesen, kann Ihnen sagen, daß es eine wahre Satyre

auf ein Frauenzimmer ist, wenn man ihr einen Pelz schickt. Blumen sprießen, heißt es in tausend Liedern, unter unsern Tritten, nicht etwa nur im May, sondern selbst mitten im December aus der erstarrten Erde hervor. Nicht nur in den Herzen, auch in den Bächen schmelzen wir mit unsern Blicken das Eis, und nur Zephyr ist so kühn, uns Wangen und Lippen zu küssen. Zwar klagt man oft und viel, und nur mit zu großem Recht über die Lügen der Poeten. Aber wer wird nicht Jedem glauben, wenn er — eine Dame lobt? Und ist es nicht eine bekannte Sache, daß längst jede Dame mit der andern wetteifert, dem Einfluß der Jahrszeit und der Witterung Trotz zu biethen? Was ist unsere jetzige Tracht mehr, als eine luftähnliche Hülle? Sind wir nicht mitten im Winter leichter gekleidet, als weiland unsere Großmütter im Sommer? Und gleichwohl hat man kein Beyspiel, daß eine Dame vom Frost getödtet worden wäre. Wird auch zuweilen diese oder jene von der Auszehrung ergriffen, oder trägt

sonst einen siechen Körper davon, so stirbt doch keine gleich an diesen Uebeln, und im Gegentheil, die Meisten bringen ihr Leben höher, als es ihnen, besonders wenn sie recht elend werden, lieb ist.

Also weg mit Ihrem unserer Stärke, oder unserer Schwäche spottenden Pelz, mein Freund! Nicht der Zobel, und noch weniger der Wolf, der Bär, oder sonst eine wilde Bestie, die Spinne allein hat, weil selbst der Seidenwurm für uns seine Fäden zu grob spinnt, den Beruf, eine Dame nach der Mode zu kleiden, und ich rathe Ihnen, mein Herr! wenn ich anders Ihre Freundinn bleiben soll, sich keine Anmerkungen über dieses Bekenntniß zu erlauben. Die Mode ist und bleibt die höchste Gesetzgeberinn unsers Geschlechts, und einer Dame, welcher die Pflichten gegen diese Gottheit nicht heilig sind, ist Nichts heilig. Befiehlt sie uns auch zuweilen, gegen den Geschmack, oder gegen den Vortheil unserer Männer zu handeln, so lehrt sie uns eben so oft Tugenden üben, die wir uns

von keinem Sittenlehrer in der Welt vorschreiben lassen würden. Wir stillen unsere Kinder selbst, wenn die Mode sie uns an die Brust legt; wir besuchen Spitäler und Krankenhäuser, wenn es — Mode ist; wir lieben unsere Männer, wenn es — Mode ist; wir sind gute Hausfrauen und gute Wirthinnen, wenn es — Mode ist; wir meiden Schauspiele und Bälle, wenn es — Mode ist; wir sind eifrige Kirchgängerinnen, wenn es — Mode ist; wir gehen in der Tracht unserer Urgroßmütter, wenn es — Mode ist, und Ihre Caroline, mein guter Ferdinand! wird sich in ihren Pelz kleiden, wenn es — Mode ist.

VII.

Adelheid.

Eine Character=Schilderung.

Mögen stolze Schriftsteller ihre Kunst an der Darstellung eines Julius Cäsar, eines Cromwell, oder eines Brutus versuchen. Ich begnüge mich, das Seyn, und Wesen und Treiben eines merkwürdigen jungen Frauenzimmers zu schildern, das ich seit einiger Zeit genau zu beobachten Gelegenheit hatte.

Meine Heldinn, Adelheid ist ihr Nahme, ist der Stolz und die Freude der Ihrigen, ob es sich gleich nicht läugnen läßt, daß sie ihnen zugleich, vielleicht eben weil sie eine Heldinn ist, manche Sorge und manche Angst verursacht.

Man muß Tag und Nacht ein wachsames Auge auf sie haben, wenn sie nicht auf sehr gefährliche Abwege gerathen soll, und es lassen sich nur zu viele Neigungen bey ihr wahrnehmen, die man wenigstens an Andern in der Regel mit dem größten Tadel zu belegen pflegt. Seit einiger Zeit z. B. zeigt sie einen entschiedenen Hang zum Trinken, und ihre Mutter, weit entfernt, ihm Einhalt zu thun, gesteht ganz unbefangen, daß sie nicht ohne geheimes Vergnügen das Ihrige zur Befriedigung desselben beyträgt. Je mehr sie aber ihre Trinklust befriedigt, desto weniger Neigung zeigt sie zum Essen. Es muß eine sehr leichte Speise seyn, wenn sie Geschmack an ihr finden soll, und während der sechs vollen Wochen, daß sie sich in meinem Hause aufhält, hat sie sich so streng enthalten, Fleisch zu genießen, als ob wir in der Fastenzeit lebten, und sie der römischen Kirche zugethan wäre. Keiner ihrer Freunde läßt es sich jedoch einfallen, ihr eine andere Lebensweise zu empfehlen, da sie alle zum Voraus

überzeugt sind, daß sie nur tauben Ohren predigen würden.

Man würde ihr sehr Unrecht thun, wenn man sie der Trägheit beschuldigte. Aber läugnen kann sie es selbst am wenigsten, daß sie den Schlaf über Alles liebt. Wie sehr sie sich von ihm beherrschen läßt, kann man am besten aus dem Umstand abnehmen, daß sie erst vor Kurzem sogar bey einer sehr ernsten Feyerlichkeit, zu welcher ihr Geburtstag die Veranlassung gab, seinen Lockungen blindlings gehorchte. Uebrigens ist es mehr die Schuld anderer Leute, als die ihrige, daß sie einen großen Theil ihrer Zeit im Bette zubringt.

In der Regel ist sie fromm, wie ein Lamm, und ein Muster der Sanftmuth, und doch bricht sie zuweilen ohne irgend eine einleuchtende Ursache in den heftigsten Zorn aus. Ueberhaupt zeigt sie durch alle möglichen Launen, zu welchem Geschlecht sie gehört.

Manche liebe Stunde sehen wir sie in Gedanken vertieft, und ich kann versichern, daß

die Früchte ihres Nachsinnens der Welt so viel Gewinn bringen, als die tiefsinnigsten Untersuchungen manches berühmten Philosophen.

Auch in der Gleichgültigkeit gegen das Leben zeigt sie Anlage zur Philosophinn, und doppelt gefährlich ist es daher, sie ohne Aufsicht zu lassen. Zwar hat sie viel zu wenig von dem Geist unserer heutigen Poesie begriffen, um einen Selbstmord zu begehen. Aber sich von der Stelle, worauf sie sich befindet, in einen Abgrund zu stürzen, wäre ihr eine wahre Kleinigkeit.

Niemand wird, ich bin es überzeugt, zu behaupten wagen, es fehle ihr an einem mittleidigen Herzen. Aber versucht es einmahl, und erzählt ihr die traurigste Geschichte, laßt sie das schauervollste Trauerspiel mit ansehen, oder gebt ihr den rührendsten Roman in die Hände, und ich müßte sie gar nicht kennen, wenn Ihr es dahin brächtet, so wenig sparsam sie auch sonst mit ihren Thränen ist, ihrem Auge auch nur eine einzige zu entlocken.

Wenn manche Menschen von empfindlicher

Natur sich mit der Furcht vor einem künftigen Unglück quälen, so würde sie sogar ein gegenwärtiges, wäre es auch der Verlust ihrer nächsten Angehörigen, erst nach Jahren beweinen.

Ueber Dinge, die nach den Begriffen anderer Frauenzimmer in die Reihe der Unanständigkeiten gehören, setzt sie sich kühn hinweg, und ganz fremd ist ihr das Zartgefühl im Umgang, das wir mit Recht unter die schönsten Eigenschaften des andern Geschlechts zu zählen pflegen.

Daß das christliche Mädchen manche gottesdienstliche Uebungen zu unterlassen pflegt, muß man ihr gewißer Umstände wegen nicht zum Verbrechen machen, und sollte sich Jemand daran ärgern, daß sie in ihrem ganzen Leben nur ein Mahl, und zwar gezwungen, die Kirche besuchte: so bin ich erbötig, ihre Vertheidigung zu übernehmen.

Eine Leidenschaft, die Männer und Frauen nur zu oft zu den größten Verirrungen verleitet, ich meine den Ehrgeiz, ist ihr völlig fremd, und zuverläßig wäre es ihr im höchsten Grade

gleichgültig, ob ihre Aeltern einen Grafen, oder den schlichtesten Bürger ihr zum Gemahl bestimmten.

Was sie verlangt, kann man ihr ohne Ungerechtigkeit nicht verweigern, da sie keine andern Ansprüche zu machen pflegt, als zu welchen sie das entschiedenste Recht hat.

Keinem Sterblichen kann der Reichthum weniger am Herzen liegen, als ihr, und mit der leichtesten Mühe von der Welt wollte ich den letzten Heller von ihr erhalten. Zwar trug sie kein Bedenken, von Personen, die sie in ihrem Leben zum ersten Mahl sah, sich Geschenke machen zu lassen, und es ist eine Vielen bekannte Sache, daß sie einen Schatz von Gold und Silber unter Schloß und Riegel liegen hat, ohne ihn zu benutzen. Allein so sehr auch der Schein gegen sie ist, so hat es sich doch selbst die lästersüchtigste Base noch nicht einfallen lassen, aus diesen Umständen die Folgerung zu ziehen, daß sie zum Geiz geneigt sey.

Der Gewalt der Liebe setzt sie stärkere Waf=

fen entgegen, als irgend ein Philosoph im Unterrock, und ihre über alle Versuchungen erhabene Tugend erregt bey den unternehmendsten Männern eine so tiefe Ehrfurcht, daß es auch noch nicht Einer gewagt hat, eine Eroberung an ihr machen zu wollen.

Aus natürlicher Aufrichtigkeit läßt sie öfters ihre Gefühle laut werden, und ohne gerade beleidigen zu wollen, unterbricht sie oft die anziehendsten Gespräche auf eine allerdings weder ganz angenehme, noch sehr bescheidene Weise.

Die goldene Regel: Man muß sehen und nicht sehen, hören und nicht hören! scheint ihr erstes Gesetz zu seyn. Sie liebt das Lauschen, aber nicht um die Belauschten zu verrathen, und so oft und bedeutend sie auch ihre Blicke auf Euch heftet, so geschieht es doch keineswegs in der physiognomisch-hämischen Absicht, die Gebrechen Eures Kopfs, und die Schwächen Eures Herzens ans Licht zu ziehen.

Ihre Stimmung ist gewöhnlich ernst, und was Lachen und Weinen betrifft, so scheint He-

raklit mehr, als der berühmte abderitische Philosoph, mit seiner Lebensansicht Eingang bey ihr gefunden zu haben.

Ich komme auf eine Eigenheit meiner Heldinn, bey welcher ich den Glauben der Leser und Leserinnen mehr als bey irgend einem andern Gegenstand in Anspruch nehmen muß. Das junge Frauenzimmer zeigt nämlich nicht etwa bloß eine gewiße Gleichgültigkeit gegen den Putz, sondern es läßt sich sogar ein eingewurzelter Haß gegen denselben bey ihr wahrnehmen. Je mehr man Kleider ihr aufdringen will, desto stärker pflegt ihr Unmuth auszubrechen, und die Leute, deren Beruf es ist, ihr bey ihrem Putztische zu dienen, können nicht genug über ihre üble Laune und über die Hindernisse klagen, die sie ihren Bemühungen in den Weg legt.

Von ihrem Verstand habe ich genug gesagt, wenn ich versichere, daß er unergründlich ist, und daß ich Männer und Frauen in Menge kenne, die, so sehr sie sich auch mit ihrer Weisheit brüsten, doch sehr wohl daran thun wür-

den, wenn sie in manchen Dingen bey ihr in die Schule gingen.

Ohne daß sich Jemand aus ihrem Unterricht ein besonderes Geschäft macht, ist sie doch täglich bemüht, ihre Kenntnisse zu erweitern, und man würde zuverläßig wenig Mühe haben, ihr die schwerste Sprache, wäre es auch syrisch, arabisch, oder chaldäisch, beyzubringen. Mit einem Wort, was man nur irgend von einem Frauenzimmer aus ihrer Klasse auch von Seiten der Geistesbildung zu fordern berechtigt ist, wird von ihr geleistet.

Für die Tonkunst scheint sie eine besondere Vorliebe zu besitzen, und hauptsächlich läßt sie gern sich vorsingen, ob sie gleich gewöhnlich bey dem Gesange einzuschlafen pflegt. Auch das Tanzen scheint ihr zu gefallen, wenn sie schon nicht so gern, als manche andere Schöne, auf Bällen erscheint, und sich dem Vergnügen hingibt, ohne sich weder sonderlich zu erhitzen, noch zu ermüden.

Wer kann es läugnen, daß die kleinen Schwä-

chen dieses Mädchens von ihren Vorzügen weit übertroffen werden, und wie sehr muß man es aus eben dieser Ursache beklagen, daß gewiße Rücksichten es ihr vor der Hand noch nicht erlauben, sich in eine ernstliche Verbindung einzulassen. Welch ein glücklicher Sterblicher, dem es vergönnt wäre, eine Frau, wie sie, die seinige zu nennen! Freylich, was die Hauswirthschaft betrifft, so ist es nicht in Abrede zu ziehen, daß sie sich nicht besser auf dieselbe versteht, als die meisten Damen. Aber was will der anspruchvollste Mann mehr, als eine Frau, die, wenn sie auch die Gabe nicht hat, seine Reichthümer zu vermehren, doch auch Nichts zu ihrer Verminderung beyträgt? Und eine solche Frau würde zuverläßig meine Heldinn seyn. Weder durch Spielkarten, noch durch Besuchkarten würde sie einen Mann zu Grunde richten, und kaum könnte er, wäre er auch der größte Geizhals, sich über den Aufwand, den sie ihm verursachte, im Kopf kratzen. Er würde weder vor ihrer Herrschsucht zu zittern, noch

sich über ihre Zanksucht zu ärgern, und mit einem Wort, weder ihre Zunge, noch ihren Pantoffel zu fürchten haben. Es könnte ihm, wenn er auch ein Othello wäre, nicht einfallen, an ihrer Treue zu zweifeln, und endlich, um ihrem Lobe die Krone aufzusetzen, sie selbst würde es ihm nicht verbiethen, andere Weiber schön zu finden.

Ich wiederhole es, es ist Schade, daß das gute Mädchen nicht längst eine Frau ist. Möchte auch ihr Mann noch so wenig Sinn für ihre Vorzüge haben, sie würde doch zuverläßig im buchstäblichen Verstand von ihm auf den Händen getragen werden.

Doch es ist Zeit, daß ich aufhöre, ein Mädchen zu preisen, dessen Vorzüge über alles Lob erhaben sind. Ich fürchte ohnehin, die Wärme meiner Schilderung könnte leicht von traurigen Folgen seyn. Wäre es z. B. ein Wunder, wenn sich zwanzig arme Jungen auf einmahl in die unvergleichliche Schöne verliebten! Und wie groß würde mein Schmerz, und wie schrecklich würde

ihre Verzweiflung seyn, wenn ich Jedem, der mich um meine Fürsprache bey ihr bäte, bekennen müßte, daß die gute Adelheid, eine Nichte von mir, erst ein Alter von sechs Wochen erreicht habe.

VIII.

Der sonderbare Diebstahl.

Ein Räthsel.

Ein Kaufmann hat kaum eine gewiße Waare zu verkaufen angefangen, als man ihn über einen sehr sonderbaren Diebstahl, den Jemand an ihm begangen haben soll, sich beklagen hört. Der angebliche Dieb brauchte bey seinem Unternehmen weder List, noch Gewalt. Er bediente sich weder eines Dieterichs, noch einer Leiter, und kam weder in das Haus des Beraubten, noch in die Stadt, deren Einwohner er ist. Im Gegentheil. Der Beraubte lebt vielleicht in Leipzig, und der Räuber in Reutlingen, und was das Sonderbarste ist, jener kennt diesen;

und nennt ihn aller Welt. Der Angeklagte kann die That nicht läugnen. Aber kein Gesetz verurtheilt ihn, und sein Ankläger mag toben, so lange er will, er muß es geschehen lassen, daß er dieselbe Waare, die er ihm, wie er behauptet, entwendete, auf dem nähmlichen Markte mit ihm feil biethet.

* * *

Wer ist der Bedauernswürdige, den man auf diese unerhörte Weise behandeln darf? fragen die Leser.

Es ist ein Verleger, dem man ein Buch nachgedruckt hat.

1 8 0 3.

I.

Die Ritterromane und Ritterschauspiele.

Nur mit einem dreyfachen Erz vor der Brust, nur mit Panzer, Schild und Sturmhaube darf der Held eines heutigen Romans, oder eines heutigen Schauspiels seinen Zug in die Lesewelt antreten, und er hat in diesem eisernen Zeitalter der Poesie von Glück zu sagen, wenn die Schönen bloß einen eisernen Handschuh, und nicht zugleich auch Götz von Berlichingens eiserne Hand von ihm fordern. Nicht bloß der Vogel der Minerva, die Göttinn selbst scheint in zerstörten Stätten zu hausen, die Musen winseln aus einem Burgverließ, und sie haben den

Helikon verlassen, um auf einem Schutthaufen zu thronen.

Vor Jahren buhlten Werther und seine Nachfolger um die Gunst des Publikums durch eigenen Mord. Aber die Helden unserer neuesten Dichter machen nur durch die Menge der fremden Schädel, die sie spalten, ihr Glück. Kunden aus fernen Zeitaltern sind an der heutigen Tagesordnung, und Dichter, die das Pulver nicht erfunden haben, schreiben ihre Werke am liebsten aus Jahrhunderten her, worinn es noch nicht erfunden war.

Sollte man es glauben, daß auch diese verdienten Männer nicht selten erfahren, daß Undank der Welt Lohn ist? Man glaubt recht klug zu seyn, wenn man die Werke sammt ihren Verfassern dem Gelächter Preis gibt. Aber dem Himmel sey Dank! die muthvollen Dichter lassen sich selbst durch die bittersten Satyren in ihrer glorreichen Laufbahn nicht aufhalten. Den Spöttern zum Trotz werden sie schreiben und satt sich essen, so lange es noch zerstörte Schlös-

ser und verfallene Mauern gibt, und mancher Wunderthäter unter ihnen wird den Steinen gebiethen, daß sie für ihn zu Brot werden.

II.

Der bejahrte Freyer.

Ein Brief.

Darf ich armes Mädchen meinen Augen, darf ich dem beschriebenen Papier, das ich von Ihnen, mein Herr! empfing, trauen? Um meine Hand bitten Sie mich, für Ihren Enkel etwa? Keineswegs. Sie selbst sind der Wackere, der mein Gemahl zu werden begehrt. In der That, entweder treiben Sie Ihren Scherz mit mir, oder die Weisheit, die sich in der Regel erst mit dem Alter einstellt, hat Sie mit dem Eintritt desselben verlassen, oder Sie haben den Stein der Weisen, und mit ihm die Kunst gefunden, sich zu verjüngen. Ein Nestor, der

beynahe drey Viertel eines Jahrhundert durchlebt, und bereits eine Jubelhochzeit gefeyert hat, will eine neue Hochzeit feyern, und auf Krücken zu Hymens Altar hinken. Wer wird seine Füße in Freyers Füße verwandeln, wenn er bereits mit dem einen derselben im Grabe steht? Und wenn Sie mich heute zur Frau begehren, was heißt es Anders, als ich soll morgen Ihre Wittwe werden? Wahrlich ich kann an Ihren Antrag nicht denken, ohne daß mir das Hochzeitbett des fürchterlichen Liebhabers der Lenore in Bürgers Ballade:

„vier Bretter und zwey Brettchen“

vor Augen schwebt, und ich vermuthe, daß sie zwey Gnadenmittel der römischen Kirche, die Ehe und die letzte Oehlung, mit einander verwechselten. Einen Mann, den ich mit meiner Hand beglücke, denke ich, wenn nicht bis zur goldenen Hochzeit, doch so lange zu behalten, um ihm, gleich der Scheherazade, wenigstens tausend und Eine Nacht mit Mährchen zu verkürzen, und da mir bey Ihnen kein Mensch auch

nur zehn Nächte verbürgen kann: so empfangen Sie von meiner Hand das beyfolgende Körbchen, ohne sich über Ihren fehlgeschlagenen Versuch grauere Haare wachsen zu lassen, als Sie bereits seit Jahren besitzen.

III.

Die Nähnadel.

Wer, geheiligtes Werkzeug der Minerva, wer, niedlicher Griffel für schöne Hände, wer glänzende Nähnadel! wer betrachtet Dich, und bricht nicht in Begeisterung über Deine Tugenden aus? Du tödtest nicht wie das grausame Schwert, und wirst nie in Galle getaucht, wie der oft mißbrauchte Kiel. Nie entweihst Du die reine Leinwand, oder die glänzende Seide mit Unsinn, und nie hast Du die holde Künstlerinn, die sich Deiner bedient, dem Gelächter des Publikums preisgegeben. Du wetteiferst mit der Natur, und die Blumen, welche dort ein süßes

Mädchen mit Deiner Hülfe ans Licht bringt, verwechselt Flora mit ihren eigenen Kindern. Wo ist der köstliche Schmuck, der Dir nicht weichen muß, und selbst die goldene Haarnadel darf es nicht wagen, Dir den Rang streitig zu machen. Unglücklich ist der Mann, dessen Gattinn Dich verachtet, und weder Schönheit noch Witz kann ihn für den Werth entschädigen, den Du ihr verleihen würdest. Kann ein Dichter das Weib wie es seyn soll schildern, oder ein Lied von der Würde der Frauen singen, ohne Dir die Hauptrolle anzuweisen? Du bist der Talismann, der die Schönen gegen den Zauber der bösen Feen, Eitelkeit und Ruhmsucht, beschützt, und wehe also jeder, die sich leichtsinnig Dich rauben läßt! Die Feder kann Dir nicht besser huldigen, als daß sie Dich hoch über sich selbst erhebt, und wenn dieser oder jener eingebildete Musensohn Dir stolz den schuldigen Tribut verweigert: so strafe, damit sich zu der geistigen Blöße des Schreibsüchtigen auch noch die leibliche gesellt, seinen Uebermuth dadurch, daß

Du ihm den Dienst versagst, wenn er mit eigener Hand sein durchlöchertes Hemd auszubessern im Begriff ist.

IV.

Die Liebe und der Tod.

Der Jüngling mit der brennenden, und der Jüngling mit der ausgelöschten Fackel sind zwey sehr verschiedene Wesen, und doch, welche Aehnlichkeit zwischen Lieben und Sterben! Beyde sind das allgemeine Los der Kinder Adams; beyde sind eine Schuld, die wir der Natur entrichten, und beyde sind für gute Seelen der Uebergang zu einem bessern Leben.

1 8 0 4.

I.

Matthissons lyrische Anthologie.

Sehr verdienstlich ist diese Unternehmung, und kaum hätte man sie bey dem gegenwärtigen Zustand unsers Bücherwesens hoffen dürfen. Bekanntlich ist es die lyrische Poesie, die von unsern vaterländischen Dichtern von jeher mit eben so vielem Eifer, als Glück bearbeitet wurde, und wir besitzen daher einen großen Reichthum in diesem Fache, welcher schon allein eine Scheidung der bessern Versuche von den minder gelungenen nothwendig macht. Es sind aber auch zugleich die Werke unserer ältesten Dichter einem großen Theile des heutigen Publikums

völlig unbekannt, und neue Auflagen derselben möchten wohl schwerlich gewagt werden. Es fehlt endlich nicht an sehr vorzüglichen lyrischen Poesien, die bloß in den Almanachen, oder in zerstreuten Blättern, oder zwar in eigenen, aber in solchen Sammlungen ihrer Verfasser anzutreffen sind, die nur in einem kleinen Kreise bekannt wurden, und wenn wir also nicht die ersten Stifter unserer Poesie, wenn wir nicht Männer wie Weckherlin, Opitz, Flemming, Dach rc. rc. der Vergessenheit Preis geben, wenn wir nicht ruhig zusehen wollen, daß eine Menge der schönsten einzelnen Gesänge lebender und verstorbener Dichter allmählich ein Raub der Alles verschlingenden Zeit wird: so müßen wir nothwendig auf Rettungsanstalten denken, und der vaterlandsliebende Dichter, der bereits auf eine solche Anstalt gedacht hat, erwirbt sich die gerechtesten Ansprüche auf unsern Dank und auf unsere Unterstützung.

Herr Matthisson nennt seine Sammlung in der Vorrede zum ersten Theil eine Art von

Kunstgallerie, wo Geist, Manier und Gehalt eines jeden Meisters, wie in einer nach den Schulen geordneten Gemählde-Sammlung leicht gefaßt und gewürdigt werden können, und wir haben also ein Recht zu hoffen, daß er neben dem höhern, auch dem untergeordneten Verdienst seine Stelle gönnen, und daß er mit gewissenhafter Sorgfalt sich bemühen werde, der künftigen Welt zu erhalten, was die jetzige leider theils nicht kennt, theils nicht achtet. Nach Schulen konnte er seine Gallerie, weil wir bis jetzt in Deutschland, wenn wir die einzige, die in den neuesten Zeiten sich mit einem etwas ungebührlichen Geräusch ankündigte, ausnehmen, keine poetischen Schulen kannten, nicht ordnen. Aber was kümmern uns die Schulen, wenn uns nur die Meister nicht fehlen!

Da die nach der Zeitfolge geordnete Sammlung bereits auf acht Bände angewachsen ist, und sich von dem im Jahr 1584 geborenen schwäbischen Dichter, Rudolph Weckherlin, bis auf Göckingk, der 1746 geboren ist, erstreckt: so lassen

sich die Verdienste des Herrn Herausgebers bereits mit ziemlicher Zuverläßigkeit bestimmen, und gewiß, sie sind nicht gering, diese Verdienste. Das Publikum kennt längst in Herrn Matthisson einen Mann, der mit einem vollkommen gereiften Geschmack die reinste Liebe für das Gute und Schöne verbindet, und dessen eigene Gedichte ein Zartgefühl und eine Milde athmen, die nothwendig auch auf die Bemühungen, die er fremden Werken widmet, einen höchst wohlthätigen Einfluß haben müßen. Er besitzt zugleich eine nicht gemeine Kenntniß unserer Dichterwerke, und da er nie einer herrschenden poetischen Meinung huldigte: so scheint er auch von dieser Seite vorzüglich berufen, die Werke seiner Zeitgenossen zu würdigen.

Nach dem Plan, den Herr Matthisson sich vorzeichnete, ist kein älterer und kein neuerer Dichter, wenn er durch irgend eine Musengabe sich einen Anspruch auf diesen Nahmen erworben hat, von der Sammlung ausgeschlossen, und mit Recht hat er auch Proben von solchen mitgetheilt,

deren Werke zwar im Ganzen von dem guten Geschmack nicht gebilligt werden können, die aber einen bedeutenden Einfluß auf den Geschmack ihrer Zeitgenossen hatten. Die Auswahl für eine solche Sammlung ist ein Geschäft, das größere Schwierigkeiten hat, mehr gereifte Beurtheilungskraft und mehr geläuterten Geschmack erfordert, als Manche wohl denken möchten, und schon die Menge verunglückter älterer und neuerer Sammlungen ist ein Beweis für diese Behauptung. Herr Matthisson hat aber auch von dieser Seite die meisten seiner Vorgänger weit hinter sich zurückgelassen, und keiner derselben, selbst Ramler nicht, kann ihm den Vorzug streitig machen. Man darf gewiß seyn, von jedem Dichter die gelungensten Erzeugnisse seiner Muse anzutreffen, und mehr kann wohl von dem Herausgeber einer Sammlung, bey welcher der unbedingte Werth nicht allein, sondern auch der bedingte in Betrachtung kommt, mit Billigkeit nicht gefordert werden. Indessen möchte doch von Herrn Matthis-

son auf den Umstand zu achten seyn, daß für diese seine Anthologie im eigentlichen Verstand eine Freystätte ist, wohin sie sich vor den Verfolgungen der furchtbaren Göttinn Vergessenheit flüchten, und es wäre daher seinem Zwecke vollkommen gemäß, wenn er Alles, was von den Werken eines Weckherlins, Opitz und ihrer bessern Nachfolger dem Untergange entrissen zu werden verdient, einer künftigen neuen Auflage der Anthologie, oder einem Nachtrage einverleibte. Eine zweyte Anmerkung betrifft die Dichter vom zweyten Range. Es ist vollkommen zu billigen, daß Herr Matthisson sie von der Sammlung nicht ganz ausschließt. Aber er würde den Werth seiner Gallerie nicht schwächen, wenn er künftig sich bey Dichtern wie Krauseneck, Sangerhausen, Raufseisen ꝛc. ꝛc. auf etwa zwey bis drey Stücke von jedem um so mehr beschränkte, je mehr er darauf zu sehen hat, daß seine Sammlung nicht zu einer allzugroßen Bändezahl anschwillt.

Die Aenderungen, die Herr Matthisson bey

mehreren der aufgenommenen Gedichte für nöthig fand, dürfen, ohne daß man sich einer Ungerechtigkeit gegen ihn schuldig macht, nicht unberührt bleiben. In der That verdienten seine Bemühungen zum Vortheil fremder Arbeiten eine eigene Beleuchtung, die ihm den Ruhm für ein Verdienst sicherte, das um so größer ist, je mehr es verkannt zu werden pflegt. Oder gibt es nicht immer noch Leute, die es ein dem Dichter erwiesenes Unrecht nennen, wenn eine fremde Hand seinem Werke die letzte Glätte verleiht, die geradezu behaupten, dem verbesserten Dichter werde seine Eigenthümlichkeit geraubt, wenn man sein Gedicht von einem Sprachfehler, von einer Härte im Versbau, von einem unächten Reim, von einem matten Ausdruck, oder gar von einer müßigen Strophe reinigt? Nach dieser Ansicht hörte z. B. Haller auf Haller zu seyn, wenn die Anthologie, statt:

„Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmet,
Und seinen Knochenberg beseelt“

ihm sagen läßt:

„Hoch ward der Elephant von Dir emporgethürmet,
Von Dir sein Knochenberg beseelt.“

und eben so Unrecht hätte Herr Matthisson, daß er von dem Gedicht des Andreas Gryphius: Der Todte an den Lebenden, dessen sich in seiner jetzigen Gestalt kein neuerer Dichter schämen dürfte, nicht eilf gute Strophen untergehen ließ, um nicht drey Mahl so viel schlechte wegwerfen zu müßen, oder daß er nicht um jener willen auch diese beybehielt. Doch mag immer das Vorurtheil es für einen Frevel halten, wenn ein Blumenfreund der Rose, ehe er sie in einen Strauß bindet, einige verblichene Blätter abstreift. Billige Leser werden auch diese Bemühung dem würdigen Herrn Herausgeber danken, und verständige Dichter sich nur dadurch an ihm rächen, daß sie seinem eigensinnigen Geschmack die Feile entreißen, um sie selbst an ihre Werke zu legen.

Wer verweilt nicht bey diesem schönen Ehrentempel vaterländischer Dichter zugleich mit

freudiger Erinnerung an eine schöne Vergangenheit und mit wehmüthigem Blick auf die wenig Trost verheißende Gegenwart? Doch zu einer Vergleichung der ältern mit der neuern und der neuesten Poesie, und zu Betrachtungen über die Aussichten in die Zukunft, die der Parnaß uns eröffnet, geben vielleicht die folgenden Theile der Anthologie Gelegenheit.

II.

Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher.

1.

Ein nicht unberühmter satyrischer Dichter erlaubte sich folgenden Reim:

„Kennst Du das Land? Die Freystatt ehedeß
Von Muth und Freyheit, jetzt vom besten Käs'."

Hans Sachs durfte nicht ungestraft so reimen. Aber wenn es auf den Muth und auf die Freyheit ankommt, elende Reime zu machen, so ist Deutschland in unsern Tagen ein zweytes Holland. Und sind es nicht gerade die aufgeblasenen Reimer dieses Schlags, die über Dichter wie Ramler, Bürger, Gotter, und selbst über Wieland die Achsel zucken?

2.

Mit nicht weniger Kühnheit, als über die Gesetze der Reimkunst setzt sich eben dieser Dichter in folgender Stelle über die Gesetze des Anstands und des guten Geschmacks hinweg.

„Er (der Oekonom) trägt die Cordilleras ab,
Zieht drauf modest die H.... ab,
Spricht, Lieber Herr Gott, mit Verlaub,
Was nutzt uns all Dein Blum und Laub-
Werk, und all Dein Naturwunder,
Bey diesen bedrückten Zeiten jetzunder?
Statt Blum und Laub, gib Gras und Korn.
Ich helf von h...., hilf Du von vorn.“

Sollte man es glauben, daß der Verfasser dieser Stelle an einem andern Orte mit stolzem Selbstgefühl von sich selbst singt:

„Hier pfleg' ich süße Dichterträume,
Hier leb, im Obdach grüner Bäume,
Ich im geliebten Griechenland.
Ich steh' und sinn', und sinn' und schreibe,
Und oft belauscht die Vollmondsscheibe
Mich mit der Tafel in der Hand.

„Da wandeln aus den dunkeln Stellen
Mir hohe Schatten zu, da quellen
Mir göttliche Gestalten auf.“

Ohne Zweifel hat der Dichter in dieser Verzückung die beyden göttlichen Gestalten, seine bekannte Schweinrüßel-Prinzessinn und den obgedachten Oekonomen Arm in Arm erblickt.

3.

Wie man einen Schriftsteller mit Impertinenz loben kann, davon hat der Verfasser einer höchst faden und albernen Anzeige von Weissers Romanzen in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, Band 70, S. 319, eine höchst merkwürdige Probe abgelegt. Er hatte allen guten Willen, das Büchlein unbedingt zu verdammen, und der Dichter würde über ein Urtheil in diesem Sinne nicht ein Wort verloren haben, da ihm das Mißfallen eines Kunstrichters, dem alle Eigenschaften zu seinem Berufe fehlen, nicht anders als gleichgültig seyn kann. Aber loben konnte er sich unmöglich von ihm lassen,

ohne die deutlich ausgesprochene hämische Absicht zu rügen.

4.

In den jährlich erscheinenden Taschenbüchern und Almanachen findet man gewöhnlich nur die Nahmen gewißer Meister, aber keine Meisterstücke von ihnen, und wie der Müßiggang des Teufels Ruhekissen heißt, so ist manches Taschenbuch eins, dessen sich dieser oder jener deutsche Homer zu bedienen pflegt, um — zu schlafen.

5.

Wilhelmine Müller, geb. Maisch, auch der deutschen Dichterinnen eine, singt bey dem Tode des bekannten historischen und politischen Schriftstellers Posselt:

„Ach! ein großer Mann ist uns — entfallen"

und der Ausdruck ist um so lächerlicher, wenn man weiß, daß der Entfallene sich in einer Anwandlung von Schwermuth vom Fenster herabstürzte. Daß sie einen Posselt einen großen Mann nennt, wird man dieser reimenden Dame,

in deren Augen selbst Schubart einer ist, und in deren Ohren, wie sich aus dem nähmlichen Gedicht, aus welchem die angeführte Zeile gezogen ist, ergibt, das Feuer einen Klang hat, wohl verzeihen. Lustig ist auch Posselts Biographie von der nähmlichen Verfasserinn zu lesen. Nachdem sie von ihrem Helden erzählt hat, die Stelle eines Professors der Geschichte und Beredsamkeit, verbunden mit der eines geheimen Secretärs, wäre ihm angenehmer gewesen, als die eines Sachwalters, er habe die Geschichte Carls des Zwölften nicht von Voltaire, sondern nach Voltaire übersetzt, und endlich die französische Revolution und ihre wundervollen Begebenheiten wären sein höchstes Idol gewesen, und er habe die französische Republik, dieses schöne, blitzähnliche Meteor liebgewinnen müßen, nennt sie diese und noch einige andere ähnliche Merkwürdigkeiten den historischen Theil von Posselts Geschichte, und belehrt also den Leser, daß die Historie auch einen nicht historischen Theil hat. Ist es überhaupt nicht rein

unausstehlich, wenn ein Weib, wie diese Wilhelmine Maisch, über Revolutionen und Republiken zu urtheilen, sich nicht entblödet?

6.

Die Erholungen von W. G. Becker verdienen zum Theil ihren Nahmen nur gar zu sehr, indem manche Beyträge, und nahmentlich die meisten vom Herausgeber selbst, dem Leser das Höchste der Erholung, nähmlich den Schlaf gewähren.

7.

Wollt Ihr wissen, wie man es angreifen muß, um selbst beym Moliere zu gähnen: so lest ihn in der neuesten Uebersetzung.

8.

Man wird eher den Stein der Weisen finden, als einen Reimer, der den Herrn*** an Elendigkeit übertrifft.

9.

Ein Buch, das schon durch seinen Titel ein Gelächter erregt, ist folgendes: Gedichte von Thomas Zacherl, gedruckt bey Joseph Zängl.

10.

Der Held eines satyrisch und komisch seyn sollenden, aber über allen Ausdruck platten und abgeschmackten Romans, dessen Titel dem Leser ganz gleichgültig seyn kann, erzählt, daß er der Sohn eines Schneiders sey. Hätte der Mensch doch das Handwerk seines Vaters gelernt, und statt der Feder die Nadel ergriffen! Zwar könnte er leicht auch mit dieser ein Stümper seyn. Aber wer würde nicht lieber einen verpfuschten Rock von ihm tragen, als ein verpfuschtes Buch von ihm lesen?

III.

Jeremias Dunkelhübsch,

Polizeybeamter, über die Straßenbeleuchtung.

Es ist eine besondere Schwachheit der meisten Städtebewohner, und vielleicht der meisten Menschen überhaupt, daß sie sich bey Nacht nicht füglich auf den Straßen, besonders auf den ein wenig nachläßig erhaltenen, zurecht zu finden wissen.

Man sollte denken, verständige Leute würden diesen Umstand als einen Wink betrachten, sich, sobald die Sonne ihnen nicht mehr leuchtet, in ihre Hütten zurückzuziehen. Aber man

denkt unrecht. Die Wenigsten wollen sich das Nachtwandeln abgewöhnen lassen, und was thun sie, um ihren offenbar unnatürlichen Hang zu befriedigen? Die Obrigkeiten werden von ihnen mit Bitten bestürmt, die Straßen auf gemeine Kosten zu beleuchten, und wirklich sind einige derselben schwach genug, die Zudringlichen zufrieden zu stellen. Andere sorgten zwar für Laternen, und ließen sie in den Straßen aufhängen. Da sie aber nicht zugleich auf das erforderliche Licht Bedacht nahmen, und Prometheus dasselbe dem Himmel zum Besten der Stadt zu entwenden zögert: so scheinen sie bloß da zu seyn, um das Publikum an die erloschenen Lampen der thörichten Jungfrauen zu erinnern. Andere endlich schlugen das Gesuch geradezu ab, und ließen die finstere Nacht, wenn sie hereinbrach, ungestört walten.

Es ist nicht zu beschreiben, wie sich die Leute geberden, deren unordentliche Lichtsucht unbefriedigt blieb, und kaum könnten sie ein ärgerliches Geschrey erheben, wenn man ihnen statt

des Bischens armseligen Lampenlicht die Luft versagen wollte. Geradezu für Finsterlinge erklären sie die rechtschaffenen Väter ihrer Stadt, die sogar der physischen Erleuchtung einen ewigen Haß geschworen hätten, und in die zerstörten Städte der Eulen und Käuzlein verbannt zu werden verdienten. Mit einem Wort, ihr Witz ist unerschöpflich an Schmähungen gegen die Männer, die das größte Lob verdienen, und bald suchen sie ihren Verstand bald ihre Rechtschaffenheit in ein zweydeutiges Licht zu setzen.

Wenn die Freunde der Finsterniß zu den Pasquillen ihrer aufgebrachten Gegner nur lächeln, so bin ich weit entfernt, diesen Gleichmuth, insofern er aus einem edlen Selbstbewußtseyn entspringt, zu tadeln. Unverschuldete Angriffe stillschweigend zu verachten, war von jeher der Grundsatz der größten Männer. Aber in dem gegenwärtigen Falle ist es offenbar um einen höhern Zweck zu thun. Es kommt auf die Belehrung der Irrenden, es kommt darauf an, über die Weisheit und Rechtmäßigkeit der Lichtversa-

gung ein Licht in den unruhigen Köpfen der Bürger anzuzünden. Aus diesem Grunde möchte ich wünschen, die Angegriffenen hätten nicht unterlassen, sich gegen die ihnen gemachten Vorwürfe wenigstens mündlich, wenn sie je es schriftlich zu thun sich unfähig fühlen, zu vertheidigen, und da das Geschrey mit jedem Tage zunimmt: so finde ich mich berufen, durch folgenden kurzen und einfältigen Beweis, daß auf der einen Seite die Straßenbeleuchtung unerlaubt und auf der andern die Straßenfinsterniß für das gemeine Wesen von dem offenbarsten Nutzen ist, das meinige zur Beruhigung der Gemüther beyzutragen.

Vor allen Dingen muß ich euch fragen, ob Ihr die Häupter Eurer Stadt etwa für Götter haltet, daß Ihr ihnen zumuthet, es werde Licht! zu sprechen. Seyd Ihr doch kaum geneigt, sie für Menschen gelten zu lassen.

Mögt Ihr mich aber auch, als ächte Freydenker, mit diesem Grunde nur auslachen, und mir antworten, ein Anderes sey das Universum

aus der nimmer versiegenden Lichtquelle, und ein Anderes, die Winkel Eures Städtchens mit einem Dutzend Lampen beleuchten, so solltet Ihr doch nicht vergessen, daß Euer Straßenbeleuchten eine Satyre auf die Großen ist. Haben diese nicht längst ihre Nacht zum Tage erhoben, und macht Ihr daher ihre Lebensweise nicht offenbar zum Gelächter, wenn Ihr zu einer Zeit, wo sie vielleicht kaum ihr Frühstück zu sich genommen haben, oder wenigstens erst im Begriff sind, sich an die Mittagstafel zu setzen, Lampen auf der Straße anzündet? Ihr werdet mich hoffentlich mit dem Einwurf, es sey einmahl Nacht, und die Beleuchtung thue weiter Nichts zur Sache, verschonen. Das Letzte ist grundfalsch. Es ist freylich Nacht. Aber Ihr legt durch Euer Beleuchten einen Accent auf diese Wahrheit. Es ist ordentlich, als ließet Ihr es mit Schwabacher Schrift drucken: Der Tag hat sich geendet, und dürftet Ihr Euch also beklagen, wenn die ganze große Welt, so bald Ihr Eure Nachtlichter leuchten ließet, von ih-

ren Mittagstafeln aufstände, um alle Eure Lampen zu zerschmettern?

Noch weniger kann ich es begreifen, wie Ihr Euren Beleuchtungs-Unfug vor dem Mond verantworten wollt. Ist nicht dieser Planet, der sich unendlich mehr Verdienste um Euch erworben hat, als die an ihn gerichteten zahllosen Lieder Eurer Poeten jemahls auszudrücken vermögen, seitdem die Welt steht, im ausschließenden Besitz, alle und jede Straßen zu beleuchten, und wie könnt Ihr Euch also herausnehmen, indem Ihr ihm Eure elenden Lampen als Stellvertreter an die Seite setzt, ohne irgend einen gültigen Grund sein wohl hergebrachtes Recht zu kränken? Zwar pflegt Ihr von jeher ihm bey Vertheilung seines Lichts eine unzeitige Sparsamkeit zur Last zu legen. Er verwalte sein Amt, behauptet Ihr, nach bloßer Laune. Bald leuchte er stärker, bald schwächer, und bald gar nicht, und nicht selten verstecke er sich, wahrscheinlich bloß um die Leute zu necken, gerade in dem Augenblick hinter die un-

durchsichtigste Wolke, wenn sie seine Dienste am wenigsten entbehren könnten. Aber was wollt Ihr mit allen diesen Beschuldigungen beweisen, die gerade Eurer Ungenügsamkeit das Urtheil sprechen? Von jeher haben die Menschen nicht gewußt, was ihnen gut ist. Aber wer hat jemahls dem Monde diesen Fehler zur Last gelegt? Es geschieht also zuverläßig aus guten Gründen, warum er Euch gerade so viel, und weder mehr noch weniger Licht angedeihen läßt, und arbeitet Ihr seinen wohlgemeinten Absichten durch erkünstelte Mittel entgegen, so kann es unmöglich andere als schlimme Folgen haben. Ueberhaupt solltet Ihr billig an den Surrogaten für Kaffee und Zucker, und an andern, die Ihr bereits habt, Euch begnügen, und Euch nicht auch noch an einem Sonnen- und Mondschein-Surrogat gelüsten lassen.

Denkt Ihr endlich bey Eurem ewigen Geschrey nach Licht nicht an das Schicksal Eurer armen blinden Brüder? Ist es nicht die größte Undankbarkeit, daß während Tausende das Licht von

Sonne, Mond und Sternen entbehren müßen, und dennoch zufrieden sind, die Sehenden einen so ärgerlichen Lärm bloß einiger elenden Lampen wegen erregen, die nach ihrer Meinung zu wenig in der Welt brennen?

Ich habe Euch aufs einleuchtendste bewiesen, daß Euer Straßenbeleuchten den Göttern des Olymps und den Göttern der Erde, und selbst dem Mond nicht angenehm seyn kann, und daß sie also schlechterdings unerlaubt seyn muß. Ich habe ferner Euch erinnert, daß Ihr undankbar gegen das Schicksal handelt, wenn Ihr Euch nicht mit den natürlichen Lichtern des Himmels begnügt, und es bleibt mir also nur noch übrig, Euch mit nicht weniger starken Gründen zu überzeugen, daß Ihr diese unerlaubte Beleuchtung auch um Eures eigenen Besten willen nicht verlangen solltet.

Unaufhörlich klagt Ihr, daß Euch die Zeit lang werde, und doch wollt Ihr Euch diese Zeit noch dadurch verlängern, daß Ihr, um die zum Schlafen bestimmte Nacht zu durchwachen, Lich-

ter ansteckt. Welch ein Widerspruch! Ihr arbeitet freylich bey Nacht. Aber sind diese Arbeiten auch des Oehls werth, das sie Euch kosten? Riecht man nicht z. B. jedem gelehrten Werke, bey dessen Entstehung den Verfasser die Sonne nicht beschienen hat, sogleich die Lampe an? Und welche Vortheile gewähren also Euch und der Welt diese wahren Werke der Finsterniß? Hat überhaupt ein großer Theil der Menschen nicht Ursache, das Leben zu verwünschen, und was ist also natürlicher, als daß die Unglücklichen sich vor ihm wenigstens in die Arme des Schlafs zu retten suchen, der nicht nur ein Bruder des Todes, sondern auch ein Surrogat des Sterbens ist? Was kann wohlthätiger seyn, als der erlaubte Selbstmord, den Jeder täglich begeht, wenn er sein Haupt auf das Kissen legt, um einzuschlafen, und kann es also recht seyn, daß Ihr Euch selbst durch Eure Nachtwachen des größeren Theils dieser Wohlthat beraubt?

Nicht nur auf den Straßen, auch selbst in Euren Häusern solltet Ihr keine Beleuchtung

dulden, und höchstens sollte für die Armen eine Ausnahme gestattet seyn, weil, wenn diese nicht auch noch bey Nacht arbeiteten, leicht die Reichen durch ihren Müßiggang leiden könnten.

Es ist mir recht verdrießlich, wenn Ihr mir einwendet, es sey, wenn Ihr auch bey Nacht dem Gebrauch der Straßen entsagen wolltet, doch der Mangel ihrer Beleuchtung für die öffentliche Sicherheit gefährlich. Wie sollen wir, höre ich Euch fragen, wenn weder Menschen noch Lampen auf der Straße angetroffen werden, wie sollen wir uns in unsern Häusern gegen das Diebsgesindel sichern? Wird dieses nicht von Finsterniß und der Einsamkeit begünstigt, Leitern an jene legen, und Alles, was lebt, festbinden, und Alles, was nicht lebt, mitnehmen?

Im Ernst, ich kann mich kaum überwinden, auf solche Einwürfe zu antworten. Meint Ihr, man habe Nichts zu thun, als Eure Personen und Eure Sachen zu hüten? Muß ich, um mit Euch fertig zu werden, auch noch eine Schutzrede für die Spitzbuben schreiben? Ist es Euch

nicht genug, daß Ihr das Recht habt, die Diebe zu hängen? Wollt Ihr es ihnen auch noch unmöglich machen, Diebe zu seyn? Soll durch Eure Laternenpfähle, die zuweilen die Stelle des Galgens vertreten müßen, dieser am Ende dadurch ganz unnütz werden, daß sie den geschicktesten Leuten das Stehlen schlechterdings unmöglich machen? Sollen Docht und Lampenöhl mehr Kraft haben, als das siebente Gebot? Genug, daß das Stehlen den Menschen einmahl untersagt ist. Finden sich noch Waghälse, die Nichts destoweniger stehlen, so thun sie es auf ihre Gefahr. Die Justiz und die Polizey können kaum mit den Leuten fertig werden, die gestohlen *haben*, und Ihr verlangt, daß sie sich auch noch um diejenigen bekümmern, von welchen Eure Aengstlichkeit besorgt, daß sie stehlen *werden*. Wenn Ihr Eure Sicherheits-Maßregeln auch auf diese ausdehnen wollt, warum laßt Ihr nicht lieber Jedem, dem Ihr nicht traut, die Hände abhacken? Ueberhaupt solltet Ihr das Gesetz, Jeden für rechtschaffen zu halten, so

lange Ihr ihm nicht das Gegentheil beweisen könnt, nicht vergessen. Es ist im höchsten Grade strafbar, wenn Ihr von Leuten, die Ihr gar nicht kennt, die Ihr in Eurem Leben nicht gesehen habt, voraussetzt, sie würden Euch bestehlen, und in diesem Wahn, zur offenbaren Verunglimpfung Eurer Nebenmenschen, die Straßen voll Laternen hängt.

Ihr sprecht immer vom Gewerbefleiß, vom Emporbringen des Handels, der Fabriken und der Manufacturen, und wollt die Seele von ihnen, das Stehlen nicht dulden. Laßt einmahl den kleinen Angriffs- und Vertheidigungskrieg, den Ihr mit der das siebente Gebot für untergeschoben erklärenden Secte zu führen genöthiget seyd, aufhören, und Ihr werdet mit Betrübniß wahrnehmen, wie viele nützlich beschäftigte Hände, von den Köpfen will ich gar nicht einmahl reden, in den Schooß gelegt werden müßen. Wollt Ihr etwa, um nur ein kleines Beyspiel anzuführen, daß die ganze ehrsame Schlosserzunft des heiligen römischen Reichs sich

gegen Euch empöre? Der Verfasser des Buchs: Nothwehr gegen den Dieb, ist zwar, da seine Vorschläge alle auf das Verderben der verfolgten Leute, die ich in Schutz nehme, hinauslaufen, durchaus kein Mann, mit dessen Ansichten ich übereinstimme. Aber zum Beweise des Satzes, daß den Spitzbuben viele ehrliche Leute ihr Brot verdanken, kann ich mich immer auf sein Ansehen und auf sein Beyspiel, da er sein Buch gegen sie schwerlich umsonst geschrieben hat, berufen.

Ihr wißt nun den Gesichtspunct, aus welchem Ihr die Straßenbeleuchtung zu betrachten habt, und werdet meinen Gründen um so mehr vertrauen, wenn ich Euch sage, daß sie aus eigener Beobachtung geschöpft sind. In der Stadt, worinn ich lebe, besteht leider eine Straßenbeleuchtung, die so vortrefflich ist, als Ihr selbst sie nur immer wünschen könntet. Aber bereits sieht man die traurigen Folgen der Anstalt. Es herrscht die langweiligste Sicherheit auf den Straßen und in den Häusern. Selbst der ver-

wegenste Mensch getraut sich nicht mehr zu steh-len, und wenn man sonst einen Dieb mit einem schwarzen Raben verglich, so muß man ihn jetzt einen weissen nennen. Hunderte, die zuvor keinem Mitbürger mit seinem Gewerbe durch das ihrige im Wege standen, sind jetzt die höchst verderblichen Nebenbuhler manches rechtlichen Mannes, und wissen sich ordentlich Kredit und einen guten Nahmen zu verschaffen. Die Zuchthäuser sind so entvölkert, als hätte das gelbe Fieber darin geherrscht, und den verwaisten Galgen kann man ohne Thränen gar nicht ansehen.

Von Rechtswegen sollte es an den bisherigen Gründen genug seyn, um Euch zu überzeugen, daß die Straßen-Beleuchtung gerade das Gegentheil von einer wohlthätigen Anstalt sey. Um aber Alles zu erschöpfen, was zur Ausrottung Eurer eingewurzelten Vorurtheile dienen kann, beschließe ich meinen Beweis der Schädlichkeit der Straßenhelle mit dem Beweise der Nützlichkeit der Straßenfinsterniß.

Man hat von jeher geklagt, daß nicht immer Männer zu Gericht sitzen, die mit sonderlichen Gaben zur Verwaltung der Gerechtigkeit ausgerüstet sind, und Manche gingen im Unwillen über diesen Uebelstand sogar so weit, daß sie behaupteten, dieser oder jener Priester der Göttinn Themis habe entweder sein Amt nicht von Gott, oder das Sprichwort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand, wäre falsch. Ich will nicht untersuchen, ob diese Klagen nicht zum Theil übertrieben sind. Aber wäre es nicht auf alle Fälle eine Verbesserung der mangelhaften Rechtspflege, wenn man statt der trüglichen Menschenurtheile, die vormahligen untrüglichen Gottesurtheile nur mit der Verbesserung wieder herstellte, daß man statt der als barbarisch verschrieenen Feuer- und Wasserprobe die weniger harte und eben so zuverläßige Finsternißprobe einführte? Eure Straßen sind, wie Ihr klagt, nicht nur unbeleuchtet, sie sind auch zum Theil ungepflastert; sie sind mit Steinhaufen angefüllt; sie

sind mit Karren, mit gefällten Bäumen, und mit einer Menge von Dingen, die kein Recht auf ihre Stelle haben, gesperrt, und mit einem Wort, sie sind so beschaffen, daß es gleich unmöglich ist, im Feuer nicht zu verbrennen, und im Wasser nicht unterzusinken, als nur drey Schritte auf ihnen zu wandeln, ohne sich zu beschädigen. Vortrefflich! Sie sind also ganz für meinen Zweck geschaffen, und man hat weiter Nichts nöthig, als daß man von nun an jeden Angeklagten zwingt, bey Nacht nicht allzulangsam durch irgend eine der von Euch beschriebenen, und dem ganzen Deutschland, als Muster zu empfehlenden Straßen zu wandeln. Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß kein Schuldiger ohne Verletzung davon kommt, und nach der Größe derselben könnt Ihr leicht die Größe seines Vergehens beurtheilen. Ein Fall mit einer bloßen Verwundung verräth nur einen kleinen Grad von Strafbarkeit, und zu einem starken Verdacht wird erfordert, daß man wenigstens ein Bein bricht. Wer ohne Beschädigung bloß

ein Mahl zu Boden stürzt, ist für ganz unschuldig zu achten, und sollte es sich einmahl ereignen, daß ein Angeklagter sogar ohne diesen Zufall davon kommt: so versetze man ihn auf der Stelle unter die Heiligen, weil offenbar alle Engel des Himmels zu seinem Schutze herbeygeeilt seyn müßen.

IV.

Klagen des Wildbrets über die Bauern.

Unter den zweyfüßigen Thieren, oder vielmehr unter den vierfüßigen Thieren, die auf zwey Füßen gehen, lassen diejenigen, die zu der Gattung, die man Bauern nennt, gehören, sich täglich so große Ungerechtigkeiten gegen uns zu Schulden kommen, daß wir endlich, da der Druck je länger je unerträglicher wird, die Preßfreyheit zu benutzen, und auf dem Weg der Oeffentlichkeit Hülfe gegen unsere Feinde zu suchen, uns genöthiget sehen.

Diese trotzigen Räuber bilden sich ein, das Korn, welches die Erde jährlich offenbar nur

für uns, weil nur wir es in seinem natürlichen Zustande genießen können, in großer Menge hervorbringt, wachse, ungeachtet es ihnen, ehe sie ihm durch ihre Künsteleyen seine ganze Eigenthümlichkeit rauben, völlig unbrauchbar ist, bloß für sie, und wissen ihre vermeinten Rechte, wenn gleich nicht mit starken Gründen, doch mit desto stärkern Armen zu verfechten.

Man erlaube uns, nur einige unserer zahllosen Leiden kurz und einfach darzustellen, und es kann gar nicht fehlen, daß wenn nicht auch vollends in den Menschen, die keine Bauern sind, der letzte Funke des Gefühls erloschen ist, selbst einige von diesen zum Mitleiden mit unserem Schicksal hingerissen werden.

Kaum sieht unser freudig-lüsternes Auge die Frucht aus der Erde hervorsprießen, so sehen wir auch sogleich das Feld von Tagdieben wimmeln, um sie zu hüten, und in einigen Ländern hat man sogar die unerhörte Einrichtung getroffen, daß Tag und Nacht ein eigenes Heer von Bütteln keinen andern Beruf hat, als unsere

friedlichen Versammlungen auf den Kornfeldern, ob sie gleich durchaus keinen den Staat angehenden Zweck haben, und in denselben lediglich Nichts gethan als gegessen wird, gleich dem gefährlichsten Jacobiner-Verein zu zerstören. Mit einem Wort, wir sind so weit gebracht, daß uns nur die traurige Wahl zwischen einer Bleykugel und dem Hunger bleibt, und alle in Romanen und Klageliedern geschilderte Leiden der Menschen sind Nichts gegen die Leiden der wilden Schweine, der Hirsche und der Rehböcke.

O der goldenen Zeit, als noch die meisten Fürsten unsere gnädigen Gönner waren, und sich mit einem Eifer, der ihrem Herzen zur größten Ehre gereichte, um unser Wohl und Wehe bekümmerten. Wehe dem Bauern, der es gewagt hätte, sich an uns zu vergreifen, oder uns von seinem Acker zu jagen, oder auch nur anders als heimlich über uns zu fluchen! Auf der Stelle wurde uns die strengste Genugthuung verschafft, und mancher unserer Verfolger mußte

seinen Groll gegen uns mit seinem Leben bezahlen. Aber jetzt hat leider die sogenannte Aufklärung auch bey den Großen die ehemahligen Begriffe von Gerechtigkeit verwirrt. Der elendeste Bauer behält fast immer Recht gegen den edelsten Hirsch, und es ist nicht zu sagen, wie Viele von uns bereits als traurige Opfer der Modethorheit, die man Menschlichkeit nennt, gefallen sind. Man wartet nicht, bis wir uns auf den Fruchtfeldern zeigen. Die Wuth unserer Feinde geht so weit, daß sie uns sogar in den Wäldern nachspüren, und am Ende werden wir kaum noch auf dem Gebiethe eines liefländischen Landjunkers unserer Nahrung ungestört nachgehen können.

Man kann mit Recht erwarten, daß wir nicht nur, wie manche Menschen, über das Unrecht, das wir erdulden, ein Geschrey erheben, sondern auch beweisen, daß es wirklich ein Unrecht ist, und zu diesem Beweis sind wir um so bereitwilliger, da er, wenn er auch unsere Lage

nicht besser macht, uns wenigstens Gelegenheit gibt, unsere Feinde an den Pranger zu stellen.

Ein Hauptgrund, durch welchen diese ungeschliffenen Erdumwühler ihr Betragen gegen uns zu beschönigen meinen, besteht darinn, daß sie mit der größten Zuversicht behaupten, das Korn sey ihr Eigenthum, weil sie es gesäet hätten. Wer sieht aber nicht, wie albern diese Entschuldigung ist? Wer heißt denn die Tröpfe Korn säen? Unsertwegen könnten sie sich die Mühe immer ersparen. Das Feld würde ohne ihr unnützes Walten Kräuter hervortreiben, die für uns eine weit angenehmere Speise wären, als ihr einfältiges Korn, zu dem wir bloß aus Noth und in Ermanglung eines bessern Nahrungsmittels unsere Zuflucht nehmen. Und wenn es endlich nur wahr wäre, daß die von den elenden Sclaven gesäeten Früchte auch wirklich ihr Eigenthum sind. Aber kaum ist das Korn in ihren Scheuern, so sieht alle Welt, für wen sie ernteten. Sie haben von Glück zu sagen, wenn ihre Vögte ihnen noch die Kleye lassen, und es

ist also nicht einmahl ihr eigener Vortheil, sondern bloß der häßliche Neid, wenn sie es nicht dulden wollen, daß wir uns auf ihren Feldern satt essen. Zwar hören wir die Meisten von ihnen fast täglich klagen, daß wenn gleich das Korn auf ihren Feldern von uns verzehrt werde, sie Nichtsdestoweniger ihren Herrn, die schweren Abgaben, die man Steuern nennt, erlegen müßten, und wir bekennen, diese Klagen rührten im ersten Augenblick unsere thierischen Herzen so heftig, daß wir beynahe in dieser Aufwallung dem Genuß des Korns freywillig und feyerlich entsagt hätten. Läßt sich, sprachen wir zu uns selbst, noch ein härteres Los denken, als daß der arme Landmann mit unglaublicher Mühe und Anstrengung sein Feld baut, um die Früchte davon zwar von bessern Geschöpfen, als er, aber doch von Geschöpfen, die ihn Nichts angehen, verzehren zu sehen, und daß er dann Geschöpfen, die zwar zu seiner Gattung gehören, aber an Werth tief unter ihm stehen, daß er diesen Geschöpfen für

das Recht, Futter für ihre Jagd zu bauen, noch eine Schatzung bezahlen muß! Aber dem Himmel sey Dank! unsere empfindsame Schwärmerey war von kurzer Dauer, und ein kleines Nachdenken überzeugte uns aufs bündigste, daß die Bauern das Glück ihres Stands gar nicht zu schätzen wissen, und daß ihre ewigen Klagen eine bloße Folge ihrer Ungenügsamkeit und ihres Starrsinns sind, mit Einem Wort, daß diese unruhigen Köpfe in allen Dingen nicht anders als Unrecht haben können. Zwar läßt es sich nicht läugnen, daß die Wenigsten von ihnen die Früchte ihrer Arbeit genießen dürfen. Aber ist ihre Arbeit nicht selbst ein Genuß? Kann man sich auf eine poetischere Art beschäftigen, als mit Säen und Pflügen? Ist es etwa kein Vergnügen, wenn man vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Lerche singen hört? Wahrlich, der Bauer, der bey dieser Musik nicht Trank und Speise vergißt, ist ein verächtlicher Sclave der Sinnlichkeit, und verdient mit Recht zu hungern? Was ist wohlthätiger, als die reine Luft,

die von diesen Undankbaren unter dem blauen Zelt des Himmels eingeathmet wird, während die Könige in ihren Pallästen vergebens nach ihr schnappen? Haben sie endlich nicht täglich das prachtvolle Schauspiel des Sonnen = Auf = und Untergangs ohne ein Abonnement zu bezahlen, und ohne daß die Schauspielerinn ihnen die Köpfe verrückt, wenn sie ihnen gleich dieselben ein wenig verbrennt? Und diese Beneidenswürdigsten unter den Sterblichen murren noch über die allzuvielen verbotenen Bäume in ihrem Paradies, und verkennen ihr Glück, bloß weil sie zuweilen ein wenig hungern müßen! Sind die Menschen überhaupt nicht unbegreifliche Geschöpfe? Ein Theil von ihnen klagt, weil es ihn nie, und der andere, weil es ihn immer hungert. Offenbar sind aber die Letzten die Glücklichsten. Bekommen sie zuweilen zu essen, so würzt ihnen der Hunger die Speisen, und bekommen sie Nichts, so sind sie nicht in Gefahr, sich einer Unmäßigkeit schuldig zu machen, und können durch ihr Fasten gelegenheitlich ihre Sünden abbüßen.

Gute Bauern! Es ist Eure Schuld, wenn Ihr nicht in uns, Euren vermeinten Feinden, von nun an Eure größten Wohlthäter erkennt. Indem wir Euch über Eure Ungerechtigkeiten gegen uns die Augen öffneten, haben wir Euch zugleich aufs Unwidersprechlichste dargethan, daß es kein glücklicheres Los gibt, als das Eurige. Baut also Euer Feld, und statt schel zu sehen, wenn wir uns auf demselben als nicht gebetene Gäste einfinden, stellt sogar die Ernte ein, die, wie wir Euch deutlich gezeigt haben, Nichts ist, als eine förmliche und öffentliche Plünderung, die Ihr an uns verübt, ohne daß sie Euch reicher macht. Wir wollen Euch zwar unsere Wohlthaten nicht vorrücken, aber doch solltet Ihr bedenken, wie mancher Hirsch schon seine Haut hergegeben hat, damit dieser oder jener Bauer nicht durch das Entbehren eines unentbehrlichen Kleidungsstücks weiland den verhaßten Stiftern der gallischen Freyheit und Gleichheit ähnlich wurde. Was kann unmenschlicher seyn, als daß Ihr einem armen Thier, das Euch kleiden

muß, den nothdürftigen Unterhalt verweigern wollt, und ist es nicht gerade, als ob Ihr Euer Betragen gegen uns von Euren eigenen Peinigern gelernt hättet, deren Tyranney Euer ewiges Lied ist? Ihr verwünscht uns und die Jagd, und vergeßt, daß diese die nothwendige Stellvertreterinn des Kriegs ist. Oder zieht Euer Eigensinn ihr etwa einen dreyßigjährigen Glaubens- oder gar einen dreyßigjährigen Staatsumwandlungs-Krieg vor? Oder glaubt Ihr, der deutsche Mönch habe das Pulver umsonst erfunden? Schade, daß nicht irgend ein feindseliger Dämon Euren Lieblingswunsch, uns mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu sehen, plötzlich in Erfüllung gehen läßt! Wir wetten, Ihr würdet uns mit tausend Thränen der Reue zurückrufen, bloß um von den statt der Jagd auf Eure Kosten neuersonnenen Spielen Eurer Großen wieder befreyt zu werden.

Doch genug! Wir meinen es redlich mit Euch, und gern wollen wir den letzten Bissen mit Euch theilen, wenn Ihr nicht, wie immer, Eure ei-

genen Feinde seyd, und den vernünftigen Rath verachtet, den wir zu Eurem Besten ausgesonnen haben. Es ist nun lange genug, daß Ihr die Eitelkeit habt, auf eine höchst gezwungene Art auf zwey Beinen zu gehen, und in schmutzigen Löchern, die Ihr Eure Häuser nennt, zu wohnen. Entsagt also einmahl dieser widernatürlichen Lebensweise! Schüttelt den Staub von Euren Füßen, flüchtet Euch zu uns in die Wälder, und statt mit unsäglicher Mühe und täglichen Gefahren dem Wildbret nachzustellen, werdet selbst zum Wildpret! Wie unrecht Ihr habt, auf zwey Füßen, statt auf vieren zu gehen, habt Ihr längst schon in den Schulen Eurer Philosophen gehört, und wenn Euch mit Recht gerade durch die Philosophen die Sache ein wenig verdächtig geworden ist, so habt Ihr desto weniger Ursache, ein Mißtrauen in unsern Aufruf zu setzen. Wir sind ehrliche, schlichte Bestien, und keine Philosophen, und lehren Nichts, als was die beste Lehrerinn, die Erfahrung, uns selbst gelehrt hat. Es mag seyn, daß Ihr, wenn

Ihr Euch mit uns vermischt, auch mit uns gejagt werdet. Aber wir sehen nicht ein, wie Leute selbst vor der ärgsten Rennjagd sich fürchten können, die gewohnt sind, ihr ganzes Leben auf alle mögliche Weise gehetzt zu werden, und da also der Veränderung Eures Zustandes nicht das geringste Hinderniß im Wege steht: so begrüßen wir Euch schon zum Voraus mit ungeheuchelter Herzlichkeit als unsere Brüder.

V.

Die Nothsuppe.

Nichts zeugt so sehr von der leidigen Verzärtelung der Menschen, als die Art, wie sie sich betragen, wenn der Hunger ihnen ein wenig zusetzt. Nicht bloß Leute von Stande, selbst Leute vom geringsten Pöbel begehren sich satt zu essen, und kaum hat dieser oder jener Bengel einige Stunden gegraben, oder sonst eine plumpe Arbeit verrichtet, so fordert er Brot, und gibt sich dabey eine Miene, als ob es sich von selbst verstände, daß seiner Forderung Genüge geschehe. Leider sind aber die Menschen nicht so leicht zu füttern, als die Kanarienvögel, und da sich die

Hungernden schlechterdings nicht mit guten Worten abspeisen lassen, so hat man von jeher, wenn man des Wehklagens und der losen Reden dieser Zudringlichen müde war, und gerade nichts Besseres zu thun wußte, von Zeit zu Zeit auf Mittel gedacht, ihnen das Maul in doppeltem Betracht zu stopfen, und endlich ist auch wirklich die Auflösung der schweren Aufgabe einem Großen aus dem reichen Großbrittannien durch die Erfindung einer Suppe gelungen, die so einfach ist, und so wenig Aufwand erfordert, daß man bedauern muß, den philosophischen Bettler Diogenes nicht auf dieselbe zu Gaste bitten zu können. Zwar suchte schon vor etwa hundert Jahren ein anderer berühmter Engländer geistlichen Standes der Noth der Armen durch den Rath abzuhelfen, ihre Kinder zu schlachten und zu essen. Allein so einleuchtend auch sein Vorschlag in manchem Betracht ist, und so sehr man sich daher wundern muß, daß er nicht mehr Beyfall fand, so sieht doch Jeder, daß durch denselben, weil die Aeltern unmög-

lich von einem Kinde bis zur Geburt des andern, sie mögen es selbst essen, oder an die Reichen verkaufen, leben können, und weil dabey weder für die Alten, die keine Kinder mehr zu zeugen vermögen, noch für die Unfruchtbaren gesorgt ist, der wohlthätige Zweck nur unvollkommen erreicht würde, und der jüngere Engländer hat also offenbar mit seiner Erfindung den Preis vor dem ältern davon getragen. Von seiner Suppe können, da sie beynahe ganz aus Bestandtheilen zusammen gesetzt ist, die man bisher weggeworfen hat, alle Armen, ihre Anzahl häufe sich so sehr sie wolle, gesättigt werden, und nie wird sie, selbst im Falle der Unmäßigkeit, der Vorwurf treffen, daß sie den Reichen, die sich ohnehin von der Sorge für ihre Nahrung schwer gedrückt fühlen, irgend ein Bedürfniß durch die allzureichliche Befriedigung ihres Hungers vertheuern.

Kann man einen Erfinder, wie diesen, zu sehr belohnen, und sollte man es also glauben, daß er noch nicht einmahl schlecht belohnt ist?

zu einem Denkmahl für den Unruhestiftenden Luther, der uns nur von wenigen Fasttagen befreyte, läßt sich die ganze seine Lehre bekennende Christenheit mit Freuden besteuern. Aber den Mann, der allem Fasten ohne das Blutvergießen einer Glaubensverbesserung durch eine Suppen-Kochvorschrift ein Ende macht, diesen Mann verewigen weder die Steinmetzen, noch die Erzgießer, und nicht einmahl die Poeten, welchen doch zuverläßig eine Nothsuppe am meisten noth thut, und die ihm also doppelten Dank schuldig sind. Doch was rede ich von Denkmahlen? Möchte man immer Nichts für die Ehre des Erfinders thun, wenn man nur Nichts gegen dieselbe spräche. Aber man höre einmahl die Lobreden, die seine eigenen Gäste, die Blinden, Krüppel und Lahmen ihm zu halten pflegen. Eine Hexensuppe behaupten diese Leckermäuler, wäre seiner Nothsuppe noch weit vorzuziehen, ob es sich gleich die Hexen nicht einfallen ließen, andere ehrliche Leute auf ihr Gemengsel zu Gaste zu bitten. Der Vorschlag

einiger großen Staatswirthe, die Menge mit Heu abzuspeisen, scheine ernstlich gemeint zu seyn, und am Ende würden den Armen wohl noch Steine statt des Brots angebothen werden. Freylich lasse sich der menschliche Magen auch mit Sohlenleder und ähnlichen Dingen befriedigen. Aber ob man darum das Sohlenleder zu einer Alltagsspeise machen müße? Es sey nur ein Wunder, sagen eben diese Leute, daß der erfinderische Staatswirth seine Suppe noch mit Löfeln zu essen erlaube, da doch durch die Abschaffung dieses unnützen Werkzeugs Millionen Pfennige für Blech und Holz erspart werden könnten. Endlich kommt auch noch die Schwelgerey der Reichen an die Reihe, über welche die zerlumpten Suppenverächter sich gar nicht satt schimpfen können. Pracht- und Aufwandsgesetze für diese, behaupten sie, müßten gegeben werden, wenn man eine Hauptquelle des Elends der Armen verstopfen wolle, und aus keiner andern Ursache komme nicht einmahl Eine Schüssel auf den Tisch von Tausenden, weil

Hunderte dreyßig auf dem ihrigen haben wollten.

Ich erstaune und frage, ob es möglich ist, seiner Galle auf eine keckere Art Luft zu machen. Juvenal hat Recht, der Unmuth macht Verse. Aber was Hunger und Unmuth zugleich zu leisten vermögen, davon ist Eure mehr als philippische Rede der sprechendste Beweis. So große Meister Ihr aber im Schimpfen seyd, so schlecht steht es, wie gewöhnlich um Eure Gründe, und es fehlt nicht viel, daß ich sie unwiderlegt ließe, bloß weil sie gar zu leicht zu widerlegen sind.

Wenn Ihr die neuerfundene Suppe ein ungenießbares Gemengsel nennt, dem eins von Fröschen und Eidexen vorzuziehen sey, so rathe ich Euch, vor allen Dingen die Geschichte irgend einer belagerten Festung zu lesen, um Euch zu überzeugen, daß eine Sparsuppe, wie die Eurige, ein köstliches Gericht gegen die Kost ist, mit welcher sich schon unzählige Mahl die größten Helden begnügen mußten. Ist es also nicht unverantwortlich, von einer solchen Speise

mit Verachtung zu sprechen, und über ihren Erfinder, statt die Knie vor ihm zu beugen, die Nase zu rümpfen?

Wenn Ihr aber auch Recht habt, daß die Suppe doch ein elendes Nahrungsmittel bleibt, ob es gleich noch elendere gibt, so möchte ich wohl wissen, was Ihr mit dieser Behauptung beweisen wollt. Wo steht es denn geschrieben, daß man die Speisen für die armen Leute aus dem Leckermäulerkalender entlehnen müße? Oder wollt Ihr etwa gar, daß man dieses Jammerthal in ein Schlaraffenland für die Bettler umzaubere? Es ist im Ernst nicht zum Aushalten, wenn Leute, bey denen man noch fragen muß, ob sie überhaupt zu essen berechtigt sind, sogar gut zu essen begehren. Ist es nicht schon traurig genug, daß ein Erfinder um den andern auftritt, um ein so nothwendiges Uebel, als das Hungerleiden ist, gänzlich aus der Welt zu verbannen? Und jetzt verlangt man noch obendrein, daß der Magen, wenn nicht auf die angenehmste Art, doch ohne Ekel und Widerwillen befrie-

digt werde! Wollte man dieser unüberlegten Neuerung Eingang verschaffen, was würde die Folge davon seyn, als daß man in Kurzem die edelsten menschlichen Gefühle kaum noch dem Nahmen nach kennte? Was bewegt stärker zum Mitleiden, als der Anblick eines Unglücklichen, den Hunger und schlechte Nahrung in einen lebendigen Schatten verwandelt haben? Habt Ihr ferner keinen Sinn für die wehmüthigen Tischbetrachtungen einer Menge armer Waisen, für welche jede Mahlzeit nicht etwa ein schnöder Kitzel des Gaumens, sondern eine wohlthätige Erinnerung ist, wie viel ihnen der Tod in ihren Aeltern geraubt hat? Und heißt es nicht die kindliche Liebe, wie Jacobs Sohn die Erstgeburt, für ein Linsengericht verkaufen, wenn man solche fromme Empfindungen durch eine gut zubereitete Schüssel ausrotten will?

Ich könnte die Betrachtungen dieser Art zu Eurer gänzlichen Beschämung noch lange fortsetzen. Aber ich kann es kaum erwarten, bis ich Eure Hauptklage, oder vielmehr Eure unbeson=

neue Lästerung gegen die Reichen und ihre sogenannte Ueppigkeit in ihrer ganzen Blöße dargestellt habe.

Es ist ein großer Beweis Eurer Unwissenheit und Eures Mangels an Nachdenken, daß ich erst Euch sagen muß, was eigentlich essen heißt. Es gibt nämlich zweyerley Arten der Verrichtung, die man mit diesem Nahmen zu bezeichnen pflegt. Die erste Art hat keinen andern Zweck, als die Befriedigung eines thierischen Bedürfnisses, und wird daher auch bloß von Leuten getrieben, die durch ihren Stand, oder durch ihre Gesinnungen zu dem großen Haufen gehören. Eine ganz andere Beschaffenheit hingegen hat es mit der zweyten Art. Diese ist im eigentlichen Sinne eine Arbeit, und zwar Nichts weniger als eine leichte, und eben daher ist sie ein Vorrecht der Edleren im Volke, die sich wie billig auch an ihrer Tafel von dem Bauern und dem Oechslein und dem Eselein an der Krippe unterscheiden wollen. Es wundert mich gar nicht, wenn Ihr Euch über meine Behauptung wun-

dert. Aber wenn Ihr sie auch schlechterdings läugnet, so bleibt sie nichtsdestoweniger wahr. Ich weiß wohl, daß die Meisten sich von dem Vorurtheil beherrschen lassen, man könne bloß mit den Händen arbeiten, und nahmentlich die Thätigkeit der Zähne für Nichts achten. Aber man überlege einmahl unbefangen, was leichter ist, bey einer Mahlzeit mehr als zwanzig verschiedene Körper mit den Zähnen zermalmen, oder einige Stunden das Grabscheit, oder gar nur die Nähnadel führen. Oder macht doch nur, Ihr armen, ungeübten und schwächlichen Schlucker selbst den Versuch, und laßt Euch sechs ewige Stunden an die mit Speisen besetzte Ruderbank der Reichen, die sie ihre Tafel nennen, schmieden. Ich wette, Ihr werdet selbst wenn Ihr zur Holzhackerzunft gehört, mit Freuden zu Eurem gewohnten Tagewerke zurückkehren. Und sind denn nicht auch die Hände bey dem Essen beschäftigt? Daß endlich auch die Arbeit der Zähne nicht nur beschwerlicher, sondern auch gefahrvoller ist, als die Arbeit der Hände, könnt

Ihr schon aus der Thatsache abnehmen, daß sich mit jenen weit mehr Menschen zu Tode arbeiten, als mit diesen. In der That ist der Tod der geschworene Feind der Unglücklichen, die sich der Pflicht zu arbeiten nur mit den Zähnen entledigen können, und gewöhnlich pflegt er sie schon in der Hälfte ihrer Tage hinwegzuraffen. Es scheint, ihr trauriger Zustand jammert ihn, und darum eilt er, so sehr er kann, sie zur Ruhe zu bringen, die ihnen so nöthig ist. Ihr kennt doch, um Euren Irrthum auch durch einen Grund aus der Religion zu widerlegen, den Spruch: Bete und arbeite? Der erste Theil dieses Gebots ist offenbar dem Munde gegeben, und warum sollte es der zweyte nicht auch seyn? Wenigstens ist es gar nicht wahrscheinlich, daß in so wenigen Worten zwey so verschiedene Glieder, wie Mund und Hand, zugleich gemeint sind.

Es ist also offenbar, daß Ihr den Reichen unmöglich zumuthen könnt, ihre Tafel einzuschränken, ohne sie zugleich zu dem Laster des

Müßiggangs aufzufordern. Eine solche Absicht kann ich Euch aber unmöglich zutrauen, da Ihr nothwendig wissen müßet, wie gefährlich für die ganze menschliche Gesellschaft die Müßiggänger überhaupt, und die reichen und vornehmen Müßiggänger insbesondere sind. Kennt Ihr nicht eine Menge Menschen, von denen zu wünschen wäre, sie hätten in ihrem ganzen Leben Nichts gethan, als gegessen? Und stände es nicht unendlich besser in der Welt, wenn manche Leute die Tafel nur verließen, um sie mit dem Bette zu vertauschen?

Diese Gründe sind zu einleuchtend, als daß ich nicht hoffen sollte, Euch von Euren Vorurtheilen völlig geheilt zu haben, und Ihr werdet also aufhören, gewiße Einrichtungen in dieser besten Welt, wenn sie Euch auch noch so hart und unbillig scheinen, meistern zu wollen. Es ist nun einmahl nicht anders. Der größere Theil der Menschen muß ungesättigt bleiben, weil der kleinere unersättlich ist. Die gute Mutter Natur kann ihre ewigen Gesetze nicht ändern. Der

nährende Boden läßt sich nicht erweitern; die Früchte des Baums blühen und reifen nicht sechs Mahl im Jahr, und der Acker läßt sich nicht sechs Mahl ernten, und da also die Erde Euch höchstens noch mit einer Euch so widrigen Sparsuppe zu bewirthen vermag, was bleibt Euch übrig, als eine Auswanderung in das Land, von welchem geschrieben steht, daß es seine Einwohner weder hungert noch dürstet? Es gibt der Wege in dasselbe, wie Ihr wißt, mancherley, und als einen der zuverläßigsten hat man von jeher den Krieg gerühmt. Da er aber zuweilen durch einen leidigen Frieden mitten in seinen glorreichen Thaten gestört wird, und da zugleich die Kugeln nicht selten den Eigensinn haben, gerade die Brust eines Verzweifelnden zu verfehlen: so werdet Ihr wohl Euch irgend eines andern wohlthätigen Werkzeugs zu bedienen genöthigt seyn. Ein Dolch, ein Strick, ein Terzerol sind immer zu bekommen, und haben noch keiner geschickten Hand ihre Dienste versagt. In der That brauchen nur von vier Mann sich drey,

etwa nach dem Loos, das Leben zu nehmen, und der vierte ist, wenn sie ihn zum Erben ihres Groschens, für welchen man eine Nothsuppe kauft, einsetzen, im Stande, für seinen vierfach vermehrten Reichthum täglich eine ordentliche Mahlzeit zu halten, und also dem Leben wieder einigen Geschmack abzugewinnen. Man hilft also, indem man nach meinem Vorschlag die Welt verläßt, sich und seinem Nächsten zugleich, und stirbt einen wahren Tod fürs Vaterland. Freylich wird der Erfinder der Nothsuppe an einer Maßregel nicht wenig zu tadeln wissen, durch welche seine Erfindung völlig überflüßig gemacht wird, und ich bin daher der Meinung, daß, da der Mann es doch gut gemeint hat, der Selbstmord, der zugleich seiner Erfindung einen tödtlichen Stoß beybrachte, ihm zu Ehren der Nothsuppentod genannt werde.

VI.

Vorerinnerung zu der im Jahr 1804. erschienenen kleinen Romanzen-Sammlung des Verfassers.

Noch nannte, wenn gleich nicht das Journal Europa, doch der ganze Welttheil dieses Nahmens, Wieland einen Dichter, und Mendelssohn und Garve Philosophen, noch hatte keine Schule von bloßen Sonntagskindern den poetischen Stein der Weisen erfunden, noch verbrauchte man den Sarg des wohlseligen Schusters, Jacob Böhm, nicht zu Fackeln, um die Welt damit zu erleuchten, mit Einem Wort, noch war es finster in der Tiefe, und die Geister der wohlbekannten Götter des Tags schweb-

ten auf dem Wasser, als der Sänger der gegenwärtigen anspruchlosen Lieder seine erste Ausbildung erhielt, und Niemand wird sich also wundern, nur Romanzen von deutscher und nicht von spanischer Art und Kunst, und nicht zugleich einen Kranz frommer und salbungsreicher Sonette von ihm zu lesen. Niemand wird sich wundern, aber ob ihm auch Jedermann verzeihen wird, ist eine andere Frage. So göttlich auch gewiße Naturen sind, so scheint ihnen doch Eine göttliche Eigenschaft, und gerade die göttlichste von allen, Nachsicht mit den Schwachheiten sterblicher Geschöpfe, schlechterdings versagt zu seyn. Der arme Romanzendichter wird also zuverläßig den Bannstrahlen des furchtbaren poetischen Vatikans nicht entgehen. Aber er muß bekennen, daß er sich in einer ruhigern Fassung befindet, als Hector, da er dem Achill gegen über stand. Wie sollte auch selbst der unvermeidlichen Vernichtung der Mann nicht Trotz biethen, der die Hoffnung hat, lachend zu sterben?

VII.

Die Entdeckungsreise in die andere Welt.

Wer kennt nicht einen gewißen Gewalthaber, der sich von jeher das Richteramt über die menschlichen Handlungen angemaßt hat, und die Leute, die sich mit ihm abwerfen, nicht selten so lange zu quälen und zu ängstigen pflegt, bis sie hingehen und sich aufknüpfen?

Euch ist eine That gelungen, die Euch, wenn nicht gerade viel Ehre, doch desto mehr Nutzen bringt, und über die Ihr Euch also von ganzem Herzen zu freuen Ursache habt. Aber was hilft es, daß Ihr Euch sogar mit den Leuten, die über gewiße Handlungen gern allerhand Anmer-

kungen zu machen pflegen, in Güte abgefunden habt? Indem Ihr Euch dem ungestörten Genuß einer in den meisten Fällen höchst mühseligen Arbeit überlassen wollt, schildert Euch der verwünschte Richter Euer Unrecht mit so schwarzen Farben, und zugleich mit so lebendiger Wahrheit, daß der ärgste Rechthaber gar nicht daran denkt, ihm zu widersprechen.

Die schlimmste Eigenschaft des Gewissens; denn Ihr habt doch längst errathen, daß ich von diesem spreche, die schlimmste Eigenschaft desselben also ist, daß es zuweilen boshafter Weise den Todten spielt. Denkt nun irgend ein Ehrenmann, froher, als wäre ihm seine Frau gestorben, sich endlich einmahl seiner natürlichen Freyheit ganz unbefangen zu überlassen, so lebt zu seiner größten Bestürzung der Scheintodte unvermuthet und plötzlich wieder auf, und je ruhiger er zuvor sich verhielt, desto unbändiger tobt er nachher.

Wehe dem Unglücklichen, der es einmahl zur Unzufriedenheit mit seinen Handlungen gereizt

hat! Es hört nimmer auf, ihn zu martern. Gleich der atra cura des Horaz verfolgt es ihn bey jedem seiner Schritte. Es steigt mit ihm, wie diese, in den Wagen, und setzt sich auch, wie diese, mit ihm zu Pferd, und da es selbst nicht schläft, so läßt es auch ihn nicht schlafen.

Und wenn es die traurigen Opfer seiner unersättlichen Rachsucht nur wenigstens ruhig sterben ließe! Aber ohne Erbarmen erinnert es in dem entscheidenden Augenblick den beklagenswürdigen Kranken auf seinem Schmerzenslager an die kleinste seiner Sünden, und der Teufel kann die Hölle unmöglich heißer schüren, als es ihm dieselbe zu schildern pflegt.

Nicht sonderlich oft, aber doch zuweilen, verleitet es die armen Sünder zu Handlungen, die in den Augen Mancher eine völlige Verstandeszerrüttung besorgen lassen. Dieser entschließt sich ein Gut, das er mit Unrecht zu besitzen glaubt, dem rechtmäßigen Herrn, der den Verlust doch längst verschmerzt hat, zurückzugeben. Ein Anderer hat einen Rechtshandel, und

es fehlt zu seinem Sieg nur die Kleinigkeit, das Ding, das nicht ist, das er längst gesagt hat, auch noch zu beschwören. Bereits hat er auch die Hand aufgehoben, und der Richter ausser ihm spricht selbst ihm Muth ein. Aber der innere Richter erhebt seine Stimme, und der ängstliche Tropf, der statt Alles zu gewinnen, Alles verliert, macht sich sogar in den Augen seines Gegners lächerlich. Ein Dritter, der nur zugreifen darf, um das schönste Ehelos zu ziehen, verscherzt sein Glück, weil das Gewissen ihn die Wehklagen einer unbedeutenden Dirne zu beherzigen zwingt, die, ehe sie ihn kannte, zwar die Unschuld selbst, aber zugleich auch die Armuth selbst war, und jetzt nur noch das letzte ist.

Wer sieht nicht, daß der Tyrann ohne Seinesgleichen durch seine Schreckensherrschaft Nichts als Unheil und Verwirrung stiftet?

Soll es denn gar keinen Glücklichen mehr in der Welt geben? Die eine Hälfte der Menschen quält die andere, und wird dafür von dem

Gewissen gemartert. Die rechtschaffenen Leute sind unglücklich durch die Schurken, und die Schurken sind es durch das Gewissen. Sind jene aber dadurch gebessert? Keineswegs, und das Gewissen kann sich also kaum eines andern Verdiensts rühmen, als daß es die Zahl der Leidenden noch vermehrt.

Oft sind auch noch überdieß seine Forderungen in einem hohen Grade ungereimt. Ein Richter z. B. begeht eine Ungerechtigkeit, weil ihm einer der streitenden Theile aus besonderm Wohlwollen mit einigem Geld unter die Arme gegriffen hat. Ein Anderer begeht zehn Ungerechtigkeiten, weil er die Sache nicht besser versteht. Wie beträgt sich aber das Gewissen in diesen beyden, in der Hauptsache ganz gleichen Fällen? Den ersten Richter behandelt es aufs unbarmherzigste, während es den andern ruhig schlafen läßt. Ist es aber für die Unrechtleidenden nicht völlig gleichgültig, ob ein Ungerechter, oder ein Unwissender sie um das Ihrige bringt? Und soll ein Richter etwa umsonst un-

gerecht seyn? Nur gute Handlungen belohnen sich selbst. Schlechte müßen von den Menschen belohnt werden. Verdient überhaupt das bischen Unrecht, das noch hin und wieder ein armer Schlucker zu leiden hat, den Lärm, den man darüber erhebt? Und entsteht nicht auch Gutes aus der Ungerechtigkeit? Ist sie nicht oft ein vortreffliches Mittel, die Leute vor Uebermuth zu bewahren? Wie viele Dichter z. B. sind schon durch das gerechteste Lob verdorben, und wie viele sind dagegen durch den ungerechtesten Tadel gebessert worden? Wahrlich, mancher Schriftsteller, dessen Verdiensten man immer vollkommene Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen, würde vor lauter Hochmuth und Eitelkeit von Sinnen kommen. Und was würde aus den elenden werden, wenn ihre Beurtheiler nicht oft und viel, dem Gewissen zum Trotz, ein Urtheil von ihnen fällten, von welchem gerade das Gegentheil wahr ist? Ueberhaupt hat das Publikum Recht, wenn es den gelehrten Zeitungsschreibern das Zeugniß gibt, daß die

Meisten von ihnen sich besser als andere Leute darauf verstehen, bey der Ausübung ihres Richteramts das Gewissen zu verhindern, daß es sie mit seinen Bissen nicht zu tief verwundet.

Ich habe hoffentlich genug gesagt, um Jeden zu überzeugen, daß das Gewissen so wenig taugt, als die Menschen, denen es das Leben zu verbittern pflegt, und muß man es also nicht bedauern, daß diese, bey allem guten Willen, seiner Tyranney ein Ende zu machen, dennoch ihren Zweck, um der ungeschickten Mittel willen, die sie bey der Sache anwendeten, verfehlt haben?

Man weiß, daß unter den Kunstgriffen, deren es sich bedient, um die armen Menschen im Zaum zu halten, die Furcht vor der Strafe in einem künftigen Leben einer der ersten ist, und Nichts war daher natürlicher, als daß manche Leute, die sich nicht durch beschwerliche Beschränkungen ihres Willens von dieser Furcht zu befreyen Lust hatten, ihren Grund untergruben, und das künftige Leben geradezu läugneten, und

indem sie den Glauben an dasselbe so lächerlich machten, als ein Gespenstermährchen, ihrer armen Seele zumutheten, alle ihre Kräfte aufzubieten, um ihre eigene Vernichtung zu beweisen. Aber das Gewissen, weit entfernt, sich an den Witz und den Scharfsinn der mächtigen Philosophen zu kehren, machte ihnen ihren Unglauben und ihr Gelächter zu einem neuen Verbrechen, und peinigte sie von nun an doppelt, und da selbst der vernünftigere Theil der Menschen sich geradezu gegen die Zweifler erklärt: so bleibt, um endlich der lästigen Gewissensherrschaft ein Ende zu machen, Nichts übrig, als daß man das Räthsel, das sich durch keine Beweise vor der Erfahrung lösen läßt, durch die Erfahrung zu lösen trachtet.

Wir sehen täglich mit eigenen Augen, daß Erfrorne, Erstickte und Ertrunkene, also Leute, die wirklich todt waren, durch künstliche Mittel wieder zum Leben gebracht werden, und Jeder hat es also in seiner Gewalt, durch eine Schnur von Seide oder Hanf, oder durch einen kurzen

Aufenthalt unter dem Wasser sich zum Behuf neuer Entdeckungen, und besonders zur Beantwortung der Frage, ob das Gewissen uns nicht belügt, wenn es uns mit Strafen eines künftigen Lebens droht, den Weg in die andere Welt zu bahnen.

Ob es keine Mährchen sind, was man von dem Sisyphus mit seinem Stein, von dem Irion mit seinem Rad, und von den Danaiden mit ihren Fässern erzählt, davon kann man sich nur mit eigenen Augen überzeugen, und da die Sache für diejenigen, denen ihr Gewissen sagt, daß ihrer einst ähnlicher Strafen harren, von der größten Wichtigkeit ist: so hoffe ich, daß sich von nun an Jeder, der aufgeknüpft zu werden verdient, unter dem Vorbehalt der Wiederbelebung, mit eigener Hand aufknüpfen wird.

Um aber diese eben so kühne als wichtige Entdeckungsreise so sicher als möglich zu machen, wird es vor allen Dingen nöthig seyn, daß man die Kunst, Todte wieder zu erwecken, die sich leider noch in ihrer Kindheit befindet,

einem gesetztern Alter näher zu bringen suche. So lange noch eine Reise aus der Welt lebensgefährlicher ist, als selbst eine um die Welt, so lange kann sich mein Vorschlag unmöglich Beyfall versprechen, und es wird sich kein Mensch aufhängen, oder ersäufen wollen, dem nicht längst schon sein Daseyn zum Eckel ist.

Uebrigens sehe ich wenigstens bey den Meisten nicht ein, daß sie es sonderlich zu beklagen hätten, wenn die Kunst der Wiederbelebung an ihnen scheiterte. Gibt es kein künftiges Leben, so kann man das gegenwärtige ohnehin nicht früh genug verlassen, findet aber das Gegentheil statt, so ist es gerade für die Schlimmsten am wünschenswerthesten, daß sie durch die Beschleunigung ihres Todes das Vermögen verlieren, ihre Sünden noch mehr zu häufen, und dadurch ihre Verdammniß zu vergrößern.

VIII.

Schutzrede für die elenden Schriftsteller.

Res sacra miser.

Nichts muß rechtschaffene Leute, die das schöne Gefühl des Mitleidens nicht ganz aus ihrer Brust verbannt haben, mehr schmerzen, als die Art, wie sich die Reichen an Geist gegen diejenigen Geistesarmen zu betragen pflegen, die jährlich zwey Mahl gedruckte Zeugniße ihrer Armuth unter allerhand Titeln, nach Leipzig auf die Büchermesse schicken.

Die leiblich Armen, oder die Stiefkinder des Glücks, so wenig sie auch der Menschenliebe eine Lobrede zu halten Ursache haben, sind zuverläßig unendlich weniger zu bedauern, als diese

Stiefkinder der Natur, von welchen noch obendrein die Meisten zugleich auch Stiefkinder des Glücks sind.

Jene läßt man bloß hungern, ohne ihrer zu spotten. Aber sind nicht diese ein Gegenstand des allgemeinen Gelächters, und braucht man mehr als sie anzusehen, um sich zur Schande aller Buchhändler und der ganzen gebildeten Welt zu überzeugen, daß ihr Leben ein einziger Fasttag ist?

Ein leiblich Armer müßte sehr unglücklich seyn, wenn ihn der Zufall nicht zuweilen einem Phönix von einem Reichen, der ihm einen Pfennig zuwirft, oder gar einen barmherzigen Sammariter, der seine ganze Habe mit ihm theilt, in den Weg führte. Aber den Geistes-Armen können die Geistreichen nicht einmahl geben, was ihnen fehlt, wenn sie auch nicht zu hartherzig dazu wären.

Die leiblich Armen suchen sich zuweilen ihre Lage durch eine gewiße Fertigkeit zu erleichtern, durch welche man, wenn man sie mit einem nicht

ganz ungünstigen Erfolg treibt, in kurzer Zeit zu großen Reichthümern gelangen kann. Mit Einem Wort, sie stehlen, und die Meisten haben das Glück, daß ihr Vergehen unentdeckt bleibt. Aber kaum hat irgend ein Geistes-Armer den Versuch gemacht, nicht aus einem schlimmen Hang, sondern in der dringendsten Noth sich ein bischen Witz, das sein Nächster das seinige nennt, zuzueignen, so sieht er sich auch schon entdeckt, und die ganze Welt wird zusammen getrommelt, um Zeuge zu seyn, wie der arme Sünder am Pranger steht.

Wie oft ereignet es sich, daß wer gestern ein Bettler war, heute den Crösus selbst herausfordert! Aber welcher Gott, oder welche Göttinn vermag dem Unglücklichen zu helfen, der dem Geist nach ein armer Teufel ist?

Ich frage, wem blutet nicht das Herz bey der Schilderung dieses bejammernswürdigen Zustands? Leider Niemand blutet es, und ich wollte wetten, es fehlt nicht an Leuten, von welchen

sie sogar noch mit der größten Schadenfreude gelesen wird.

Je unchristlicher, oder vielmehr unmenschlicher aber dieses Betragen ist, desto mehr fühle ich mich in meinem Vorsatz bestärkt, für Jeden, der jemahls unsinnige Verse gemacht, einen erbärmlichen Roman geschrieben, oder ein anderes elendes Buch ans Licht gestellt hat, kurz für Jeden, von welchem gedruckte Beweise vorhanden sind, daß er ein Tropf ist, statt eines mir fehlenden Schwerts meine wohlgeschnittene, und dem tollkühnsten aller Abenteuer vollkommen gewachsene Feder zu ziehen, und ich wage es sogar, den Apollo und die Musen selbst anzurufen, daß sie mir, indem ich ihren Todtfeinden das Wort rede, ihren Beystand nicht versagen. Indem ich für Leute kämpfe, die Männiglich für die Schande des Helikons erklärt, will ich mir einen Platz auf dem Helikon erwerben, oder mit andern Worten, an der Hölle will ich mir den Himmel verdienen.

Zwar hat es, zum Beweis, daß es außer

der meinigen auch noch gute Seelen gibt, von Zeit zu Zeit nicht an wackern Männern gefehlt, die ebenfalls die verzweifelte Sache der elenden Schriftsteller zu der ihrigen zu machen, sich in ihrem Gewissen verbunden fühlten. Aber leider mußten sie, da sie nicht die rechten Mittel zu ihrem Zweck wählten, ihn nothwendig verfehlen, und das Einzige also, was ich von ihnen zu rühmen habe, ist ihr guter Wille.

Liscov, zum Beyspiel, sonst ein Mann, dem es gar nicht an Einsichten fehlte, und der mehrere Schriften ans Licht stellte, die noch immer fortleben, obgleich leider der Verfasser selbst längst gestorben ist, wird mit Recht unter die berühmtesten Gönner der elenden Schriftsteller gezählt, und er ging zuletzt im Eifer für seine Lieblinge so weit, daß er ein ganzes Buch mit ihrem Lob anfüllte. Aber eben durch dieses Buch brachte er die elenden Schriftsteller, statt ihnen die Achtung der Welt zu verschaffen, vollends ganz um ihre Ehre. Er wollte ihre Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit beweisen, und

da sich diese schlechterdings nicht beweisen läßt, so entdeckten auch die einfältigsten Leute nur zu bald die Unstatthaftigkeit seiner Gründe, und nicht genug, daß sie die mit so unglücklichem Erfolg Vertheidigten nun erst recht auslachten, behaupteten Viele sogar, der eifrige Sachwalter dieser Stiefkinder der Musen sey viel zu klug, als daß sein Lob ernstlich gemeint seyn könne, und er habe sich nur über sie lustig machen wollen.

Loben darf man also schlechterdings keinen elenden Schriftsteller, ohne ihm den schlimmsten Dienst bey der Welt zu leisten. Man muß vielmehr die Erbärmlichkeit und Verächtlichkeit der ganzen Zunft als unläugbar und weltkundig voraussetzen, wenn man zu ihrem Besten sprechen will, und ich beginne daher meine Schutzrede mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ich weit entfernt, die elenden Schriftsteller für vortrefflich und nothwendig zu halten, und mich nur durch ein Wort zu ihrem Lob an den Musen und dem guten Geschmack zu versündigen, vielmehr der Meinung bin, daß sie eine wahre

Landplage, und ein wucherndes Unkraut sind, das der böse Feind unter den Waizen des Parnasses gesäet hat.

Aber ein Anderes ist, einen Schriftsteller ungelobt lassen, und ein Anderes seiner spotten. Wer verdient Spott? Offenbar nur der Thor, der eine willkührliche, und also eine solche Narrheit begeht, die er selbst für das, was sie ist, erkennen würde, wenn er nur ein wenig seine Vernunft brauchte.

Kann man aber diesen Grad der Erkenntniß den elenden Schriftstellern zugestehen? Keineswegs. Man erinnere sich doch nur auf einer Seite der Art, wie sie ihre Werke hervorbringen, und auf der andern des Schicksals, dem Keiner von ihnen zu entgehen vermag, und man wird zuverläßig lieber Alles glauben, als daß sie sich ihrer Thorheit bewußt sind.

Wer kann sich die Arbeit des Galeeren-Sklaven ohne Schaudern denken? Und doch, was ist leichter, das Meer peitschen, indem man selbst unaufhörlich gepeitscht wird, oder über einem

Sonett brüten, wenn neun Musen, der Dichtergott und die Tochter Jupiters sich verschworen haben, den kreißenden Poeten mit den unsäglichsten Schmerzen Nichts als ein Ungeheuer gebären zu lassen, das wenn nicht dem Gebärenden selbst, doch der Ehre desselben den Untergang bringt? Und wer wird mehr gegeißelt, der rudernde Sklave von seinen Treibern, oder der reimende Poet von seinen Beurtheilern? Und hat der letzte der Leiden nicht noch mehrere und größere? Gibt es zum Beyspiel ein schmerzlicheres Gefühl für einen Sterblichen, als wenn er den Untergang seiner Werke, indem er sie mit Noth und Mühe ans Licht schafft, voraussehen, und z. B. bey dem einen Bogen die Maus, die ihn verzehren, und bey dem andern den Gewürzkrämer, der ihn aufs schnödeste entweihen wird, mit dichterischer Einbildungskraft sich vormahlen muß?

Zwar fühlt Jeder, der Zeuge des Entzückens ist, mit welcher die elenden Schriftsteller zuweilen ihre geistige Brut zu betrachten pflegen,

sich versucht, sie um ihre Glückseligkeit zu beneiden. Wielands Unsterblichkeit kann nicht gewißer seyn, als nach der Meinung der armen Thoren die ihrige ist, und sie scheuen sich gar nicht, das Lob ihrer Werke der eigenen Zunge anzuvertrauen. Jener hält sich für einen Klopstock oder Ramler, dieser sich für einen Hölty, oder Matthisson, ein Anderer sich für einen Logau, oder Wernike, oder Kästner, weil der Eine was der Unsinn ihn reimen heißt, unter dem Nahmen Oden, der Andere unter dem Nahmen Elegien, und der Dritte unter dem Nahmen Epigramme in die Welt schickte. Und weit entfernt, daß die tadelnde Kritik eine andere Wirkung als Wuth bey ihnen hervorbringen sollte, werden ihnen ihre Geburten nur desto lieber, jemehr Abscheu andere Leute gegen sie bezeugen. Aber Nichts ist gewißer, als daß ihnen diese Seligkeit des Eigendünkels nur in einem Anfall von Verstandeszerrüttung zu Theil wird. Auch diese Thoren haben ihre hellen Zwischenräume, in welchen sie zu einer vernichtenden Selbst-

kenntniß gelangen, und den Tag der Geburt ihrer Werke verfluchen.

Sind für Schriftsteller, die Martern wie diese ertragen müßen, die Musen nicht drey Mahl drey Furien, und wer kann glauben, daß sie sich mit gutem Willen unter ihr Joch gebeugt haben? Es ist nicht anders möglich, eine fremde Gewalt hat sich ihrer bemächtigt, und der Teufel selbst ist es, der sie an ihren Pult treibt. Die Armen wissen nicht, was sie thun, und rasen mit der Feder. Andere Tolle setzt man dadurch außer Stand, sich und Andern zu schaden, daß man ihnen die Hände bindet. Aber es gibt keine Bande in der Welt, die ein elender Schriftsteller nicht zerbrechen würde, wenn die Wuth zu schreiben ihn anwandelt. Was soll man also mit Menschen anfangen, die kein Spott vernünftig zu machen, keine Niesewurz zu heilen, und keine Gewalt zu bändigen vermag? Es ist nicht die Frage, ob man sie dulden will, man muß sie dulden. Oder kann man den Stürmen und den Ungewittern, dem Hagel und den Ue-

berschwemmungen, den Seuchen und den Verheerungen des Ungeziefers und andern Landplagen gebiethen? Statt also die Armen, die ihren guten Nahmen in der Tinte ersäufen, mit unmenschlicher Härte zu verfolgen, oder mit thörichtem Eifer sie ganz ausrotten zu wollen, bitte man nur den Himmel, daß sie sich nicht auf eine gar zu furchtbare Art vermehren. Mag immer das Haus, das man bewohnt, nicht frey von Ratten und Mäusen seyn, man kann sich zufrieden geben, wenn man nur nicht ganz von ihnen gefressen wird. Und muß nicht der heftigste Widersacher der elenden Schriftsteller zugeben, daß es unmöglich unschädlichere Narren geben kann, als solche, die Nichts verderben, als — Papier.

1 8 0 5.

I.

Ruth,

ein Gedicht von Carl Streckfuß.

Ob die biblische Geschichte der Ruth ein denkbarer Stoff für ein Gedicht ist, möchte wohl aus mehr als Einem Grunde zu bezweifeln seyn. Allein Herr Streckfuß hat ihn einmahl gewählt, und dieser Aufsatz soll sich also auf die Untersuchung beschränken, wie ihm sein Bestreben gelungen ist.

Naemi, nachdem sie ihren Gatten, Eli-Melech, und ihre beyden Söhne, Mahlon und Chilion verloren hat, will nach Bethlehem, ihrer Vaterstadt, zurückkehren. In Moab, dem Ort

ihres bisherigen Aufenthalts, ist ihr, wie sie sagt,

„so öd' und so leer, ein jegliches Plätzchen
Trägt der Theuren Erblichenen Spur; dort kniet' Eli=Melech,
Sonst auffstehend zum Herrn bey den ersten Strahlen der Sonne;
Hier stand das Bett, wo mein Chilion starb, und es zeiget die Stelle
Immerfort mir den theuren Sohn im Kampfe des Todes,
Zeiget mir Mahlons Bild, der bey dem sterbenden Bruder
Da stand, tief gebeugt, das eigene Schicksal nicht ahnend.
Ach! und so mahnet jegliche Stell' und jedes Geräthe
An die Erblichenen mich, und öffnet neu mir die Wunden."

Und, redet sie ihre beyden Schwiegertöchter, Arpa, und Ruth an:

„Ihr auch, denk' ich, vermißt in der leeren Hütte den Gatten,
— — — — — — —
Darum wär' es Euch gut, zu verlassen die Hütte des Unglücks."

Die Reise wird beschlossen und wirklich angetreten. Kaum aber sind die Wandernden zu einem nahen Hügel gelangt, als Naemi eine lange Rede an die Schwiegertöchter hält, und sich zur Rückkehr erbiethet, im Fall Reue über ihren Entschluß sie angewandelt hätte. Ruth erklärt, ohne sich zu bedenken, ihren festen Willen, zu gehen, wohin die Mutter das Herz rufe. Arpa erklärt sich in eben diesem Sinne, aber auf eine Art, die von schweren Kämpfen im Innern zeugt. Naemi nimmt ihre Zuflucht zum Gebet, und diese fromme Handlung hat Arpas Rückkehr zur Folge.

Dieß ist der Inhalt des ersten Gesangs. Der zweyte beschreibt die Ankunft beyder Frauen in Bethlehem, Naemis Empfindungen beym Anblick der Vaterstadt, und eines neu aufgeblühten, ihr ganz fremden Geschlechts, die Armuth, die sie mit der Schnur erduldet, ihre Reue, der innern Ahnung, die ihr die Reise mißrieth, nicht gehorcht zu haben, und eine Unterredung

mit Ruth, worinn sie dieser aufs Neue zur Rückkehr räth.

Im dritten Gesange führt Ruth ihren Entschluß, Aehren auf dem Felde zu sammeln, aus, und wird bey dieser Gelegenheit mit Boas bekannt, der sich wohlthätig gegen sie erzeigt. Bald entdeckt er ihr die Neigung, die sie ihm beym ersten Anblick einflößte, und die mit jedem Tage zugenommen hat, verhehlt ihr zugleich aber auch nicht, daß wenn der nähere Erbe ihres Mannes sie und den Acker begehre, er nach der Sitte seines Volks sie diesem überlassen müße.

Im vierten Gesange entsagt der nähere Verwandte dem Erbtheil, und Ruth und Boas heirathen sich. Die Nachricht von der Geburt eines Sohns, aus dessen Geschlecht David und der Messias entsproßten, beschließt das Gedicht.

Das Erste, was dem Plan des Gedichts zum Vorwurfe gereicht, ist der Grund, aus welchem Naemi sich zur Auswanderung entschließt. Eine empfindsame Romanenleserinn aus unsern Zeiten klagt vielleicht, daß jede Stelle ihres Hau-

ses, jedes Geräth in demselben sie an eine verstorbene geliebte Person erinnere. Aber schwerlich wird sie es so weit treiben, daß sie aus diesem Grunde nicht etwa bloß die Wohnung, sondern sogar Stadt und Land verläßt. Und nun vollends eine verständige, gesetzte, bejahrte Matrone des alten Testaments. Nichts davon zu gedenken, daß die Trauer über den Verlust geliebter Personen nicht sehr tief seyn kann, wenn man der Erinnerung an dieselben zu entfliehen sucht. So wenig man aber der Flucht der beyden Frauen vor — ihrem Hausgeräthe seinen Beyfall schenken kann, so wenig wird der prüfende Leser sich in die diese Flucht begleitenden Umstände zu finden wissen. Es ist eine sehr löbliche Sache um das Gebet, besonders wenn es zur rechten Zeit geschieht, und es wäre daher auch gewiß recht sehr erbaulich, wenn Naemi sich die göttliche Leitung bey ihrem Vorhaben vor der Ausführung desselben erbeten hätte. Aber sie erfüllt diese fromme Pflicht erst, da sie sich bereits auf der Reise befindet, und also of=

fenbar zu spät. In der That, die gute Naemi gibt uns weder von ihrem Verstand, noch von ihrer Gottesfurcht einen sonderlichen Begriff, wenn sie zwar überzeugt ist, daß ein für ihr ganzes Leben wichtiger Schritt auf eine Entscheidung von oben ausgesetzt werden müße, dieser Ueberzeugung aber erst dann gemäß handelt, nachdem ihr Entschluß bereits zur That geworden ist. Und wodurch wird ihr Gebet veranlaßt? Nicht durch irgend einen Zweifel an dem glücklichen Erfolg der Reise, sondern bloß durch Arpas innern Kampf zwischen der Liebe zur Schwiegermutter und der Liebe zur Heimath. Weisheit ist es, was Naemi sich erbittet. Aber diese wird, vermuthlich weil ein Kampf zwischen Liebe und Liebe sich nicht durch Vernunftgründe entscheiden läßt, weder ihr noch den Schwiegertöchtern zu Theil. Bloß von neuen Kräften, die man sich schwer zu erklären vermag, bloß von diesen gestählt, raffen sie sich auf, und die plötzlich zurückkehrende Arpa scheint sich der Gründe ihres Entschlußes selbst nicht bewußt zu

seyn, weil sie sonst zuverläßig der Schwiegermutter Rechenschaft davon gegeben hätte. Ueberhaupt ist diese Arpa in dem Gedicht eine sehr überflüßige Person. Soll sie etwa dazu dienen, um Ruths treue Anhänglichkeit an die Schwiegermutter noch mehr herauszuheben? Nicht zu gedenken, daß dieser Zweck allein ihr Daseyn nicht rechtfertigen könnte, kann sich der Dichter nicht einmahl die Erreichung desselben von ihr versprechen. Ist ihr Opfer nicht eben so groß, als das, welches von Ruth gebracht wird? Je mehr dieses Opfer sie kostet, desto verdienstlicher ist es, und was ihre Rückkehr betrifft, so ist ja diese nicht die Folge des Mangels an Liebe zur Schwiegermutter, sondern einer göttlichen Eingebung. In Bethlehem leben die Ankömmlinge in großer Armuth. Wir verlangen billig zu wissen, woher diese Armuth kommt. Um ihretwillen bereut Naemi, daß sie Moab verlassen hat, und dort kann sie also unmöglich ihr Los gewesen seyn. Bey dieser Gelegenheit findet man sich auch noch zu der Frage veranlaßt: Wie läßt sich Naemis

Bekenntniß im zweyten Gesange:

„Schwerer als Alles drückt mich der Vorwurf, die warnende Stimme,
Die in der Brust mir ertönt, als wir aus Moab gezogen,
Ihrer nicht hab' ich verblendet geachtet."

wie läßt sich dieses Bekenntniß mit dem, was wir im ersten Gesange von den Wirkungen ihres Gebets erfahren, vereinigen? Zwar hat der Dichter allerdings den Fehler begangen, diese Wirkungen ziemlich unbestimmt anzugeben. Aber er spricht doch von göttlichen Flammen, die aus dem reinen Gebet entströmten; er berichtet uns, die Betenden hätten von neuen Kräften gestählt, sich aufgerafft, und sagt uns also mehr als genug, um die Nachricht von einer warnenden Stimme, auf welche Naemi nicht geachtet habe, höchst unerwartet zu finden.

Der wichtigste Vorwurf der das Gedicht trifft, möchte wohl in dem gänzlichen Mangel einer Erwartung bestehen, durch welche der Leser am Ende des ersten Gesangs festgehalten wird. Naemi und ihre Schwiegertochter ziehen nach Beth-

lehmm. Daß jene dort durch kein Geräth mehr an ihren Verlust erinnert wird, und daß sie also den Zweck ihrer Reise glücklich erreicht, diesen Erfolg zu errathen, darf der Dichter dem eigenen Scharfsinn seiner Leser wohl zumuthen, und wen also nicht die bloße Neugierde, welches Schicksal der Zufall den beyden Frauen etwa in ihrem neuen Wohnorte bereiten möchte, fortzulesen bewegt, mag immer das Buch aus der Hand legen. Und selbst der Neugierige, wie wenig findet dieser seine Rechnung! Die Liebes- und Heirathsgeschichte, welche den Inhalt des dritten und vierten Gesangs ausmacht, ist in einem hohen Grade alltäglich und langweilig. Denkt der Dichter etwa, sich mit der Einfachheit der biblischen Geschichte, oder dem Wesen einer Idylle zu entschuldigen, wenn man an seinem Gedicht innern Zusammenhang und eine fortschreitende, die Theilnahme beschäftigende Handlung vermißt? Diese Eigenschaften dürfen keinem Werke fehlen, wenn es auf den Nahmen eines Gedichts Anspruch machen will.

Noch mögen einige Bemerkungen über einzelne Stellen folgen.

In dem Anruf der Muse:

„Wende sinnend den ernsteren Blick nach heiliger Vorwelt,
Nach der beseligten Stadt, der kleinsten einer Judäas,
Aber vor allen geliebt von Jehovah, mit Ehre gekrönet,
Denn sie gebar uns den Heiland, den liebenden, göttlichen, großen."

ist die Vermischung der christlichen und heidnischen Götterlehre von einer um so unangenehmern Wirkung, je leichter sie zu vermeiden gewesen wäre. Man mag zur Vertheidigung dieser Freyheit sagen, was man will, ein richtiges Gefühl wird sich nie damit aussöhnen, wenn man die heidnische Muse auffordert, den Gott der Juden und den Heiland der Christen zu besingen. Weder in den Charakteren, noch in den Sitten, noch in der Sprache der handelnden Personen ist das Zeitübliche mit der nöthigen Strenge beobachtet, und man kann z. B. kaum

ernsthaft bleiben, wenn Boas von der Scherze gaukelnden Schar spricht. Daß nach Seite 10 der Schöne schnell die Schönheit erkennt, ist eine seltsame Behauptung, deren Beweis dem Dichter wohl schwer fallen möchte. Ein Muster einer fehlerhaften Metapher enthält folgende Stelle:

„Doch gießt in die Wellen der Freude
Bittre Tropfen mir die Sorg' und der Zweifel"

Von einem Becher der Freude, in welchen zuweilen bittere Tropfen fallen, hat man schon bey manchem Dichter gelesen. Aber Wellen, die durch Tropfen bitter gemacht werden, muß Jeder eben so unnatürlich finden, als Wellen, die man trinkt. Im höchsten Grade gezwungen und unpassend ist folgende Vergleichung. Es ist von den Weibern die Rede.

„Gleicht doch ohne sie der Mann dem Baume. Des Sommers
Giftges Gewürm verzehrt ihm die Blätter, die trauernden Aeste
Strecken schmucklos den Lüften sich zu; es wurzelt in dumpfer

Ruh' am Boden der Stamm, und trotzt den wüthenden Stürmen.
Aber des Weibes liebende Hand, sie zaubert die Blätter
Und die Blüthen des Lenzes hervor, und das innere Leben
Kehrt dem Erstorbenen zurück, und der Kräfte herrliches Treiben."

Ein Baum hat Blätter, die zuweilen vom Gewürm verzehrt, er hat Aeste, die zuweilen ihres Schmucks beraubt werden. Aber was soll man sich bey den Blättern des Lenzes denken, welche die liebende Hand des Weibes bey dem Manne hervorzaubert? Wäre es gleich wohl noch bey den Blüthen geblieben. Aber Blätter und Blüthen! Sonderbar ist es auch, daß hier nicht von einem einzelnen Baume, sondern von dem Baume überhaupt gesprochen wird. Als ob jedem Baum im Sommer die Blätter von giftigem Gewürm verzehrt würden. Die Stelle:

„— — es wurzelt in dumpfer
Ruh' am Boden der Stamm, und trotzt den wüthenden Stürmen."

paßt offenbar gar nicht zu dem vorhergehenden

Bilde. Dieses zeigt uns den Baum in einem sehr kläglichen Zustande. Aber daß er am Boden wurzelt, und den wüthenden Stürmen trotzt, diese Eigenschaft hat er auch mit nicht entblätterten Bäumen gemein. Es läßt sich wohl ahnen, der Dichter will sagen: Der Mann entbehrt ohne das Weib der Anmuth, und nur die Stärke, oder der rohe Trotz ist es, was er behält. Aber eben daß man diese Bedeutung, weil der Dichter durch sein unglücklich gewähltes Bild die Sache mehr verdunkelt, als klar gemacht hat; nur ahnen muß, verdient Tadel.

II.

Ruth.

Ein biblisches Gemählde in drey Idyllen.

Von Carolina Pichler gebornen von Greiner.

Auch diese Ruth kann man unmöglich für ein Meisterstück erklären, und nahmentlich bemerkt man auch bey ihr den Mangel, der in dem Stoffe liegt, und also unmöglich sich heben läßt, nähmlich den Mangel einer die Theilnahme erregenden Handlung. Indessen wenn auch das Gedicht sich nicht eben durch große poetische Schönheiten auszeichnet, so findet man doch manche Spuren, daß die Verfasserinn mit Liebe und Besonnenheit arbeitete. Es ist eine durchaus

reine und natürliche, obgleich nicht immer kräftige Sprache, und eine nicht selten hinreißende Wärme der Empfindung zu rühmen, und endlich hat die Dichterinn manche Klippen vermieden, an welchen der Verfasser des so eben angezeigten Gedichts gescheitert ist.

Ohne Zweifel, weil es der Aufmerksamkeit der Verfasserinn nicht entging, daß Naemis Rückkehr nach Bethlehem und die Heirath zwischen Ruth und Boas Handlungen sind, die unter sich in keiner solchen Beziehung stehen, um zu einem Ganzen verbunden werden zu können, theilte sie ihr Gedicht nicht in Gesänge, sondern in drey Idyllen. Aber keine dieser Idyllen macht, wie doch die Natur der Sache es erforderte, ein für sich bestehendes Ganzes aus, indem, wenn gleich die folgende die vorhergehende nicht erläutert, doch immer jene eine Bekanntschaft mit dieser voraussetzt. Oder mit andern Worten, man kann zwar die erste Idylle ohne die zweyte, aber nicht umgekehrt die zweyte ohne die erste lesen. Alle drey Idyllen sollen also nach der Absicht der

Dichterinn unter einander in Verbindung stehen, ohne jedoch ein eigentliches Ganzes auszumachen. Daß aber ein Plan dieser Art ein Unding ist, braucht wohl nicht erst umständlich dargethan zu werden. Besser, als bey dem früher angezeigten Gedicht ist Naemis Rückreise nach Bethlehem begründet. Was soll sie nach dem Tode des Gatten und der Söhne länger in dem öden Hause, in einer ihr fremden Stadt, unter einem ihr fremden Volke zurückhalten, und was ist natürlicher, als daß die Einsame sich nach der Vaterstadt zurücksehnt? In der Ruth des Herrn Streckfuß werden die Schwiegertöchter von Naemi aufgefordert, die Heimath mit ihr zu verlassen. In dem gegenwärtigen Gedicht handelt diese weniger selbstsüchtig. Die Entschließung der Schwiegertöchter entsteht aus eigener Bewegung, und zugleich wird Arpas Rückkehr durch verständige Vorstellungen der Schwiegermutter bewirkt. Die Einführung der Thamar, einer Tochter der Jugendfreundinn Naemis, von welcher diese, als sie vor ihrem Ein=

tritt in Bethlehem an einem Felsenquell ausruht, erkannt wird, ist eine nicht unglückliche Erfindung. Der nähere Verwandte endlich entsagt hier seinem Anspruch auf den Besitz des Ackers und der Ruth, weil sein Herz schon anderwärts gewählt hat, statt daß der Grund des Entsagens in dem frühern Gedicht in dem Umstand, daß der Erbe die Fremde nie gesehen hat, und in seiner Abneigung gegen ihre Abkunft und den Glauben, zu dem sie sich bekennt, besteht. Der letzte Grund möchte wohl natürlicher, und der jüdischen Sitte angemessener seyn, als jener, der dagegen den Vorzug hat, daß er dichterischer ist. Die Armuth der Ausgewanderten ist auch hier ein Umstand, in den man sich nicht recht finden kann, und der die Dichterinn selbst in Verlegenheit gesetzt zu haben scheint. Nicht am rechten Ort ist die umständliche Rede der Thamar an ihre Gespielinn, als sie in Naemi die Jugendfreundinn ihrer Mutter erkennt. Unter anderem sagt sie:

„Wohl erkenn' ich sie noch, und sie auch wird mich erkennen.
Hat sie doch oft als Kind mich auf dem Schooße geschaukelt,
Hat mir süße Datteln geschenkt, und allerley Spielzeug,
Was die Kinder erfreut! Denn Freundinn war sie der Mutter.
Ach! wie würde die Gute sich freu'n, die theure Naemi
Zu umarmen, wenn ihr des Herren heiliger Wille
Hätte vergönnt, den Tag des Wiedersehens zu schauen."

Unstreitig hätte die Darstellung sehr an Lebhaftigkeit gewonnen, wenn Thamar Naemi selbst an diese Umstände erinnert hätte, und also erst jetzt redend eingeführt würde, statt daß hier die Dichterinn das Wort nimmt, und ziemlich trocken so fortfährt:

„Also sagte bewegt das Mägdlein, trat zu Naemi
Dann mit freundlichem Gruß und Thränen im lächelnden Auge,

Nannte vertraulich sie beym Nahmen, rief ihr die Tage
Ihrer Jugend zurück, der Mutter theures Gedächtniß,
Und hieß, innig gerührt, sie in der Heimath willkommen."

Nur wenige Dichter besitzen Schärfe und Feinheit des Urtheils genug, um nie auf eine ähnliche Art zu fehlen, um nicht zu erzählen, wo man die handelnden Personen lieber selbst reden hörte, und umgekehrt, diese nicht reden zu lassen, wo eine bloße Erzählung hingereicht hätte. Das Hauptschütteln der Ruth, S. 16, ist nicht nur ein höchst unbedeutender Umstand, sondern er wird auch in der Erzählung beynahe zu einer Plattheit. Zum Ueberfluße wird den Lesern auch im zweyten Gesange dieselbe Bewegung von der Naemi nicht vorenthalten. In der Stelle:

„Von zwey herrlichen Söhnen gefolgt, zwey sprossenden Cedern"

passen die ihrer Mutter *folgenden* Söhne nicht zu dem Bilde der Cedern, das überhaupt auch aus dem Grunde nicht das glücklichste ist,

weil zwey unsinnliche Gegenstände, die künftige Größe der Cedern, und die künftige Größe der Knaben, miteinander verglichen werden, und also durch das Bild selbst Nichts versinnlicht wird. In dem Verse:

„Aber dies' erhuben die Stimmen und weinten“

ist nicht nur das Wegwerfen des Selbstlauters in diese, unerträglich, sondern es ist auch, da man zum Weinen, insofern es vom Geheul und Geschrey verschieden ist, nur der Augen, und nicht der Stimme bedarf, höchst sonderbar, zu sagen, sie erhuben die Stimmen — und weinten. Der Begriff, der Herbst war längst vorüber, konnte kaum auf eine unglücklichere Art ausgedruckt werden, als es in folgender Stelle geschieht:

„Längst schon hatte der Traube Blut des Winzers Gewande
Purpurn gefärbt.“

Warum muß Ruth den Gedanken, Aehren auf dem Felde zu lesen, das doch nach Thamars Versicherung auch in Bethlehem bey den Armen

eine ganz gewöhnliche Sache war, für eine göttliche Eingebung halten? Ueberhaupt wird dieser Umstand mit zu vieler Wichtigkeit behandelt. Zu welchem Ende wird S. 42 berichtet, daß der Nachtwind kältend und feucht über die Fluren gefahren sey, und reichlicher Thau der Erde heiß durchglühten Schooß benetzt habe? Muß man, um von Jemand zu sagen, er habe sich wegen der einbrechenden Nacht nach Hause begeben, ein vollständiges Gemählde der Nacht selbst liefern? Ueberhaupt enthält die zweyte Idylle eine Menge Nichtsbedeutender Umstände und müßiger Beschreibungen. Seite 59 sagt Boas:

„Meine Tochter! Es freut mich sehr, daß vor anderen Feldern
Du das meine gewählt, und mir Vertrauen bewiesen.“

Abgesehen, daß man sich unmöglich matter und prosaischer ausdrucken kann, woher weiß Boas, daß Ruth durch Wahl, und nicht durch Zufall auf sein Feld gekommen ist? Es fehlt nicht an Stoff zu ähnlichen Bemerkungen. Aber es mag

an diesen genug seyn. Die Darstellung der Personen ist nicht die vorzüglichste Seite des Gedichts. Besonders fehlt es der Ruth beynahe ganz an Eigenthümlichkeit. Am Besten ist der Dichterinn die Naemi gelungen.

III.

Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher.

1.

Ein Roman, Heravine, oder Schönheit und Liebe, betitelt, fängt damit an, daß der Held erstens seine Arme kreuzweise wild zusammen wirft, zweytens sein nasses Auge auf die Wand richtet, drittens es gen Himmel hebt, viertens es wieder sinken läßt, fünftens in ein wahnsinniges Lachen ausbricht, sechstens heftig, nicht sanft rasend vom Stuhle aufspringt, siebentens mit schnellen Schritten die Stube entlang geht, achtens an der Thür plötzlich stehen bleibt, neun=

tens die Hand an die Stirn legt, und endlich zehntens — sich rasch umdreht. Muß man nicht wünschen, Schriftsteller, wie der Verfasser dieses Romans, möchten, wenn je ihre göttliche Raserey sich nicht anders als auf eine dem Papier verderbliche Art zu äußern vermag, möchten dasselbe lieber zerreißen, als beschreiben?

2.

„Hohle der Teufel die Mädchen!" beginnt ein verunglückter Roman, Julius und Julie, oder das unsichtbare Mädchen betitelt. Wie manche nicht erdichtete Liebesgeschichte endigt sich mit dem nähmlichen Ausruf!

3.

Romantische Gemählde, häusliche Gemählde, Gemählde aus dem Leben, liest man häufig auf den Titeln einer Menge neuer Romane und kleiner Erzählungen. Glauben die Verfasser derselben, daß weil sie nicht zu schreiben verstehen, sie desto besser mahlen können?

4.

Nichts ist in diesem Augenblicke so häufig,

als im Gebiethe der deutschen Dichtkunst die Räuber-Romane. Es erscheinen sogar Geschichten von See- und Landräuberinnen, z. B. die Geschichte der Seeräuber-Königinn Antonia Della Toccini, und als Seitenstück zu derselben Bella und Clarissa Fonti, Anführerinnen eines furchtbaren Räuberkorps im Kirchenstaate. In der That, wie hungrige Raben um todte, so schwärmt ein zwar nicht befiedertes, aber doch bekieltes Geschlecht, das nur im Reiche des deutschen Bücherwesens einheimisch ist, um lebendige Räuber, und gewinnt seine Nahrung von ihnen. Schriftsteller dieser Art sind eben so vogelfrey in der gelehrten, als ihre Helden in der bürgerlichen Welt, ob es gleich noch Niemand der Mühe werth gefunden hat, auch auf ihre Köpfe einen Preis zu setzen.

5.

In dem unter dem Titel: Bunte Reihe kleiner Schriften von Sophie Brentano, erschienenen Buche findet man unter mehreren herzbrechenden Erzeugnißen der neuesten Poesie auch

„drey schöne alte Lieder", in welchen die Wörter Anefang, Ungefälle, rumme und umme rc. die schönste Hoffnung gewähren, unsere seit Luthers Zeiten immer mehr verdorbene Muttersprache wieder zu ihrer ächt=barbarischen, und also ächt=poetischen Rohheit zurückkehren zu sehen. Unter den eigenen Gedichten dieser ächtweisen Sophie zeichnen sich vorzüglich drey der neue Frühling betitelte Sonette aus, in welchen die Wolken süßbewegt hernieder schauen, und sich der Thränen kaum enthalten können. Es erglänzt ferner der Fluß vor innigem Vergnügen; die frohe Erde träumt von grünen Bäumen und Blumen; Halm und Blüth warten mit süßen Sorgen auf den Morgen; die Sonne lacht mit muntern Augen herein, und schickt neugierig, was die Nacht wohl still verborgen habe, den lichten rothen Morgen ins Thal. Bey der Bitte, mit welcher die hochbegeisterte Sängerinn schließt, daß der Frühling der Erde Herz mit grüner frischer Treue bestreuen möchte, werden alle guten Landwirthe ohne Zweifel in

dem Wunsch übereinstimmen, daß diese grüne frische Treue ihren Rindern und Schafen, die sie wahrscheinlich der Mutter Erde ohne Scheu vom Herzen wegfressen, nicht schlimmer bekomme, als gemeines Gras.

6.

In den Gedichten von Friedrich August Ruhland liest man folgenden Anfang eines Gedichts:

„Auf Brüder, auf! Lobsingt dem Herrn,
Vergesset Eure Noth!
Laut schalle unser Lobgesang,
Wie Orgelton und Harfenklang
Dem Herrn Gott Zebaoth.

Singt, Brüder! Gott ist gut mit uns,
Er ist der Tugend Lohn!
Wenn er uns will, so sprechen wir
Auf dieser weiten Erde hier
Verlarvten Teufeln Hohn.“

Welcher Sterbliche würde wohl errathen, daß diese Verse von einem jungen Ehemanne an seinem Trauungstage gesungen wurden? Sie sollen seine Freude über vereitelte Mönchs-Nach-

stellungen, die er erfuhr, ausdrucken, und er fährt daher fort zu singen:

„Kein Sclavenzwang engt meine Brust,
Wie herzlich froh ich bin.
Zwar köstlich ist des Mönches Fraß,
Fett ist sein Bauch, doch was nützt das
Zu einem frohen Sinn?"

7.

In einer Gesellschaft, worin die Gesellschaftslieder gewißer neuern Poeten gesungen werden, kann selbst ein Mann von Geschmack sich ganz leidlich befinden, wenn er sich — die Ohren wohl verstopft hat.

8.

Die neueste deutsche Art zu dichten, die romantische genannt, kann man mit Recht eine gelehrte Kinder-Krankheit nennen.

9.

Der Verfasser einer gewißen Gedichte-Sammlung verbittet sich in der Vorrede von seinen Beurtheilern alle sarkastischen und spöttischen Bemerkungen. Kann man sich etwas Lächerli-

cheres denken, als einen Schriftsteller, der die Leute bittet — ihn nicht auszulachen?

10.

Nichts ist schärfer, als die Sinne eines Poeten, besonders wenn er träumt. Erst neuerlich hörte einer im Traume tausend Thränen fallen.

IV.

Gottlieb Hillers Gedichte und Selbstbiographie.

Es gibt Leute, die über Alles die Nase rümpfen, Leute, die sogar sich herausnehmen, einen Mann, der Taubennester, Ziegel, Besen und Verse verfertigt, statt durch ihn zum höchsten Erstaunen hingerissen zu werden, zum Ziel ihrer muthwilligen Einfälle zu machen. Und warum? Weil den eingebildeten Kennern seine Poesie nicht poetisch genug ist, und weil sie gewohnt sind, einem Unglücklichen, der sich der brotlosesten aller Künste befleißt, Dinge zuzumuthen, bey welchen selbst einem Professor, und also noch mehr einem armen Nestflechter

die Haare zu Berge stehen. Billig sollte man diesen Leuten, durch deren Grundsätze, wenn man sie befolgte, das Dichten nicht viel leichter als das Hexen seyn würde, zu Gunsten der Gedichte des Herrn Gottlieb Hiller die Köpfe zurecht setzen, wenn sie dieselben sich nur zurecht setzen ließen, und wenn man nicht fürchten müßte, durch eine Vertheidigung die Sache nur noch schlimmer zu machen. Gewiße Menschen sind gar zu streitsüchtig, und leider haben ihre sonderbaren Meinungen von dem wesentlichen Unterschied zwischen reimen und dichten ein Ansehen für sich, das man nur heimlich verachten darf, wenn man nicht öffentlich ausgezischt werden will, und es ist also am klügsten, mit ihnen sich gar nicht einzulassen. Die Gedichte des Herrn Gottlieb Hiller sind einmahl gedruckt, so gut als die Gedichte eines Bürger, eines Hölty, eines Voß und eines Matthisson, und diese Freude ist noch die geringste, die er erlebt hat. Wenn Andere der Pegasus nur auf den Parnaß bringt, so hat der seinige ihn nach

Halberstadt, Berlin, Frankfurt an der Oder, Wien und noch in eine Menge großer und kleiner Städte getragen. Er hat durch die Poesie Champagner und Punsch trinken, Eis essen und tanzen gelernt. Er ist in Kupfer gestochen, und in Wachs bossirt. Er ist von Klamer Schmidt gekrönt, und von diesem, von Herrn Burgkardt, von Herrn Bäntsch, und von Herrn Tilly besungen. Mit Einem Wort, er ist berühmt, und, wenn er mitunter, wie er klagt, getadelt wird, so tröste er sich mit dem Gedanken, daß dieses Unglück ihn mit den größten Dichtern, den lebenden, wie den todten, in Eine Reihe stellt. Er kann also dem Momus und Zoilus kühn unter die Augen treten, und ihnen zum Trotz nicht nur einen zweyten, sondern auch einen dritten und vierten Theil seiner Gedichte herausgeben, und gewiß seyn, daß ihm wenigstens seine alten Bewunderer nicht ungetreu werden.

Folgende, von ihm selbst mit vieler Treuherzigkeit erzählte kleine Geschichte aus dem Leben des Herrn Gottlieb Hiller wird gewiß jedem

Leser gefallen. Im Vorzimmer des Fürsten zu Dessau, dem er vorgestellt wurde, sagte ein Bedienter zu seiner Frau: „Du, dieß ist der Dichter!“ Diese betrachtete ihn von unten bis oben, und sagte endlich spottweise: „Ja, das mag wohl ein rechter Dichter seyn!“.

1806.

I.

Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher.

1.

Schillers Lied an die Freude möchte wohl die Bewunderung nicht verdienen, die ihm noch jetzt von dem großen Haufen der Leser zu Theil wird. Es ist ein Erzeugniß seiner frühern Zeit, und hat alle Fehler, die von Kennern seinen Erstlingsversuchen vorgeworfen wurden. Man vermißt eine richtige Gedanken-Folge eben so sehr, als Richtigkeit, Angemessenheit und Uebereinstimmung der Bilder. Der Ausdruck ist bald schwülstig, bald prosaisch, und unmöglich kann in einem Gedicht der durchaus herrschende

Mangel an Begeisterung mehr gefühlt werden, als in diesem. Wie vielen Stoff zum Tadel biethet in jeder Hinsicht gleich die erste Strophe dar.

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, Dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo Dein sanfter Flügel weilt.“

Was soll man sich bey einem schönen Götterfunken, und was bey einer Tochter aus Elysium denken, und wie kann man beydes zugleich seyn? Welche unangenehme Wiederholung ist es zugleich, wenn die Freude in vier Zeilen ein Götterfunken, eine Tochter aus Elysium, und eine Himmlische genannt wird! Und ist durch diese Benennungen irgend eine Eigenthümlichkeit der Freude ausgedruckt? Lassen sie sich z. B. nicht mit gleichem Recht auf die Liebe an=

wenden? Wo ist das Heiligthum der Freude, das ihre feuertrunkenen Anbeter betreten, und was heißt feuertrunken seyn? Läßt sich endlich der Gedanke, die Freude läßt die Menschen den Unterschied des Standes und andere Verhältnisse vergessen, durch welche einer von dem andern getrennt wird, auf eine gezwungenere und undichterischere Art ausdrucken, als es in den beyden Versen:

„Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt?"

geschehen ist? Selbst dem Ausdruck fehlt es an Richtigkeit. Wer hat jemahls von einem Zauber, durch welchen irgend ein Ding gebunden wird, gesprochen? Und wie paßt der Begriff des Bindens zu dem Begriff des Theilens. Das Wiederbinden einer Sache setzt nothwendig ein vorhergegangenes Zerreißen, nicht aber ein Theilen voraus. Der Verfasser dieser Bemerkungen war selbst gegenwärtig, als Schiller von diesem Gedicht, welches dem ver=

storbenen Bürger in seiner Parabel, der Vogel Urselbst, zu den Versen Anlaß gab:

„Freund, als in einer guten Laun
Du über Deinen Gartenzaun
Der Göttinn Freude nach Dich schwangst,
Da ward mir doch ein wenig angst“

mit entschiedenem Tadel sprach, und sich das Absingen desselben von der Gesellschaft verbat. Auch aus dem Umstand, daß er dieses schon im Jahr 1785 verfertigte Lied erst in den zweyten Theil seiner bey Crusius in Leipzig erschienenen Gedichte-Sammlung aufnahm, läßt sich schließen, daß er es unter diejenigen Erzeugnisse seiner Muse zählte, die er in der Vorerinnerung wilde Producte eines jugendlichen Dilettantismus, und unsichere Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks genannt hat.

2.

Im Taschenbuche für Damen aufs Jahr 1807 findet man ein Hochzeitgedicht, in welchem es unter anderm heißt:

„Dich entzückt die Gattinn nur,
Die für Dich nur lebet,
Und mit herzlicher Natur
Innig an Dir klebet.“

Ferner:

Dich erreicht der Jahre Ziel,
Deine Kräfte enden
— Unsers Lebens kurzes Ziel
Muß zuletzt doch enden —“

Ferner:

„Seys ein Weiser, seys ein Held,
Still und schnell vergessen,
Schleicht er zu der Unterwelt,
Und ist nie gewesen!
Freund! Du hast auf Gott vertraut,
Gott hat Dich belohnet!
Frage Deine frohe Braut,
Wo Dein Himmel wohnet.

Unauslöschlich, wie die Gluth
Deiner reinen Triebe,
Unerschüttert, wie Dein Muth,
Fest, wie Deine Liebe,
Ewig, wie Du selber bist,
Währe Deine Freude!

Wenn die Sonne nicht mehr ist,
Liebe noch, wie heute!"

Wer glauben wohl die Leser, daß diese erbaulichen Reime gemacht hat? Ohne Zweifel wird sie von ihnen für eine Merkwürdigkeit aus Gottscheds Zeiten gehalten. Aber sie irren sich. Das Gedicht hat einerley Urheber mit dem Lied von der Glocke, der Würde der Frauen, den Göttern Griechenlands, den Idealen rc. Mit Einem Wort, es ist von Schiller. Wenn man aber diesem es von Herzen verzeiht, daß er sich einmahl in einem Zustande der Nichtbegeisterung, und wie die beygefügte Anmerkung sagt, in einer Umgebung von mehreren Menschen ein höchstalltägliches Gelegenheits-Gedicht entschlüpfen ließ, wenn man selbst die Gattinn, die an ihrem Manne klebet, die reinen Triebe und die feste Liebe, und die Reime vergessen und gewesen, Freude und heute zu übersehen bereit ist, so hat man doch das Recht, zu fragen: Mußten diese offenbar für das Publikum weder bestimmten, noch geeigneten Stegreifrei-

me gedruckt werden? Und ist es nicht überhaupt eine kindische, unwürdige und gedankenlose Vergötterung eines Schriftstellers, bey Allem, auch bey demjenigen, was er stehend auf Einem Fuße schrieb, und noch überdieß selbst mit Vorbedacht den Augen der Welt entzog, Maul und Nase aufzusperren, und Wunder zu schreyen? Gewiß, wenn Schillers Schulübungen nur irgend noch aufzutreiben sind, so erhalten wir sie durch die nimmer rastenden Bestrebungen seiner albernen Anbeter gedruckt, und es ist ein Glück, wenn nicht der Erste beste aus der Schar unserer zahllosen Sudler ihm falsche unterschiebt. Man kann sich unmöglich zu stark gegen dieses Unwesen erklären, das eben so nachtheilig für die Ehre verstorbener Schriftsteller, als beleidigend gegen das Publikum ist.

3.

Pfeffel verfehlt häufig in seinen Fabeln die wahre Eigenthümlichkeit dieser Dichtungsart, und leiht den Thieren, nicht etwa bloß die Sprache der Menschen, sondern verwandelt sie

bis auf die Gestalt ganz in menschliche Wesen. Ein zweyter Fehler seiner Fabeln ist der gänzliche Mangel an Handlung. Was ist z. B. der Strauß und das Eichhorn im Taschenbuche für Damen aufs Jahr 1807 anders, als ein leeres Gespräch, worinn das Eichhorn den Strauß mit einem Einfall zurechtweist? Diese Fabel ist auch noch aus dem weitern Grunde tadelhaft, weil, wenn man den Strauß in einen unbeholfenen, und das Eichhorn in einen gewandten Menschen verwandelt, die Sittenlehre Nichts von ihrer Anschaulichkeit verliert, und also der Zweck, warum Thiere in der Fabel auftreten, verfehlt wird. Kleine Geschichtchen und Einfälle aus dem Thierreiche, sie mögen auch noch so witzig, und der Vortrag derselben mag noch so anziehend seyn, sind noch lange keine Fabeln.

4.

Nichts ist unangenehmer, als wenn sogar in den Taschenbüchern Erzählungen und andere Aufsätze unvollendet gegeben werden, und doppelt groß ist die Sünde, wenn sie in einem Ta-

schenbuche für Damen begangen wird, da man die Grausamkeit gegen das schöne Geschlecht unmöglich weiter treiben kann, als wenn man seine Neugierde reizt, ohne sie zu befriedigen. Ohnehin sollten die Kalender, wie die Menschen, schon aus dem Grunde Nichts auf den folgenden Tag, oder gar auf das folgende Jahr, verschieben, weil sie noch weniger, als diese, wissen, wie bald ihre letzte Stunde schlägt.

5.

Mancher Taschenbücher wegen möchte man wünschen, ein Jahr bestände wenigstens in vier Mahl dreyhundert fünf und sechzig Tagen. Doch vielleicht würden sie dann von ihren schreibseligen Verfassern und Verfasserinnen auch vier Mahl so dick als jetzt geliefert, und das arme Publikum wäre um Nichts gebessert.

6.

Keinem der häufigen Lieder aus der fruchtbaren Feder der Wilhelmine Maisch-Müller fehlt es an Stoff zur Belustigung. Unter andern verfertigte sie auch ein Gedicht: An die

Dryade des Nußbaums, der meine Laube beschattet. Wenn gleich die Götterlehre keine Dryaden, die sich außerhalb der Wälder aufhalten, kennt, und überhaupt nicht die Dryaden, sondern die Hamadriaden es sind, welche in dem Baume selbst, und nicht bloß unter ihm wohnen, so muß man es doch der hier besungenen, weil sie zugleich eine liebliche Nomade, und also eine herumziehende Viehhirtinn ist, die des Winters auf unsichtbaren Schwingen ins Land, wo die Citronen blühen, eilt, verzeihen, daß sie sich auch in andern Dingen nicht nach der Weise ihrer Schwestern richtet. In eben diesem Gedicht erreicht die Begeisterung der Verfasserinn einen so hohen Grad, daß sie in ein — Halleluja ausbricht, über welche christlich-jüdische Ausrufung die gute heidnische Nomaden-Dryade ohne Zweifel aufs höchste erstaunt seyn wird. Schade, daß die Dryaden, oder eigentlich die Hamadryaden mit den gefällten Bäumen zu sterben pflegen! Sonst möchte man wünschen, das Holz des Schreibtisches der Dichterinn möchte von ei-

ner bewohnt seyn, die ihr jedes Mahl die Feder wegnähme, so oft sie sich hinsetzt, um sich an den Musen zu versündigen. Eine Trauercantate eben dieser Dichterinn auf Schillers Tod beginnt also:

Chor.

„Warum trägt diese Halle
Der Wehmuth Nachtgewand?
Ha! unter welchem Falle
Erseufzt das Vaterland?
Wen klagt der Muse Lied??

Das doppelte Fragzeichen thut die gewünschte Wirkung. Es erfolgt plötzlich Antwort, und man erfährt unter anderem, daß Schiller nicht, wie die Rede ging, gestorben, sondern gefallen ist. Eine Arie ertheilt die Nachricht, Schiller habe einen Garten gehabt, worin statt der wirklichen — poetische Kränze und Blüthen blühen. Um die Sarkophagen erhabener Musensöhne will Frau Maisch-Müller, daß man Keime streue, die sich zu Bäumen aufschwingen. Eine in der That ganz neue Ehrenbezeugung! Wenn die Dichterinn behauptet:

„Wo Sänger=Reste liegen,
Da haust Verwesung nicht“

so mag sie der Todtengräber eines Bessern belehren. Diese erbauliche Todtenfeyer schließt sich mit Schillers eigenem Gedicht, Würde der Frauen, welches Frau Maisch=Müller nicht bloß als ein Lob des Geschlechts, zu dem sie gehört, sondern als eine ihrem eigenen Selbst gebrachte Huldigung zu betrachten scheint, obgleich Schiller unter den weiblichen Vorzügen der Reimschmiedekunst mit keinem Wort gedacht hat. Nicht weniger merkwürdig als diese Cantate ist die Erklärung der ihr voranstehenden Titelvignette, von welcher folgende Stelle zur Probe dienen mag:

„Auf diesem Gesimse erhebt sich gleichsam in Form eines Daches das Untere einer halben Weltkugel, zum Zeichen, daß eine halbe Welt um ihn, den Unsterblichen trauert, deren Thränen sich in Dünste auflösen, die in Gestalt einer Wolke aufwärts steigen, auf welcher Pegasus, als wäre er von den

Musen abgeschickt, ihren Lieblingssohn der Erde zu entwinden, mit dem vergötterten Schiller zum Olymp emporschwebt."

In der That, die halbe Weltkugel mit ihren sich in Dünste auflösenden Thränen, der auf einer aus diesen Dünsten entstandenen Wolke schwebende Pegasus, und Schiller, der Dichter, der auf ihm zum Olymp reitet, sind Erscheinungen, denen man schwerlich ähnliche an die Seite stellen kann, und wenn man noch ferner wegen eines Denkmahls für Schiller in Verlegenheit ist, so hat unsere Dichterinn wenigstens, und der Künstler, der die Vignette zu ihrer Trauercantate verfertigte, keine Schuld.

7.

Ein neuerer Epigrammendichter hat seinen Magen einen Dummkopf gescholten, und doch hat der arme Magen nicht ein einziges von seinen Epigrammen verfertigt.

8.

Dichter, die man mit ihren Versen auslacht, stehen keineswegs auf der niedrigsten Stufe.

Es gibt viele, die es durch keine Anstrengung dahin bringen können, daß das Publikum ihnen mehr als sein Mitleid schenkt.

9.

Die Musen sind so huldreiche Göttinnen, daß sie selbst die Zudringlichen nicht unbelohnt lassen, die sich ohne den geringsten Beruf ihrem Dienste widmen. Es ist wahr, die Schmach der armen Leute, die man gewöhnlich mit dem Titel schlechter Poeten zu belegen pflegt, ist nicht klein. Aber man vergesse über derselben auch den Ruhm nicht, der ihnen zugleich zu Theil wird. In vollem Ernst, den Ruhm! Gibt es doch in unsern Tagen mehrere nicht unangesehene Zeitschriften, die sich das Lob der elenden Schriftsteller in einem ganz andern Sinne, als weiland Liscov, zu ihrem besondern und ausschließenden Geschäft gemacht zu haben scheinen. Und hätte auch Jemand das seltene Unglück, den öffentlichen Ruhm ganz entbehren zu müssen, wie leicht kann er sich mit der Ehre trösten, die seiner in dem Kreise wartet, der ihn

zunächst umgibt! Wer auch nur schlechte Verse zu machen versteht, versteht immer etwas, das die meisten seiner Mitbürger nicht verstehen, oder wenigstens nicht zu verstehen glauben, und darf also sicher alle diese unter seine Bewunderer, oder was noch besser ist, unter seine Neider zählen. Zu diesen allgemeinen Vortheilen kommen noch bey einigen Dichtern die Vortheile des Standes, und bey Frauenzimmern die Vortheile des Geschlechts. Ein Besenbinder, oder eine Pfarrjungfer erregen mehr Erstaunen durch schlechte Gedichte, als ein Mann aus dem gelehrten Stande durch vortreffliche. Betrachten wir die Sache von der Seite des Erwerbs, so ergibt sich, daß auch hier die schlechten Poeten die bessern kaum zu beneiden Ursache haben. Wie oft werden elende Werke reichlicher bezahlt, als gute! Und ist der Lohn des Stümpers mitunter auch gering, so bleibt ihm immer der heimliche Trost, daß er für seine Arbeit, die ihn meistens nicht die geringste Anstrengung kostete, und sogar mit unsäglicher Wonne verbunden war, im-

mer noch mehr empfing, als sie werth ist. Kein Wunder also, daß unter diesen Umständen, trotz der Züchtigungen der bessern Geschmacksrichter, die Zahl der erbärmlichen Erzeugnisse aus dem Fache der Poesie sich mit jeder Messe vermehrt, und daß zweyte und dritte Auflagen von Büchern erscheinen; von welchen man glauben sollte, daß ihr Unwerth auch der stumpfsinnigsten Gattung von Lesern fühlbar seyn müßte. So lange das Hervorbringen schlechter Verse noch mit irgend einer Art von Ehre und Auszeichnung und mit baarem Gewinne verbunden ist, so lange werden Vernunft und Geschmack vergebens ihre Stimmen dagegen erheben.

10.

Die oftbelobte Dichterinn Maisch-Müller singt in einem Wiegenliede dem Kinde gar erbauliche Dinge von seinen künftigen — Mutterfreuden vor. Eben dieses Lied hat die Verfasserinn ihrem ersten Mädchen gewidmet, vermuthlich, damit ihr Niemand das Recht streitig macht, ein zweytes zu bekommen, und die-

sem ein eigenes Wiegenlied zu dichten. In einem andern Liede irrt nicht etwa der Fuß, sondern der Blick der Dichterinn in Dorngewinden. Ihren verstorbenen Bruder, der nach einem ihm von ihr gewidmeten Gesange ein Inbegriff aller Vollkommenheiten, und nahmentlich

„kein fader Mädchenspäher“

übrigens aber ein Apotheker war, vergleicht sie mit einem blühenden Kirschenbaume, ohne sich um die Eifersucht der Pfirschen- Apfel- und Birnen-Bäume zu bekümmern, die mit vollem Recht auf die nähmliche Ehre Anspruch machen können. Schlachten werden bey ihr nicht gewonnen, sondern errungen. In einem Gedicht auf den Erzherzog Carl wird eine Thräne von ihr die Hekatombe der Ehrfurcht genannt. Ein Volk von Westen ist gekommen, um unsers Landes Traubensaft auszuschlürfen, und dieses Volk trug in den blutigen Händen Fesseln,

„Glänzend von der Freyheit Silberschaum.“

Auf der Dichterinn liegt zu ihrem großen Leidwesen die „Hülle Weib.“ Die Hoffnung setzt

den Leuten eine grün gefärbte Brille auf die Nase, und hängt ihnen zugleich die Hülle eines Rosenflors vors Gesicht. Eben diese Hoffnung verfertigt „fade Fresco=Mahlereyen", und wie man aus folgenden Versen ersieht, hat sie, was ihr gewiß ganz Deutschland nie verzeihen wird, allein die Schuld, daß Frau Maisch=Müller statt der Spindel und der Nadel die Feder ergriff.

„Huldige den schönen Wissenschaften,
Sey, so sprachst Du, Deutschlands Sängerinn!
Und ich sang. Die Menschen staunten, gafften,
Horchten voll Begierde nach mir hin;
Aber kalt, wie Priester und Levite,
Gingen sie an meiner Noth vorbey;
Alles, was ich trug aus ihrer Mitte,
War ein Lorberreis und Schmeicheley."

In der That, die Dichterinn geht noch viel zu schonend mit der Hoffnung um. Wenn sie behauptet, die Menschen hätten, als sie sang, gestaunt, gegafft, und voll Begierde nach ihr hingehorcht, so weiß alle Welt, daß an diesem Vorgeben kein wahres Wort ist, und eben so beruht es auf einer leeren Einbildung, daß sie

ein Lorberreis aus der Mitte der Menschen davon getragen habe. Wahr mag es jedoch seyn, daß ihr von einigen geschmeichelt wurde, indem sie ihr den Nahmen einer Dichterinn beylegten. Daß übrigens die Leute kalt wie Priester und Levite an ihrer Noth vorüber gingen, statt sie, wie der barmherzige Samariter den unter die Mörder Gefallenen auf ihr Roß zu laden, ist ihnen um so mehr zu verdenken, da sie wirklich in ihren Gedichten häufig von ihren Wunden spricht. Noch mahlt sie die Tadelsucht mit zottiger Perrücke, und legt dem Tod den neuen Titel eines großen Schicksalskenners bey.

II.

Ein bekannter Dichter von vielen Ansprüchen sucht in einem Gedicht die lieben — Schritte einer verstorbenen Freundinn, und hat die Ahnung, Wieland und Goethe würden ihren Lorberkranz und — ihr Sterbekleid mit ihm theilen.

II.

Gedichte von C. P. Conz.

Je tiefer der Verlust, den Deutschland seit Kurzem durch den Tod einiger seiner vorzüglichsten Dichter erlitten hat, von dem bessern Theile des Publikums gefühlt wurde, desto gerechter scheinen die Ansprüche an die wenigen Männer zu seyn, welche sich der verwaisten Muse anzunehmen Beruf haben, und der würdige Verfasser dieser Gedichte-Sammlung hätte also mit derselben in keinem günstigeren Augenblicke hervortreten können. Schon seine frühesten Versuche erregten nicht geringe Erwartungen, und was diese versprachen, sieht man durch

die spätern vollkommen erfüllt. Mit vollem Rechte gebührt ihm der Nahme eines geborenen Dichters, dem die Natur keine der Eigenschaften versagte, ohne welche jeder Versuch, die Höhen des Parnasses zu ersteigen, ewig fruchtlos bleibt. Aber hat unser Vaterland nicht geborene Dichter, von welchen man wünschen sollte, sie möchten lieber gar nicht, als zu Dichtern geboren seyn? Wie viele, die den Musen nicht ohne innern Beruf huldigen, trifft nicht der gerechte Vorwurf, daß sie von ihren Anlagen keinen andern, als einen höchstverkehrten Gebrauch zu machen verstehen! Durch die rohesten Erzeugnisse einer ungezügelten Einbildungskraft sind leider Manche die Schmach derjenigen Kunst, deren Ehre sie seyn könnten, wenn sie nicht jedes ernstere Studium, ohne welches die entschiedensten Anlagen so gut als verloren sind, verschmähten. Der flüchtigste Blick in die Conzischen Gedichte gewährt die vollständigste Ueberzeugung, daß ihr Verfasser keineswegs in die Reihe der sich täglich noch vermehrenden

Sänger, denen man ihre Verirrungen von der Bahn des ächten Schönen um so weniger verzeiht, je mehr man ihre Fähigkeiten zu achten genöthigt ist, gehört, und daß er an wissenschaftlicher Bildung, an ächt-philosophischem Geist, und an gründlicher Kenntniß der Alten nicht leicht einem unserer bessern Sänger nachsteht. Was aber seine Gedichte noch besonders zu ihrem Vortheil auszeichnet, ist die eben so seltene als anziehende Erscheinung, daß bey ihm der Mensch und der Dichter sich immer in der schönsten und vollkommensten Uebereinstimmung zeigt, und wir können, indem wir diesem unsere Achtung zollen, jenem zugleich unsere Liebe nicht versagen. So groß auch irgend ein Dichter seyn mag, nie wird er die Empfindungen eines edlen Gemüths mit dem unwiderstehlichen Reiz der Wahrheit darzustellen vermögen, wenn diese Empfindungen seinem eigenen Gemüth fremd sind. Mit Einem Worte, um ein Lied vom braven Manne zu singen, muß man selbst ein braver Mann seyn.

Die Muse unsers Dichters neigt sich vorzüglich zur Ode und zur Elegie. In jener scheint Klopstock sein hauptsächlichstes Muster gewesen zu seyn. Aber er hat sich mit seinem Vorbilde vertraut gemacht, ohne es nachzuahmen, und wenn er gleich in einer und eben derselben Gattung der Weise verschiedener Dichter folgte, so findet man doch immer die Eigenthümlichkeit des Dichters wieder. Für denkende Leser ist gewiß die Wahrnehmung mit einem besondern Vergnügen verbunden, daß ein Dichter zuweilen aus Vorliebe für irgend ein verführerisches Muster seine Eigenthümlichkeit aufs Spiel setzt, und daß diese sodann den Sieg über ihn selbst davon trägt. Dieses Vergnügen gewähren die wenigen Erzeugniße der Muse unsers Dichters, welche durch ihren Ton, aber auch nur durch diesen an Klopstock, Schiller, oder Hölty erinnern. Ueberhaupt möchte es wohl eine sehr irrige Ansicht seyn, wenn man dem Dichter jede Rücksicht auf fremde Versuche zum Verbrechen machen will. Warum sollte es einem Dichter

nicht erlaubt seyn, von einem andern zu lernen, und Vorzüge, die er an ihm wahrnimmt, sich anzueignen? Das servum pecus des Horaz bleibt, was es ist, wenn es auch ewig eigene Melodien leyert, und eben so kann umgekehrt der wahre Dichter seine volle Freyheit behaupten, wenn er sich gleich zuweilen einem Führer überläßt. Folgt er diesem auch Schritt vor Schritt, so wird ihn doch schon sein Gang genugsam von ihm unterscheiden.

Die Abendphantasie nach einem schwülen Sommertage, um das bisherige allgemeine Urtheil auch durch einige Beyspiele zu rechtfertigen, ist ein Spiel mit den lieblichsten Bildern, und es herrscht darinn zugleich die fröhlich sanfte Empfindung, zu welcher die Seele sich gestimmt fühlt, wenn die Tageszeit eintritt, die den Dichter begeisterte. Folgende Strophen sind von einer seltenen Anmuth, und von einem Wohllaut, der keinem gebildeten Ohr entgehen kann.

„Der Bäume Wipfel tönen von Melodie,
Halb Trug, halb Wahrheit, schwärmen Gestal-
ten durch;
Ein Bild des Lebens, immer wechselnd
Kommen und gehn sie, wie unsre Freuden.

Hat ihres Friedens schöne Geheimniße,
Der mildern Reize bessere Segnungen,
Hier die Natur verbreitet? Sichtbar
Wallt die Unsichtbare durch die Dämmerung.

Hörst Du die Geistertritte? Der Gang ist Gang
Der Gottheit; ihre Nähe verkündet mir
Der reine Duft; in Duft und Ahndung
Schwebt, und in magischem Glanz mein Wesen.“

In den beyden Gedichten, der Hain der Eumeniden und die Nemesis, sind Ton und Sprache, und in dem letzten sogar das Sylbenmaß den Gegenständen in einem hohen Grade angemessen. Man fühlt eine mit Grauen vermischte Ehrfurcht, wenn man von der Nemesis liest:

„Spurlos, doch hörbar weisem Ohr
Rauscht sie dahin auf windeschnellen Flügeln,

Zu meistern die Begier, den stolzen Sinn zu zügeln;
Und hält den richtenden Stab empor.

Ihr immer reger Adlerblick
Mißt Wunsch und That, dringt in des Herzens Spalten,
Sieht dort das Werdende sich schon im Keim entfalten,
Und stets belauscht er das rasche Glück."

Das Gedicht: An die Muse hat einen hohen Grad von Vollendung. Daß wir nur der Muse die Verschönerung unsers Daseyns schuldig sind, und daß sie allein es ist, die uns über ein feindseliges Geschick den Sieg davon tragen läßt, dieser wenn gleich schon öfters dichterisch behandelte Gedanke ist hier in ein neues Licht gestellt. Eine der schönsten Stanzen ist folgende:

„Entrissen ward sein schönstes Erdenglück
Dem Tracer einst, dem Fürsten goldner Saiten.
Er klagt und ruft. Ach! taub ist das Geschick.
Doch Liebe will zum Orkus ihn geleiten.
Wo Lieb' ist, bleibt die Muse nicht zurück,
Die Muse schenkt ihm das verlorne Glück."

Philosophische Wahrheiten durch dichterische Einkleidung anschaulich zu machen, diese Kunst ist unserem Dichter in einem vorzüglichen Grade eigen. Ein Meisterstück dieser Art ist das Gedicht: Der Suchende. Mit einer eben so edlen, als rührenden Einfalt wird das Forschen nach Wahrheit außer uns geschildert. Endlich vernimmt der Suchende eine Stimme:

„Auf, forsche nur bey Lust und Schmerzen
Die Wahrheit still in Deinem Herzen!“
„Und lernst Du Dich nur selbst verstehen,
Und bist nicht fremd im eignen Haus,
Hier wirst Du manches Wunder sehen,
Hier theil' ich die Orakel aus,
Und die verworrenen Gestalten
Des Lebens will ich Dir entfalten.“

Das Gedicht: Corfu wurde gleich bey seiner ersten Erscheinung mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen, und es ist zuverläßig eine der schönsten Eingebungen, welche der Dichter der Muse verdankt. Merkwürdig, auch in andrer, als dichterischer Beziehung, ist folgende Stelle:

„Jetzo, was hör' ich? Es sendet der gallische Sieger, vom Glücke
Wie von der Ehre geschützt, Bothen der Freyheit Dir zu.
Freudig empfängst Du sie. Vom langen Schlafe der Knechtschaft
Taumelst Du muthig empor, horchend dem lieblichen Gruß;
Ueberreichest stolz den Verläumdern Deines ergrauten
Ruhmes Denkmahl, Homers Lieder, die nimmer verblühn.
Möcht' es der Gabe Dich nie, nie Dich des Grußes gereuen,
Corfu! Möchte sich neu wieder verjüngen Dein Preis!
Durch der Freyen Geschlecht, durch Deines sich herrlich verjüngen!
Daß er Dich ehre, wie sich selber der Gallier ehrt;
Daß er schütze Dein Recht, wie seins, und das heilige Bündniß,
Das er beym großen Gesang Deines Homers Dir beschwor,
Daß er nicht äffe das Wort, durch die That!
— —“

Die Geduld des Weisen schließt sich im ächten Geist der Ode:

„Oetas waldigte Höhn sahen den duldenden
Sohn Alkumenas, Zevs edelsten Sprößling, sahn
Ihn am Ziele der Mühen.
Seht, die Flamme des Rogus dräut,

Hoch und kreisend ob ihm schlägt die Gewaltige!
Doch das Sterbliche nur sinkt; das Unsterbliche
Siegt; er flieget befreyet,
Zu den ewigen Göttern auf.“

Das Verderbliche des Kriegs hat der menschenfreundliche Dichter in der Sühne des Kriegsgotts auf eine neue Art mit lebendiger Kraft geschildert. Zu der sinnvollen Dichtung: Die Musen, gab ihm eine der traurigsten Erscheinungen unserer Zeit, die Verleumdung einiger verächtlichen Finsterlinge, daß Verachtung der Religion und Empörung gegen bürgerliche Ordnung eine Folge der Aufklärung sey, den Stoff. Was, klagen die Musen dem Vater der Götter,

„Was unbändige Lust und tolle Neigung verschulden,

Was für Unheil der Mensch dem Menschen selber bereitet,
Aufruhr, Völkerkriege mit Völkerführern, der Bürger
Wechselmorde, den Sturz der Thronen, der Tempel Entweihung,
Alles wälzet sie, selbst die Erinnys, mit schuldiger Zunge
Uns Unschuldigen zu; sie dränget sich frech an die Großen,
Stürmt in ihr furchtsames Ohr, und ruft der Gewaltigen Arme
Gegen uns auf, und Acht und Bann und Fesseln bedräuen uns."

Sie wollen künftig nicht mehr unter den Menschen wohnen. Aber Jupiter antwortet ihnen:

„Kehret zur Erde zurück, mitleidige Göttinnen! Söhnet
Die Verirrten Euch aus durch stille duldende Liebe;
Um der besseren willen, der Treuen, kehret zurücke!
Um der Schlimmeren willen, der Lästerer, kehret zurücke,
Und erhaltet durch Treu, durch süße Liebe die Freunde,

Und gewinnet durch Lieb', und durch Verzeihung die Feinde!"

Das schöne Gedicht: Die Erinnerung, ist zugleich ein sprechender Beweis, wie leicht die Poesie des zufälligen Schmucks entbehren kann, wenn wesentliche Eigenschaften an seine Stelle treten. Was ist einfacher und anspruchloser, und doch zugleich von einer hinreißendern Wirkung, als folgende Strophen?

„Der Berge Schatten wuchsen im Abendlicht;
Ich stand, von seiner himmlischen Glorie
Umflossen; seine Purpurschimmer
Kröneten ferne der Haine Wipfel.
Die oft schon Zeuginn meiner Empfindung war,
Des Stromes Woge gleitete freundlicher,
Und der verkehrten Bäume Bilder
Schienen voll Lust sich drinn zu spiegeln.

Die Stirn umtanzten rosige Phantasien;
Mir wars, als ständ' ich wieder, Costanzia
Und Zürch, an Euren blauen Seen;
Magische Hände, so däuchts mir, hatten
Die Gegend umgewandelt; und wo ich stand,
Da war ich nicht. Es dehnte vor mir sich aus

In unabsehbar weite Strecken,
Daß ich das Nahe nicht mehr erblickte."

Aus dem Gedicht: Denkmahl, spricht stille und sanfte Rührung, und unmöglich kann man den Tod und die Trennung von einem Freunde in einem mildern und tröstlichern Licht erblicken, als der Dichter sie uns zeigt. Am vorzüglichsten sind wohl die beyden letzten Strophen.

„Nimm zum Opfer die Locke! Nimm der Mirte
Still bedeutenden Kranz! Des Weines dunkle
Welle fließe drauf! Nur kurze Tage
Trennet das Grab uns.
Enge zarte Vereinung spricht die Locke,
Hoffnung deutet die Mirt', an Urnen Hoffnung!
Und der rinnende Wein der Freud' und Trauer
Schnelles Zerrennen."

Die Fackelfeyer ist ein begeisterter Gesang von einem höchst würdigen und ernsten Zweck. Folgende Strophen würden jedem Dichter Ehre machen.

„Muthig, Brüder, ohne Wanken,
Wie des Schicksals Geist gebeut!
Laßt uns kämpfen in den Schranken
Irdischer Nothwendigkeit!

Bis auch unsers Lebens Gluthen,
Wenn der stille Jüngling winkt,
Tauchen in die finstern Fluthen,
Und die Fackel uns entsinkt.
Bis der Unterwelt Geheimniß
Friedlich sich auch uns entschließt,
Wo in schauerlicher Säumniß
Durch Cypressen Lethe fließt.“

Eine besondere Auszeichnung verdienen auch noch: Das Wort der Natur; Zeitenlied; Der neue Krieg; Jugendzeit; An Klopstock; die Bäume; am letzten Abend des Jahrs 1782; Eduard; An einen jungen Kritiker; die Balladen St. Ulrichs Fest; die Kinder im Walde, und Periander.

Gewiß erwartet den Dichter die Belohnung, die allein des ächten Zöglings der Musen würdig ist, der Beyfall des bessern Theils seiner Zeitgenossen, und ein bleibender Nachruhm.

III.

Die reisenden Mahler.

Ein Roman von Ernst Wager.

In zwey Bänden.

Der Styl in diesem Roman ist kraftvoll und blühend, obgleich nicht frey von Fehlern. Einige Charactere sind neu und gut gehalten, und mehrere einzelne Auftritte sind von ergreifender Wirkung. Desto bedeutendere Gebrechen hat der Plan. Die Anfangs-Ereignisse führen den Leser irre. Ein Zigeunerhauptmann und ein Mädchen, Cordelia, drängen sich als Hauptgestalten hervor. Aber diese spielt am Ende eine völlig untergeordnete Rolle, und jenen erblickt man nur noch ein Mahl im Vorübergehen. Zwischen den drey reisenden Mahlern schwankt die

Theilnahme, und zum Ueberfluß wird dieselbe noch von dem Baron von Steinau, und Louise, der Tochter des Generals von Hochstein, in Anspruch genommen. Von Zigeunern gestohlene Kinder sind in den Romanen zu sehr abgenutzt, um sich noch sonderliche Wirkung versprechen zu dürfen, und der Verfasser hätte also nicht sogar zwey solche Kinder in seine Geschichte verweben sollen. Diese beyden Kinder, der Mahler Fink und die schon erwähnte Cordelia, treffen an Einem Ort und zu gleicher Zeit zusammen, und beyde finden hier ihre Väter, er in dem Minister von Hohenblatt, und sie in Lenz, dem Kammerdiener des Generals von Hochstein. Sollte den Verfasser bey dieser Erfindung nicht der doppelte Tadel der Einförmigkeit und der Unwahrscheinlichkeit treffen? Cordelia erinnert an Mignon in Meisters Lehrjahren, und wie jene Sehnsucht nach Italien, druckt sie in einem übrigens schlechtgerathenen Liede Sehnsucht nach Spanien aus. Eine Nachahmung dieser Art geht doch offenbar zu weit. Am Ende scheint der Verfasser

mit dem guten Zigeunermädchen in Verlegenheit gewesen zu seyn. Ihr Character ist durchaus unbestimmt, und die Entdeckung ihrer Abkunft täuscht die Erwartung des Lesers auf eine höchst unangenehme Art. Dem Character der männer- und liebescheuen Louise fehlt es nicht an neuen und eigenthümlichen Zügen, aber er ist nicht mit ganz fester Hand gezeichnet. Zwey völlig verfehlte und widrige Personen sind der Graf Wallenberg und der Major Warneck. Nichts kann alberner seyn, als die Anschläge dieser beyden Menschen auf Gundchen, des Gärtners Tochter, und nicht besser ist die Art, wie der Mahler Fink ihnen einen Strich durch ihre Rechnung macht. Ein Auftritt, worin der Fürst auf den Mahler Schweizer, der ihm auf die Frage, was er hier mache, nicht sogleich antwortet, mit aufgehobenem Stocke losgeht, und über seinem Zorn ins Wasser stürzt, aus welchem der Mahler ihn rettet, darf mit Recht in hohem Grade verunglückt genannt werden. Eben so wenig möchte der Scherz gefallen, den Louise sich mit ihrem

Vater zu treiben erlaubt. Dieser erinnert sie an ihr Versprechen, ihn an seinem Geburtstage mit ihrem erwählten Geliebten bekannt zu machen, und sie antwortet: So lernen Sie ihn denn in dem liebenswürdigen Verfasser dieses Briefs kennen, und dieser Verfasser ist ein durch die Tochter versöhnter, mit dem General in gleichem Alter stehender Feind desselben. Doppelt unschicklich ist diese Posse wegen der ernsten und feyerlichen Stimmung, in welcher der General sich befindet. Die Liebe der Prinzessinn zu einem der Mahler gereicht an und für sich nicht zur Empfehlung dieser Person, und noch weniger durch die Art, wie sie an den Tag gegeben wird. Man höre einmahl zur Probe: „Mir ist, als hätte sein ruhiger Kuß eine süße Ruhe dieses Herzens aus meinen Lippen gezogen, die ich nicht eher kannte, als im Augenblick, wo sie mir geraubt ward. Erst jetzt fühle ich es, daß dieser Undankbare es war, der unaufgefordert unsern Kuß zuerst endigte. Wer gab ihm ein Recht über meinen Kuß? Sanft und kalt

wies er mich von seinem Herzen zurück. Das dankende Mädchen war so ganz sein. Aber aus seinen Fingerspitzen starrte meiner Brust die kalte Schicklichkeit entgegen." Auch die Schreibart dieser Stelle ist im höchsten Grade tadelhaft. Die Ruhe eines Herzens aus den Lippen ziehen, und die kalte Schicklichkeit, die einer Brust aus den Fingerspitzen entgegen starrt, welcher Bombast, und welcher Unsinn! Diese verliebte Prinzessinn tröstet sich übrigens am Ende auf eine höchst unromantische Weise mit einem ihr schon in der frühsten Jugend verlobten Bräutigam, dessen Schönheit ihre Erwartung übertrifft. Einen Fehler seines Romans scheint der Verfasser selbst gefühlt zu haben, daß nähmlich zuviel darin gesprochen wird. Diese Redseligkeit äußsert sich sogar in langen Selbstgesprächen der Personen. Am meisten fällt die Nachahmung der Jean Paulschen Weise in den Characteren sowohl, als in der Schreibart in die Augen. Der Kammerdiener Lenz z. B. ist offenbar Leibgebern und ähnlichen sogenannten Humoristen in den

Romanen jenes Schriftstellers nachgebildet. Etwas mehr Eigenthümlichkeit hat Finks Character, dessen roher Studententon aber dem Leser jeden Augenblick Verdruß macht. Man hört z. B. von ihm: „Mädchen quantum satis gratis." „Ein recht schmachtendes Andante aufwixen." „Wenn Ihr Beyde Euch nicht bis zum allertödtlichsten Grade liebt, so soll mich der böse Feind alsbald auf dem Gebirge Araratkiel hohlen." Welch ein Geschmack muß es seyn, der sich an einer solchen Sprache belustigt! Die Nachahmung des Jean Paulschen Styls geht zuweilen bis auf einzelne Ausdrücke. Der Verfasser sagt z. B.: „Wir sind der Meinung, erläuterte Brixenfels." Eine Wendung, die bey Jean Paul oft vorkommt, statt zu sagen: Er sprach, oder antwortete, da es sich aus dem Zusammenhang ergibt, wenn das Gesagte eine Erläuterung ist. Auch in den bis zur Ermüdung gehäuften Naturschilderungen ist der Verfasser kein glücklicher Nachahmer Jean Pauls. Gewiße, dem Verfasser eigenthümliche Wortspiele sind wahre Versün-

digungen gegen den guten Geschmack. Z. B. Steinwein erzeugt Weinstein; der Mensch hält seine Bestimmung für ein Spielwort, aus dem er noch ein Wortspiel hervorwitzelt; gebt Eurer schönen Tochter einen Lehrmeister, und unvermerkt wird er Euch zum Mehrleister; der Pfarrer möchte lieber pokuliren, als kopuliren; Ihr werdet vor der Zeit zum Greis am Stabe, während Euch selbst noch der Steiß am Grabe von der Nessel verbotener Jugendlust glüht. Einmahl gar: Eine Silhouettensammlung, wo man die Gesichter der Stubenbursche unter die Schattenrisse großer Männer, wie Rattenschisse unter die Pfefferkörner gemengt hatte. Was soll man von einem Schriftsteller denken, der sich nicht schämt, auf eine so armselige, und zugleich unanständige Art zu witzeln? Ein possenhafter Auftritt mit dem betrunkenen Kammerdiener und ein Selbstgespräch dieses Menschen beschließt das Buch auf eine nicht sehr würdige Art, und zerstört den Eindruck wieder, den etwa die Ent-

wicklung auf den Leser gemacht hat. Der Verfasser ist ein Mann von Anlagen, aber er muß sehr strenge gegen sich selbst seyn, wenn er künftig Werke hervorbringen will, die auch dem gebildeten Leser ein ungemischtes Vergnügen gewähren?

1 8 0 7.

Erste Abtheilung.

I.

Swedenborg, ein Schädellehrer.

Der Kapitain Walden, in Copenhagen, liefert in der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung Swedenborgs, der bekanntlich vorzüglich gute Augen um Geister zu sehen besaß, einen Auszug aus den Schriften seines Helden, der die Lehre enthält, daß gute oder schlimme Eigenschaften nicht ohne Einfluß auf die Bildung des Schädels wären. Ein Mensch, bey dem, wie er sagt, das Gute durch eine wahre und begreifliche Religion Wurzel gefaßt hat, zeichnet sich durch einen schönen Hirnschädel aus. Ein

Schädel von ungleicher Form heißt bei ihm ein ausgezeichnet schlechter Hirnschädel, und ein solcher Schädel ist das Eigenthum eines Menschen, bey welchem das Böse eine eingewurzelte Gewohnheit geworden ist.

Der ältere nordische Geheimweise ist also unstreitig ein Vorläufer unserer neuesten Schädellehrer. Aber freylich lag die Kunst bey ihm noch in der Wiege. Er schrieb nur der Tugend und dem Laster überhaupt die Eigenschaft der Schädelbildnerey zu, und hatte keine Ahnung davon, daß nicht nur jede besondere Tugend und jedes besondere Laster, sondern auch jede Fähigkeit ein eigenes Sinnwerkzeug habe. Wie sollte auch ein Mann, der mit den Geistern der Abgeschiedenen beständigen Umgang pflegt, noch Zeit übrig behalten, über das verlassene Gehäuse eben dieser Geister noch weitläuftige Untersuchungen anzustellen?

Uebrigens mag sich der Muthwille hüten, aus dem zufälligen Umstand, daß in dem Gehirn eines Geistersehers zugleich auch der Ge-

danke einer Schädellehre ausgebrütet wurde, boshafte Folgerungen zum Nachtheil der letzten Kunst zu ziehen.

II.

Klage einer abgesetzten Jahrzahl.

Die Gewohnheit mag ihre guten Seiten haben, für mich arme Zahl hat sie aber wenigstens eine sehr schlimme. Schon sind mehrere Tage verflossen, seit ich mein Amt als Jahrzahl feyerlich niedergelegt habe, und doch fahren eine Menge der gelehrtesten Herrn und der schönsten Frauen, troß der empfangenen Glückwünsche zum neuen Jahr, noch immer fort, einen Gebrauch von mir zu machen, den ich nicht anders als einen mir höchst verhaßten Mißbrauch nennen kann.

Es ist wahrlich ein eigenes Unglück, ein Unglück, das nur mir, einer armen gewesenen

Jahrzahl begegnen kann, von Leuten, die mit leichter Mühe Vater und Mutter, Weib und Kind, die berühmtesten Schriftsteller, den Messias und die Messiade, ihre heiligsten Pflichten, ja sogar den lieben Gott selbst vergessen, von diesen Leuten nicht vergessen zu werden.

Zwar weiß ich nur zu gut, welchen Werth die Meisten darauf legen, wenn sie einer Person, oder einer Sache eine Stelle auf der Tafel ihres Gedächtnißes einräumen, und ich wundere mich daher gar nicht, wenn Jeder, der noch in diesem Augenblicke einen unbefugten Gebrauch von mir macht, sich noch einbildet, seine Anhänglichkeit an mich gereiche mir zur größten Ehre, und müße mir also auch die größte Freude machen. Allein mit der Aufrichtigkeit einer Zahl, in welcher, wie in der Rechenkunst überhaupt, kein Falsch ist, muß ich bekennen, daß der Tag, der mich meines Amts überhob, der glücklichste meines Lebens war. Jedem, der schreiben gelernt hat, ist die Thatsache bekannt, daß ein volles Jahr die ganze

Welt nach Laune und Gutdünken mit mir schaltete. Schrieb die Justiz, oder die Arzneykunde ein Todesurtheil ohne mich? Mußte ich mich nicht für tausend Urkunden des Betrugs und der Arglist geduldig hergeben, ohne daß ich nur hätte roth werden können? Durfte ich dem Wahnsinn oder dem Aberwitz meine Dienste versagen? Gab es irgend eine nichtswürdige Flugschrift, außer etwa einem gehörnten Siegfried, oder einem Heft neuer, schöner weltlicher Lieder, auf welcher man mich vermißte? War ein Wechsel gültig, der meiner entbehrte? Haben mich nicht Buchhändler lügnerischerweise auf die Titel von Büchern drucken lassen, die schon zehn Jahre zuvor, ehe ich kam, Schmutzpapier waren? Wie viele gedruckte und geschriebene Schriften gibt es, in welchen Nichts wahr ist, als ich? Wurde ich in der Regel in einem Brief, wenn es nicht etwa der Liebesbrief einer Dame war, vergessen? Hat man mich nicht an neugebaute und erneuerte Häuser, und selbst auf Bierschilde und Kornsäcke geschrieben? Blieb

ich verschont, wenn man ein Weib, oder einen Mann nahm, eine Klagschrift, oder eine Dank-Zuschrift verfaßte, ein wahres, oder ein falsches Zeugniß ausstellte? Konnte irgend ein König eine allergnädigste Zuschrift an seine lieben und getreuen Unterthanen erlassen, ohne mich? Wo ist eine Zeitung, die nicht mich an ihre Spitze stellte? Hat nicht das Morgenblatt so gut, als der Freymüthige Verbindlichkeiten gegen mich? Gab ich nicht, ich berufe mich auf die größten Weinkenner, und auf die besten Weintrinker, dem Wein im Faß seinen Nahmen? Spielte ich im Handel und Wandel eine minder wichtige Rolle, als selbst das Geld? Mit einem Wort, jeder Tag hatte für mich seine eigene Plage, und wenn ich mich selbst Millionen Mahl vermehrte, so würde die Zahl nicht groß genug für die mir von den Menschen aufgelegten Frohndienste seyn.

So lange es mein Beruf nicht anders mit sich brachte, ertrug ich mit musterhafter Geduld, und ohne ein einziges Mahl, so oft ich auch

dazu berechtigt gewesen wäre, meinen Unmuth über gewiße Dinge laut werden zu lassen, was ein hartes Geschick mir aufgebürdet hatte. Aber ich müßte keine ehrliche Zahl, sondern eine wahre nichtswürdige Null seyn, wenn ich an dem Pranger, an welchem ich dreyhundert fünf und sechzig ewige Tage zu stehen genöthigt war, nur eine Minute länger, als ich schuldig bin, verweilte, und ich erkläre also den Zerstreuten, die mich noch immer nicht loslassen wollen, ein für alle Mahl, daß die Zeit meiner Schmach vorüber ist, und daß ich schlechterdings Nichts mehr mit den Menschen und ihrem Thun und Treiben zu schaffen haben will. Genug, daß künftige Geschichtschreiber sich das Recht nicht nehmen lassen, mich der Nachwelt zu vergegenwärtigen. Außer ihnen hat Niemand mehr eine Ansprache an mich, und wer sich meiner bedient, macht sich einer Ungerechtigkeit gegen mich, und einer Fälschung gegen seinen Nächsten zugleich schuldig. Man lese meinetwegen weder den längst seligen Jacob Böhm, noch des später se-

ligen Lavaters Aussichten in die Ewigkeit. Aber daß man mir zu Gefallen zuweilen einen Augenblick Gebrauch von seinem Kalender macht, oder auch nur an ihn denkt, glaube ich doch wohl von Leuten fordern zu dürfen, die meinem Daseyn es allein zu danken haben, daß sie ihre Geschäfte mit der gewohnten Ordnung vollbringen konnten: Man bilde sich einmahl ein, ich hätte dem Jahr, das meinen Nahmen führte, diesen verweigert, und man wird zittern und schwindeln vor den Folgen, die sich sogleich der schwächsten Einbildungskraft aufdringen. Was ist ein Jahr, das man nicht zählt? Ein Nichts, eine schrecklich leere Pause in der Zeit. Was soll man ferner mit den Menschen anfangen, die in keinem Jahre geboren sind? Und wie wollt Ihr Menschen begraben und beerben, deren Tod wenigstens im bürgerlichen Sinne, eine wahre Nichtigkeit ist, weil er statt fand, als es kein Jahr gab?

Macht aber auch die Pflicht der Dankbarkeit, wie gewöhnlich, keinen Eindruck auf Euch, so

sollten Ihr wenigstens Euren eigenen Vortheil bedenken. In welche Verlegenheiten würdet Ihr, zum Beyspiel, gerathen, wenn man Eure Versprechungen fürs künftige Jahr, unter Berufung auf die falsche Jahrzahl, jetzt schon gegen Euch geltend machen wollte, oder wenn durch gewiße Grundsätze, zu welchen Ihr Euch jetzt zum ersten Mahl, aber mit der unrichtigen Jahrzahl bekennt, Eure Handlungen vom vorigen Jahr verdammten. Ich öffne Euch hier ein weites Feld zu Betrachtungen, und könnte aus diesem Grunde auch hier meine Zuschrift am schicklichsten schließen, wenn nicht meine Gutherzigkeit mich nöthigte, von dem strengen Verbot meines fernern Gebrauchs eine kleine Ausnahme zu machen.

Jedermann weiß nähmlich, daß es Frauenzimmer gibt, die wenigstens zwanzig Jahre lang — zwanzig Jahr alt bleiben. Diese unvergänglichen und ewig jungen Schönen haben zu gute Gründe, zwanzig Jahre in eins zusammen zu schmelzen, als daß ich grausam genug seyn könnte,

auch ihnen den Dienst aufzukündigen, und ich ertheile Ihnen also hiemit die feyerliche Erlaubniß, nicht nur im Januar, sondern auch in den übrigen eilf Monaten des jetzt laufenden Jahrs sich meiner so unbefangen zu bedienen, als ob ich noch für die ganze Welt vorhanden wäre.

Je größer aber die Wohlthat ist, die ich ihnen erzeige, und je schwerer mir die Ausnahme von der Regel fällt, desto billiger werden sie es finden, wenn ich, um alle Unwürdige von der Erlaubniß auszuschließen, die ausdrückliche Bedingung beyfüge, daß Jede, die von ihr Gebrauch machen will, ihren mit der größten Schrift gedruckten Taufschein an die sämmtlichen Kirchthüren ihres Wohnorts anschlagen lasse.

III.

Verbesserung der Papiermacherkunst.

Von großer Wichtigkeit für die schreibende Menschheit ist die Erfindung des Papiermachers Illing, zu Erbach, im Odenwalde, Papier in der Masse zu leimen und zu färben. Eine andere Kunst, die Kunst, geleimtes Papier in Masse zu beschreiben, ist längst erfunden. Aber der Erfinder hat sich nicht verewigt, und die Leute, welche seither von seiner Kunst Gebrauch machten, sollen, wenn man gleich sehr gelehrte Männer unter ihnen zählt, ebenfalls wenig Hoffnung dazu haben.

IV.

Schrift gegen weibliche Schriften.

1.

Ich wundere mich schon darum, daß das schöne Geschlecht sich herablassen mag, Bücher zu schreiben, weil keine Art der Oeffentlichkeit sich mit der weiblichen Würde verträgt. Es ist schlechterdings kein Ruhm für die Frauen, berühmt zu seyn.

2.

Die morgenländische Erzählerinn und Sultaninn Scheherazade hat eine Menge Schwestern in Deutschland, die den mächtigsten, strengsten und unbarmherzigsten aller Sultane, das Publi-

kum, mit Romanen und Mährchen nicht aus dem Schlaf heraus, sondern in ihn hinein erzählen. Aber leider machen ihre Erzählungen weniger Glück, als Tausend und Eine Nacht, und oft haben sie kaum die erste vollendet, wenn der Sultan bereits Befehl zu ihrer Hinrichtung gibt.

3.

Eine Frau, die sich dem Dichten ergibt, entfernt sich wenigstens mit dem Geist von ihrem Manne, und sollte dieser also nicht wegen böslicher Verlassung eine Ehescheidungsklage gegen sie anstellen können?

4.

Die unglückliche Entwicklung des berühmten Romans der berühmten Frau von Stael, der Corinna, hat mir immer von ächter Weiblichkeit zu zeugen geschienen. Die Verfasserinn, obgleich selbst der Schriftstellerinnen eine, wagte es doch nicht, ihre dichtende Heldinn — einem Manne zu geben.

5.

Sollte man nicht die Frauenzimmer, die den Helikon erklettern, mit einem Wort aus der französischen Staatsumwälzung den Bergverein des weiblichen Geschlechts nennen? Wenn man schon den Schriftstellern den Ehrgeiz und die Herrschsucht der Jakobiner zur Last legt, was soll man von den Schriftstellerinnen sagen? Daß nahmentlich diejenigen, an welchen zuweilen eine sapphische Odenwuth bemerkt wird, zugleich auch rachsüchtig sind, kann Jeder erfahren, der unvorsichtig genug ist, es mit ihnen zu verderben. Und wer steht dafür, daß wenn sie aufs Aeußerste gebracht werden, man sie auch noch, trotz dem ärgsten Jacobiner, als blutdürstig kennen lernt? Ihre Aehnlichkeit mit den französischen Freiheitshelden beruht also nicht bloß auf dem Nahmen, und sie sind ihnen nur darin unähnlich, daß sie, wie es scheint, nicht aussterben wollen.

6.

Der unglückliche Ehemann, Orpheus, hat be-

wiesen, daß ein Mann seine Frau, wenn er ernstlich will, selbst aus der Tiefe der Hölle wieder heraufführen kann. Aber versuche es einmahl Einer, die seinige von der Höhe des Parnasses wieder zu sich herabzuziehen! Eine solche in das Schattenland des Ruhms entflohene Unsterbliche will schlechterdings Nichts mehr von unserer Welt der Küchen und der Keller, der Spinnrocken und der Stricknadeln wissen.

7.

Die Schönen, die sich der Feder widmen, sollten schlechterdings einen ewigen Jungfernstand geloben. Wie können sie noch einem Manne ihre Hand geben, die sie bereits dem Publikum zum Eigenthum gewidmet haben?

8.

Schwerlich werden sich jemahls Männer von richtigem Gefühl mit der weiblichen Schriftstellerey aussöhnen. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer soll ein schöner Körper, aber kein schöner Geist seyn, und Leute, die es verantworten mö-

gen, behaupten daher, ein weiblicher schöner Geist sey selten ein schöner, und oft nicht einmahl ein schön gekleideter Körper, und zuweilen sey er auch keine schöne Seele.

V.

Der Egoismus.

Das Morgenblatt setzte einst einen Preis von fünfzig Dukaten für die beste Satyre auf den Egoismus aus, und verdient dafür den Vorwurf, es habe einen Preis auf den Kopf des ganzen menschlichen Geschlechts gesetzt. Wer ist frey von Egoismus? Und macht sich nicht der Schriftsteller desselben am meisten schuldig, der erstens einen Preis von fünfzig Dukaten gewinnen will, und zweytens sich für das Ich hält, welches die beste Satyre auf den Egoismus schreiben könne? Der Preis würde also selbst einem der größten Egoisten zu Theil geworden seyn, und ein Bewerber hätte seine Preisschrift

nicht schicklicher beginnen können, als mit diesem Geständniß. Da übrigens zwar eine der eingesandten Satyren die beste, aber weil kein Preis ausgetheilt wurde, keine gut war: so bestätigte sich auch bey dieser Gelegenheit zu unserer Ehre die alte Bemerkung, daß kein Volk von der leidigen Spottsucht und der spottenden Selbstsucht so frey ist, als das deutsche. Freylich wird es nicht an Leuten fehlen, die mir entgegen halten, wir hätten allerdings den Hang und die Bosheit, uns über einander auch in Schriften lustig zu machen, und nur die Gabe, auf eine geschickte Weise unsern Nächsten dem Gelächter Preis zu geben, sey uns versagt. Aber wenn ich auch diese kühne Behauptung nicht ganz verwerfen will: so ist und bleibt es doch eine Thatsache, daß sich alle Poeten in Deutschland nicht einmahl durch einen goldenen Klingelbeutel herbeylocken ließen, um ihren armen selbstsüchtigen Nächsten durch preiswürdige Spottgedichte zu betrüben.

VI.

Die Pulver-Erfindung.

Dieser Mensch hat das Pulver nicht erfunden! pflegt man von einem einfältigen Tropf zu sagen. In der That ein erbauliches Sprichwort! Lieber möchte Herr Campe sagen: Der Mensch hat das Spinnrad, oder die Braunschweiger Mumme nicht erfunden! Oder ist wirklich in Euren Augen die Erfindung des Pulvers der Triumph des menschlichen Verstands, und vielleicht noch obendrein des menschlichen Herzens? Und wollt Ihr dem Mönch Schwarz noch vor dem Mönch Luther ein Denkmahl errichten? In diesem Falle wäre ich begierig,

zu welchem Beytrage sich die neu zu erbauende Stadt Leyden unterzeichnen würde. Doch was braucht ein Mann ein Denkmahl, dem man mit Recht nachrühmen muß, er habe noch täglich den größten Antheil an der Entscheidung unserer Welthändel, und sein Donner sey es, der mehr Menschen im Zaum halte, und mehr zerschmettere, als der Donner des furchtbaren Jupiters? Wie würde der Bescheidenste sich brüsten, der sich einer solchen Wichtigkeit bewußt wäre, und ich meines Orts hätte schon an der Ehre genug, wenn ich der Kanonen und anderer Feuerschlünde, die bis zum jüngsten Tage die Herolde meines Ruhms seyn müßen, nicht zu gedenken, bey jedem Feuerwerke, das abgebrannt wird, mit stolzem Gefühl zu mir selbst sprechen könnte: Würden diese Raketen sich zischend in die Luft erheben, würden diese Kugeln leuchten, würden diese Schwärmer schwärmen, würden diese Räder Sterne sprühen, wenn ich nicht wäre? Brennt also das Ganze nicht durch mich, und also mehr zu

meinem Triumph, als zum Triumph des Königs, oder der schönen Königinn, welchen es die Furcht, oder die Ehrfurcht, oder die Liebe, oder die Schmeicheley ihrer Unterthanen gewidmet hat?

VII.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Einleitung.

Wäre ich der Leser dieser Schriften, statt daß ich leider nur der Schreiber derselben bin, ich würde das Gedenkbuch und seine Sprüche völlig überschlagen. Nirgends stößt man seltener auf Schmeicheleyen als in Epigrammen und — Denksprüchen, und ihre Kürze erlaubt den Leuten nicht einmahl, über der Sittenlehre, die besonders von den letzten bald offen, bald versteckt gepredigt wird, einzuschlafen. Weg also mit den Schriftstellern, den poetischen, wie den

prosaischen, welche die Worte zu sparen pflegen! Selten führen sie bey ihrer lacedämonischen Sitte etwas Gutes gegen die Leser im Schilde. Der Kürze darf man sich höchstens befleißen, wenn der Stoff, auf den man schreibt — ein Stein ist. Und haben nicht auch in diesem Falle sinnreiche Männer höchstrühmliche Ausnahmen zu machen, und auf dem kleinen Raume viele Worte und ganze Lebensläufe anzubringen gewußt?

2.

Schriftstellerische Fruchtbarkeit.

Könnte man nicht manchen Schriftsteller in der Tinte ersäufen, die er in seinem Leben verschrieben hat? Ob man nicht manchen in der, die er noch zu verschreiben droht, ersäufen sollte, ist eine Frage, in deren Beantwortung ich dem geneigten Leser nicht vorgreifen will.

3.

Der Teufel.

Ich habe Nichts gegen den Teufel, als daß er nicht die Teufel hohlt.

4.

Gefallsucht.

Nur zu leicht glaubt man von Frauenzimmern, die zu sehr gefallen wollen, daß sie zugleich auch fallen wollen.

5.

Verleumdungen.

Selten werden Verleumdungen geglaubt, und sie schaden daher dem Verleumdeten nur bey den Leuten, denen es um einen Vorwand, ihm ihre Gunst zu entziehen, zu thun ist, und die sich des Verleumders vor dem Richterstuhl ihres eigenen Gewissens wie eines falschen Zeugen vor dem öffentlichen Richter bedienen.

6.

Die Goldräuber und Golddiebe.

Die Europäer stehlen einander das Gold, und hängen einander dafür auf. Aber die großen Diebe, die nach Peru schifften, um es in Masse zu stehlen, blieben, wie in der Regel alle großen Diebe, ungehängt, da sie keinen Europäer bestahlen. Nur die Geschichte bekümmerte

sich Nichts um ihre Freybriefe und Bestallungen, und hat ihre Nahmen mit unauslöschlicher Schande gebrandmarkt.

7.

Väter und Ehemänner-Gebet.

Die Väter und die Ehemänner haben Ursache täglich zu seufzen: Der die Lilien auf dem Felde kleidet, möchte er doch auch die lebendigen Röschen und andere kostbare Blümchen kleiden, die in unsern geheizten und ungeheizten Zimmern blühen, und – herumlaufen, und uns, so oft es ihnen einfällt, den Kaufmann und den Schneider über den Hals schicken!

8.

Bestrafung des Selbstmords.

Ihr wollt den Selbstmord bestrafen? Womit? Könnt Ihr die Todten erwecken, und sie zwingen, fortzuleben? Diese Strafe wäre die einzige angemessene für den Selbstmörder, und da sie nicht in Eurer Gewalt steht, so laßt unmaßgeblich das Gericht über die Leute, die sich erhängt, oder erschossen haben, den drey be-

rühmten Urtheilsprechern der Unterwelt, Minos, Aeakus und Rhadamant.

9.

Der singende Alexander.

Schämst Du Dich nicht, daß Du so schön singst! rief der zürnende Philipp von Macedonien seinem Sohne Alexander zu. Wie die Geschichte uns erzählt, trieb der theure Sohn in der Folge Dinge, bey welchen das väterliche: Schämst Du Dich nicht! noch ungleich besser angebracht gewesen wäre.

10.

Schlechte Schriftsteller und schlechte Leser.

Gibt es Schriftsteller, die nicht schreiben, so gibt es dafür auch Leser, die nicht lesen können. Beyde sind für einander geschaffen, und man spare also die vergebliche Mühe, die ersten zum schweigen bringen zu wollen, wenn man nicht zugleich auch das Geiheimniß besitzt, den letzten zu verschaffen, was ihnen fehlt.

11.

Die neuen Griechen.

Unsere neuen Griechen könnten sich glücklich schätzen, wenn man sie wenigstens so lange auslachte, als man die alten schon bewundert. Aber eine Narrheit darf wenigstens nicht langweilig seyn, wenn sie auf Unsterblichkeit Anspruch machen will.

12.

Strafe gewißer Frauenzimmer.

Gewißen Ehrfurcht gebiethenden Frauenzimmern, die es einem armen Mädchen nicht verzeihen können, daß es vor der Hand nur ein Mahl, und nicht zwey Mahl zwanzig Jahre zählt, würde ich zwingen, auf öffentlichem Markt ihren ächten Taufschein abzulesen, und nur denjenigen, die älter wären, als vierzig Jahre, würde ich, um sie nicht gar zu hart zu strafen, erlauben, zehn davon zu verschweigen.

13.

Die Stümper.

Der berühmte, und durch seinen Ruhm fast

abgenutzte Spruch: Auch ich bin ein Mahler! den unsere heutigen Stümper in allen sieben freyen Künsten so gern auf sich anwenden, klingt in ihrem Munde gerade so, als wenn ein Tanzbär zum Vestris sagte: Auch ich bin ein Liebling der Terpsichore!

14.

Die Philosophen.

Könntet Ihr auch den Socrates und den Plato aus ihren tausendjährigen Gräbern ins Leben zurückrufen, die Freude würde von kurzer Dauer seyn. Die alten Graubärte würden sich über gewißen Leuten, die man heut zu Tage Philosophen nennt, in der ersten Stunde ihres neuen Daseyns zu Tode schämen.

15.

Die poetischen Todesarten.

Wenn das Publikum gute Poeten Hunger sterben läßt, so sollte es von Rechtswegen die schlechten, um doch auch diese aus der Welt zu schaffen, zu Tode — füttern.

16.

Satyrische Preisschriften.

Wie kann man einen Preis auf Satyren setzen, da es doch, wie Juvenal aus eigener Erfahrung versichert, schwer ist, keine zu schreiben?

17.

Die Sündfluth.

Ich wünsche dem heutigen Menschengeschlecht keine Sündfluth. Aber wenn je die Erde mit Sündern bevölkert seyn muß, so wünsche ich ihr diejenigen zurück, die in der Sündfluth ersäuft wurden.

18.

Wohlfeile Liebe.

Dem Spruche des weisen Horaz, nach welchem man sich nicht zu schämen braucht, wenn man ein artiges Mädchen von niedrigem Stande liebt, könnte man zum Besten unserer heutigen deutschen Modewelt folgende freye Nachahmung an die Seite setzen: Es ist besser, man

liebt eine Putzmacherinn, als eine Putzträgerinn.

19.

Die poetische Zeit.

Ist unsere Zeit nicht eine rein-poetische? Selbst die Sitten der Karrenschieber sind Poesie geworden, und heißen jetzt göttliche Grobheit.

20.

Das Paradies.

Sagt, was Ihr wollt, die Erde ist ein wahres Paradies. Es wimmelt von Even auf ihr, und jede Eva hat wenigstens Eine Schlange, von der sie sich verführen läßt.

21.

Gelehrter blinder Lärm.

Nichts ist gewöhnlicher in der gelehrten Welt, als ein blinder Lärm, den Blinde über Blinde erheben.

22.

Luther auf der Bühne.

Daß man in unsern Tagen das Angedenken

des unsterblichen Kirchen=Verbesserers und Glaubens=Reinigers Luther auf der Bühne entweiht, ist der größte Beweis, wie nöthig uns auch ein Bühnen=Verbesserer und Schauspiel=Reiniger wäre. Gerechter Himmel! Ein Luther auf dem Platz, wo man ausgepfiffen werden kann, und ein Luther, der von Rechtswegen ausgepfiffen zu werden verdient!

23.

Lob der Vergangenheit.

Das kommende Geschlecht wird schwerlich noch sich einen Begriff von den Leuten machen können, die ein alter römischer Dichter Lobredner der zurückgelegten Jahre nannte. So albern auch ein Theil unserer heutigen Jünglinge ist, so kann ich ihnen doch unmöglich zutrauen, daß sie als Greise der jetzigen Zeit eine Lobrede halten werden.

24.

Mangel an Satyren.

Daß wir weder einen Virgil, noch einen Horaz haben, über diesen Mangel kann ich mich

nicht wundern. Aber wer löst mir das Räthsel, daß es uns auch an einem Juvenal gebricht? Sind etwa, wie unsere heutigen Schriften noch unter dem Tadel sind, unsere heutigen Thaten noch unter der Satyre?

25.

Das unentbehrliche Schwert.

Fleht immerhin zu den Göttern, Ihr Poeten! daß jedes Schwert zur Pflugschar umgeschaffen werde. Nur rathe ich Euch aus guten Gründen, wenigstens das Schwert des Henkers auszunehmen.

26.

Entbehrliches Lesen.

Wenn man Nichts zu lesen hätte, als den größern Theil der in unsern Tagen erscheinenden Schriften, es verlohnte sich wahrlich nicht mehr der Mühe, lesen zu lernen.

27.

Das schlimme Heilmittel.

Ich danke dem Himmel, daß gewiße neue Schriften kein Heilmittel gegen Krankheiten sind.

Ich würde entweder ohne Arzney, oder wenn ich sie nähme, an Ekel vor der Arzney sterben.

28.

Der gute Nahme nach dem Tode.

Das Gebot, von den Todten Nichts als Gutes zu reden, ist eine Sittenlehre für — die Grabsteine. Indessen beweist der Spruch doch, daß den Menschen ihr guter Nahme nach dem Tode lieber ist, als im Leben.

29.

Die schlechte Waare.

Die schlechteste Waare ist zuverläßig diejenige, die man nicht anders benutzen kann, als wenn man sie — weggibt, und diese Waare ist das Geld. So lange wir es unser nennen, was besitzen wir anders, als — Nichts?

30.

Unnützes Lernen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß wir Schulen hätten, worin man zu verlernen gelehrt würde, was man in manchen andern Schulen gelernt hat. Für manche Dinge ist die Welt eine sol-

che Schule. Aber das Lernen in ihr kommt die Schüler ein wenig theuer zu stehen.

31.

Das Sprechen von der Tugend.

Schiller sagt von der Tugend:

„ . . . ich wollte, wir übten sie Alle,
Und so spräche, wills Gott, ferner kein Mensch mehr davon.“

Es wäre doch Schade um die schönen Gespräche von der Tugend auf Kanzeln und Kathedern, in Gesellschaften und in Büchern. Ich denke also, wir halten es, trotz dem Verbot des grämlichen Dichters, wie bisher, und lassen die Tugend ungeübt, um ferner von ihr sprechen zu können.

32.

Asträa.

Als Asträa die Welt verließ, und sich in den Olymp zurückzog, hätte sie wenigstens die Satyre herabsenden sollen, um ihre Stelle zu vertreten.

33.

Die Kluggepriesenen.

Manche Leute werden, ohne daß man ihnen schmeicheln will, für klug ausgeschrieen, die selbst am Besten wissen, daß sie es nicht sind. Was müssen diese von ihren Lobrednern denken? Doch wohl nichts Anderes, als daß man sie selbst nicht für klug ausschreyen kann?

34.

Tugendhaß.

Selbst die besten und edelsten Menschen sind nicht so gut und edel, oder wenigstens nicht so stolz, als sie seyn sollten. Wären sie es, sie müßten, wenn man sie auch nicht mit Gewalt aus der Welt schafft, wenigstens verhungern. Die Tugend ist so verhaßt, daß man wenigstens eine kleine Untreue an ihr begehen muß, wenn man in der Welt geduldet seyn will.

35.

Der Stolz.

Man predige, wenn man will, gegen Alles, selbst gegen die Tugend, nur nicht gegen den

Stolz. Ohne ihn gibt es gar keine Tugend, und nur er unterscheidet den sittlichen Menschen von den Bestien. Doch selbst diese sind nicht ohne Stolz. Daß übrigens nur die Hochmüthigen hier nicht eine Schutzrede für ihr Laster zu finden, sich einbilden! Der Hochmuth ist mit dem Stolz nicht näher verwandt, als der Orang-Utang mit dem Menschen.

36.

Unselige Berührung.

Es ist ein doppeltes Unglück, wenn ein elender Schriftsteller sich eines anziehenden und fruchtbaren Stoffs bemächtigt. Nicht genug, daß er unter seinen Händen zu Grunde geht, er wird durch ihn auch jedem berufenen Bearbeiter entleidet, und man betrachtet ihn wie eine Sache, die ein Aussätziger berührt hat.

37.

Der Krieg und die Musen.

Man glaubt dem Krieg durch den bekannten Spruch, daß er den Musen Stillschweigen auferlegt, oder mit andern Worten durch den Vor-

wurf, er mache das Meßverzeichniß dünner, einen großen Schandflecken anzuhängen. Mich dünkt aber, man sollte die Waffen segnen, wenn sie das Wunder zu Stande bringen, daß die verrückten Hexen, von welchen in unsern Tagen manche deutsche Poeten ihre Begeisterung empfangen, wenigstens für einige Messen verstummen.

38.

Das Faustrecht.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man sich einbildet, das Faustrecht sey jemahls auch nur für eine kurze Frist abgeschafft, oder doch, wie die Habeascorpusacte der Engländer für eine gewiße Zeit außer Wirkung gesetzt gewesen. Es hat sich nur, wie Alles, ein wenig nach der Mode bequemt. Immer aber ist es noch die stärkste Faust, die am Ende Recht behält, und Jeder prüfe also die seinige zuvor sorgfältig, ehe er sich in irgend einen Kampf einzulassen wagt.

39.

Lügen und Lügner.

Beynahe jedes Laster kann sich leichter, wenigstens für Augenblicke, Achtung verschaffen, als das Lügen, und eben daher sind stolze Menschen selten Lügner, weil sie die Verachtung fürchten, die jeden Unwahren trifft. Hang zum Lügen ist übrigens nur selten mit Bosheit, immer aber mit Unverstand verbunden.

40.

Die Bücherrichter.

Sind manche Schriftsteller Schafe, so sind manche Bücherrichter Wölfe, und die Wölfe sind grausam hungrig.

41.

Widersprüche.

Ich kenne keine unglücklicheren Wesen, als manche Glückliche, keine ärmeren Teufel, als manche Reiche, keine ruchloseren Bösewichte, als manche Fromme, keine größern Thoren, als manche Weise, keine feigeren Memmen, als manche Helden, keine ärgeren Betrüger, als

manche ehrliche Leute, keine ausgemachtern Dummköpfe, als manche Schlauköpfe, keine platteren Prosaisten, als manche Poeten, und keine häßlicheren Geschöpfe, als manche Schönen.

42.

Unsterblichkeit der Narren.

Ich weiß gar nicht, wozu die Narren auf eine Unsterblichkeit der Seele Anspruch machen. Hoffentlich werden sie doch nicht in jener Welt die alten Narren bleiben wollen? Und werden sie weise, so ist es ja um ihre Persönlichkeit geschehen, und sie sind also so gut als gar nicht mehr vorhanden.

43.

Der müßige Henker.

Ein deutscher Epigrammendichter hat dem Henker den Rath gegeben, sich selbst aufzuknüpfen, weil er die Schurken nicht mehr hängen dürfe. Warum hängt der Narr nicht die ehrlichen Leute? Es würde kein Hahn darnach krähen. Aber freylich würde er auch bey diesem

Geschäft die Hände bald wieder in den Schooß legen müssen.

44.

Der Teufel und die neuen Fauste.

Man weiß, mit welchen schweren Diensten der Teufel die Seele des berühmten Doctor Faust erkaufen mußte. Muthete ihm sein übermüthiger Bundsgenosse nicht zu, die Straße vor seinem Reisewagen zu pflastern, und hinter demselben seine Arbeit immer wieder zu zernichten? In unsern Tagen kann der schwarze Höllenfürst Doctor-Seelen aus allen vier Gelehrten-Innungen zu Hunderten unter weit billigern Bedingungen bekommen.

45.

Die Scham.

Es macht der Scham die größte Ehre, daß sie nirgends mehr zu finden ist. Sie hat ihren Beruf redlich erfüllt, und sich zu Tode geschämt.

46.

Die Welt und die Hölle.

Leute, die sich recht von Herzen über die Welt ereifern, pflegen sie eine Hölle zu nennen. Vermuthlich wird die Hölle selbst von ihren mißvergnügten Einwohnern eine Welt genannt.

47.

Die Mystiker.

Wenn der Teufel sich alle Ungläubigen zueignen will, so sollte man ihn zwingen, zu jedem derselben einen unserer heutigen gläubigen Mystiker nach der Mode in den Kauf zu nehmen. Ich wette, er würde gern seinem Recht auf einen Voltaire entsagen, um sich nur nicht mit einem bekannten neubekehrten Trauerspiele dichtenden Pater von der Hölle auslachen zu lassen.

48.

Der Witz.

Der Witz hält ungleich bessere Ordnung in der Welt, als der Verstand, und gewiß gehen weit mehr bekehrte Sünder von einem Schau-

spiele hinweg, als von mancher Predigt. Mag er auch zuweilen ein wenig ungerecht seyn, so ist es doch mit einer so guten Art, daß der verlierende Theil selbst mit Lachen von seinem Richterstuhle hinweggeht.

49.

Die Geschwindschreiber.

Warum sucht man, wenn man einen Geschwindschreiber nöthig hat, ihn nicht da, wo er gewiß zu finden ist, unter den Romanen- und Schauspieldichtern? Das Publikum weiß diesen guten Leuten für ihre Fertigkeit gar wenig Dank, und würde gern jedesmahl ein Dutzend von ihnen gegen einen einzigen Langsamschreiber austauschen.

50.

Das Verzeihen.

Mit Unrecht legt man den Menschen Unversöhnlichkeit zur Last. Sie verzeihen einander nur zu viel, und dieses Verzeihen erzeugt immer wieder neues Unrecht. Würde jede Beleidigung auf der Stelle vergolten, und keine ver-

ziehen, die Menschheit würde sich zuverläßig unendlich besser befinden. Wem dringt sich bey dieser Bemerkung nicht unwillkührlich der Gedanke an den Zweykampf auf, der offenbar von dieser Seite in einem Nichts weniger als ungünstigen Lichte erscheint?

51.

Riesenkämpfe.

Der Kampf mit den Riesen und Drachen hat ein Ende, weil die Bekämpften glücklich ausgerottet sind. Aber noch trotzt die unsterbliche Hyder, die man Laster nennt, ach! und die Ritter, die sie zu bekämpfen wagen, sind eine so seltene Erscheinung, als weiland der edle Don Quixote von Mancha, und werden, wenn sie sich blicken lassen, auch als Don Quixoten verspottet.

52.

Die Lichter.

Ich habe Nichts dagegen, daß mancher Bücherschreibende Held des Tags ein Licht genannt wird. Aber ich bin gewiß, die Zeit ist nicht mehr fern, wo eins dieser Lichter um das an-

dere, die ohnehin jedes Kind ausblasen kann, von selbst erlöschen wird.

53.

Deutsche Barbarey.

Die Deutschen wurden einst von den stolzen Römern Barbaren genannt. Welche großen Augen würden unsere eingebildeten Landsleute, wenigstens diejenigen unter ihnen, die sich noch eines zarten Alters erfreuen, und der Welt ihre jugendliche Weisheit in Schriften mittheilen, welche große Augen, sage ich, würden diese machen, wenn die nähmlichen Römer wiederkehrten, und sie noch immer Barbaren nennten.

54.

Das Irren.

Irren ist menschlich, sagt das Sprichwort. Man muß gestehen, daß diese Menschlichkeit je länger, je weiter getrieben wird.

VIII.

Die Jugend-Erinnerung.

Ein Mensch, der schon erwachsen die Welt beträte, würde eine große Glückseligkeit entbehren, weil ihm die Erinnerung an die Kindheit fehlte. Ich möchte behaupten, dieses unaussprechlich süße Gefühl sey süßer, als die Kindheit selbst, und wer reines Herzens genug ist, mit der Erinnerung an die Kindheit den Gedanken an den Tod zu verbinden, kann sich rühmen, daß ihm schon auf der Erde ein Vorschmack des Himmels zu Theil geworden sey. Das Glück lächelt dem Menschen nur selten in der Gegen-

wart, aber desto freundlicher aus der Vergangenheit und aus der Zukunft, und der Unglücklichste, dessen Lebenshimmel stets in die düstersten Wolken verhüllt war, ihm ist doch Ein Glück verliehen. Er war einst ein Kind, und der Gedanke an die Kindheit, welche Schätze kann er ihm nicht ersetzen, welche Leiden ihm nicht versüßen! Machte ihm nicht die Wiege einst dem König gleich, und wird nicht das Grab ihn diesem wieder gleich machen? Mit einem Wort. Die Kindheit ist ein Glück in der Nähe und in der Ferne, in der Gegenwart und in der Zukunft, für den Armen, wie für den Reichen, und gewiß für den Armen ein höheres, als für den Reichen. Von ihrem Beginnen ist sie ein süßer Traum, der zwar später von seiner Lebhaftigkeit verliert, aus dem wir aber durch unser ganzes Leben nicht erwachen.

Gewährt uns aber die Kindheit selbst in der Erinnerung mehr Glückseligkeit, als das spätere Leben in der Gegenwart, was kann uns ent=

schuldigen, daß wir diesen Wink der Natur nicht achten, und an Einfalt, Unschuld, Liebe und Herzlichkeit ewige Kinder bleiben?

IX.

Die ausgegrabenen Alterthümer.

Man hofft große Schätze von den verlorenen Schriften der Alten aus den Trümmern der verschütteten Städte Pompeji und Herkulanum ans Licht zu ziehen. Möchte der schönste Erfolg die Hoffnungen und Wünsche der Freunde der Wissenschaften und der Künste, des Schönen und des Guten krönen! Aber als ein Freund des deutschen Vaterlands kann ich den doppelten Wunsch nicht unterdrücken, daß der Himmel Jede und selbst die kleinste deutsche Stadt vor dem Verschüttet werden, und sollte je einer oder der andern dieses traurige Schicksal bestimmt seyn,

vor dem noch größern Unglück, dem Ausgraben nach Jahrtausenden bewahren möge. Soll noch die späteste Nachwelt ein unbarmherziges Gericht über uns ergehen lassen? Sollen die längst begrabenen Werke der Bave und Mäve unserer Tage, nachdem so lange Gras über ihnen gewachsen war, ihren unschuldigen Zeitgenossen aufs Neue Schande machen? Soll Manches, was die Geschichte weislich und vielleicht aus Barmherzigkeit verschwieg, durch verrätherische Schaufeln an die Nachkommenschaft verrathen werden? Sollen Tausende, von welchen die Welt das Beste, nähmlich Nichts wußte, noch an den Pranger gestellt werden, wenn ihr Staub längst in alle vier Winde zerstreut ist? Sollen wir noch der Spott künftiger Geschlechter werden, wenn kein Spott uns mehr bessern kann? Soll manche schöne Lüge von der hellen Aufklärungssonne, die uns leuchtete, und uns beynahe blind gemacht hätte, an den Tag kommen, nachdem sie und uns längst die tiefste Nacht bedeckt hat? Soll dieses oder jenes deutsche Athen durch aus-

gegrabene verzweifelte Urkunden als ein deutsches Abdera wieder aufleben? Sollen wir nicht hoffen dürfen, daß unsere Streichelkunst und unser Glauben an magnetisches Schlafweissagen und Todesverkündigen den hoffentlich klügern Enkeln ein Geheimniß bleiben?

Doch wer vermag alle traurigen Folgen zu zählen, die wir für unsern Ruhm zu fürchten hätten, wenn die Nachwelt durch ein ausgegrabenes deutsches Herkulanum zu einer deutlichern Anschauung unsers heutigen Treibens gelangte, als die wenigen Schriften, die bis zu ihr vorzudringen vermögen, ihr gewähren können? Und doppelt glücklich haben wir uns also zu preisen, daß keiner unserer Berge in eine solche Wuth und Hitze zu bringen ist, daß er — Feuer speyt, und daß kein deutsches Erdbeben die Unbescheidenheit weiter treibt, als daß es uns die Trinkgläser von den Schränken wirft, oder die Suppe auf dem Tisch ein wenig verschüttet.

X.

Wirthschaftlichkeit der Europäer.

Was theils der Menschlichkeit wegen, theils aber und vorzüglich aus Haushaltungs-Gründen am wenigsten in der Küche verbraucht und aufgegessen zu werden taugt, sind — die Menschen, und man kann daher unmöglich eine gute Meinung von dem Verstand der Cannibalen und ähnlicher barbarischen Völker haben, die von einem Menschen, den sie lebendig zu fangen so glücklich sind, keinen andern Gebrauch zu machen wissen, als daß sie ihm das Hirn einschlagen, und ihn an den Spieß stecken, oder oft auch bloß das Letzte, ohne das Erste thun.

Was würde man sagen, wenn Jemand einen kostbaren arabischen Hengst, oder auch nur eine Stute von edler englischer Abkunft schlachtete? Und hat ein Mensch auch nur im Handel nicht einen wenigstens dreyfach höheren Werth, als das trefflichste Pferd? Wahrlich, ich sehe gar nicht ein, warum nicht längst dieses oder jenes kaufmännische Volk die Menschen, deren es sich jährlich bemächtigt, in die Mastung genommen, und an die Schlächter verhandelt hätte, wenn es nicht besser zu rechnen verstände, als die Cannibalen. Ist es nicht unverantwortlich, einen Menschen zu fressen, der seinem Herrn seine Zucker- und Reisfelder bauen, und gar Gold für ihn graben kann? Ein Anderes ist es, wenn einem Neger ein Arm, oder ein Fuß fehlt, oder sonst ein Gebrechen ihn zur Arbeit unfähig macht. In diesem Falle wird es dem Manne, der ihn ehrlich gekauft und bezahlt hat, auch wenn er ein Europäer ist, billiger Weise Niemand verdenken können, wenn er mit ihm eben so wie mit

dem Stier verfährt, der zum Pflügen nicht mehr taugt.

Je mehr es Sitte wird, uns troz unserer gerühmten Verfeinerung, Unterdrückung, Grausamkeit und Habsucht, und überhaupt die niedrigsten Leidenschaften vorzuwerfen, desto mehr ist es Pflicht, Züge, aus welchen unsere Menschlichkeit eben so sehr, als unsere Klugheit hervorleuchtet, mit Fleiß zu sammeln, und zur Schande der vielen Feinde, die wir leider in unserem eigenen Geschlecht haben, öffentlich bekannt zu machen. Zwar sehe ich zum Voraus, daß diese Eiferer sich ihre Vorurtheile gegen ihre nicht immer in ihrem Geist handelnden Brüder nicht so leicht nehmen lassen werden. Aber mögen sie fortfahren, zu klagen und zu schelten. Ich werde Jeden, der über gewiße sogenannte schwarze, ganzen Völkern zur unauslöschlichen Schande gereichende Handlungen ein Zetergeschrey erhebt, mit kaltem Blute fragen: Wenn hat jemals ein Europäer einen Menschen gefressen?

XI.

Die Menschenliebhaber.

Man möchte wohl einige Ursache haben, über zu wenig Menschenliebe in der Welt zu klagen. Mangelt es uns aber sehr an der Sache, so haben wir einen desto größern Ueberfluß an dem Wort. Wer spricht nicht von Menschenliebe, und verletzt eben dadurch diese Pflicht, indem er seinem geliebten Nächsten Eckel und Verdruß erregt? Wer hat Geduld genug, das Geschwätz von Liebe, von welcher Art sie auch seyn mag, anzuhören? Und wer kann sich des Lachens erwehren, wenn dieser oder jener Pinsel sich hinstellt, und der ganzen Menschheit, vom König

bis zum Kohlenbrenner herab, allen hohen und niedern Häuptern, allen Prinzen und Prinzessinnen, den Nonnen in den Klöstern, und den Pariser Fischweibern, dem allerchristlichsten König, und dem allerunchristlichsten türkischen Kaiser, dem Papst und dem Dey von Algier, mit Einem Wort, dem Henker und seiner Großmutter eine Liebeserklärung macht? Was ist der Menschheit überhaupt mit der Menschenliebe gedient? Der arme Mensch hat genug zu thun, die Leute zu lieben, die er mit der Hand erreichen kann, und ich fürchte, Eure meisten Menschenliebhaber sind bloß darum so voll guten Willens, die Menschen zu lieben, damit sie dem Menschen keine Liebe erzeigen dürfen. Man streiche also ohne Bedenken die Menschenliebe aus dem Verzeichniß der Tugenden aus, und setze sie mit ihrem Gegensatze, dem Menschenhaß, in das Verzeichniß der leeren Redensarten. In der That ist auch dieser beynahe noch mehr zu belachen, als jene, und ich kann unmöglich eine gute Meinung von

dem Verstand der Poeten und gewißer Sittenrichter haben, die mit großem Ernst und Eifer gegen dieses in ihren Augen höchst furchtbare Gespenst zu predigen pflegen. Zittert der Elephant vor der Mücke; und ist es nicht noch tausendmahl lächerlicher, wenn man ein ernsthaftes Wort an einen armen Tropf verliert, der, wenn er vielleicht einmahl nicht gut verdaut, ein Mädchen ihm ihre Schwüre nicht gehalten, oder eine Base ihn enterbt hat, dem ganzen menschlichen Geschlecht seinen unmächtigen Haß ankündigt?

Da ich einmahl von Menschenliebe gesprochen habe, so ist wohl Nichts natürlicher, als daß ich mich des Kusses erinnere, den ein berühmter Dichter in seinem wohl ein wenig zu sehr gelobten und bewunderten Lied an die Freude der ganzen Welt angeboten hat. Der gute Mann überlegte in seiner Begeisterung schwerlich, wozu er sich anheischig machte, und er hat von Glück zu sagen, daß die ganze Welt nach seinem Kusse nicht lüstern genug war, um ihn

beym Wort zu nehmen. Im Ernst, ich möchte um Alles in der Welt nicht einmahl dem tausendsten Theil der schönen Welt, viel weniger der ganzen Welt, und also auch dem grundhäßlichen Theil derselben, meine Liebe durch diese Probe erweisen.

XII.

Schriftstellerische Erstlingsversuche.

Es ist an sich traurig genug, wenn ein guter Schriftsteller die Welt verläßt, noch trauriger aber wird der Fall durch die Folgen, die er gewöhnlich nach sich zieht, und von welchen ich für jetzt nur eine einzige berühre. Je weniger der erblaßte Mann sich selbst noch zu rühren vermag, desto mehr rühren sich seine hinterbliebenen Freunde, um seine hinterbliebenen Schriften zu sammeln. Hat nicht der Selige, denken sie, sobald er aufhörte, ein Kind zu seyn, schreiben gelernt, und was würde also die Welt von uns denken, oder gar von uns

sagen, wenn wir nicht jeden Winkel durchsuchten, um zu finden, was das Knäblein geschrieben hat? Die Welt erhält also, da die guten Freunde meistens ein ungemeines Glück im Finden haben, richtig jedes Uebungsstück, das der Verstorbene in der Schule in Prosa und Versen zu Stande gebracht hat. Je jämmerlicher das Werk ist, desto mehr ist die Mittheilung gerechtfertigt, weil Nichts merkwürdiger seyn kann, als sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß der beste Schriftsteller keine Meisterstücke hervorbringt, so lange er — in die Schule geht. Doch ich irre mich. Die Bewunderer eines Schriftstellers werden, statt zuzugeben, auch er habe als Knabe nur Knabenarbeit geliefert, sogar behaupten, selbst in seinem Schreyen in der Wiege habe sich der künftige große Mann angekündigt. Doch im Ernst. Es läßt sich kaum eine unwürdigere, den Unmuth stärker reizende Behandlung des Publikums denken, als daß man ihm die verwerflichsten Stümpereyen aus keinem andern Grunde aufdringt, als weil aus

dem Knaben, von dem sie herrühren, später ein berühmter Mann wurde. Hören denn z. B. elende Verse darum auf, elende Verse zu seyn, weil Schiller der Mann ist, der sie verfertigte, als er vierzehn Jahre alt war.

Mit einem Wort, unsern ganzen Unwillen, statt unsers Danks, verdienen die Unverschämten, die uns zumuthen wollen, die Kinderschuhe ihrer oft noch obendrein sehr zweydeutigen Helden als heilige Ueberbleibsel zu küssen.

XIII.
Unwissende Schriftsteller.

Das größte Recht auf den Nahmen einer zehnten Muse hat die Unwissenheit. Die übrigen neun zusammen reizen kaum so viele Leute zum Schreiben, als sie allein, und man kann mit Recht behaupten, daß mancher Schriftsteller bloß noch ein Mahl so gelehrt zu seyn brauchte, als er ist, um von der Wuth unter den Gelehrten glänzen zu wollen, vollkommen geheilt zu seyn. Je weniger einerley es aber ist, ein Schriftsteller und gelehrt seyn, desto mehr Unrecht hat Meusel, daß er seinem ungeheuren Schriftsteller-Verzeichniß den Nahmen: Gelehrtes Deutschland beylegt. Das ungelehrte Deutsch-

land hätte er es nennen sollen, da der größere Haufe der Bücherschreiber aus Ungelehrten besteht, und man nach einer alten Lehre den Nahmen eines Dings immer von seiner vorzüglichern Eigenschaft herleiten soll. Noch besser wäre es freylich, wenn er sich entschließen könnte, Jeden aus seinem Buche wegzustreichen, die ihm den Titel desselben zur Lüge machen. Doch vielleicht ist es seine nicht zu verwerfende Absicht, durch ihn das Angedenken an die glücklichern Zeiten, in welchen es sich Niemand einfallen ließ, Andere durch Schriften belehren, oder auch nur ergetzen zu wollen, der nicht selbst gelehrt war. Was hindert uns endlich, diesen Titel für eine Satyre zu halten? Und dient nicht schon allein der Umstand zur Rechtfertigung desselben, daß er Manchem, der weiß, daß auch sein Nahme in dem Buche aufgezeichnet ist, nothwendig eine Schamröthe abjagen muß?

XIV.

Welches ist das schöne Geschlecht?

Welches ist das schöne Geschlecht? Welche unverschämte Frage! Sollen etwa die armen Schönen auch noch um diesen Preis mit den übermüthigen Männern kämpfen? Und wird man es etwa gar noch dem Paris verdenken, daß er den goldenen Apfel, den er der Venus gab, nicht für sich selbst behielt? Im Ernst, ich traute meinen Augen kaum, als mir die Abhandlung eines gewißen Doctor Ecker in die Hände fiel, in welcher er zu beweisen sich einbildet, die Schönheit wäre nicht das Eigenthum der Frauen, sondern der Männer. Also gibt es gar keine

Schönen: die schöne Helena selbst muß sich ihren Nahmen noch im Grabe absprechen lassen, und die Griechen und Trojaner waren doppelte Thoren, daß sie ihretwegen einander die Hirnschädel zerschmetterten! Von dem gerechten Zorn der lebendigen Schönen gegen den Urheber dieser unerhörtesten aller Ketzereyen werden wir ohne Zweifel in Kurzem die schrecklichsten Wirkungen erfahren. Aber unbegreiflich ist es mir, daß bis jetzt die Todten sich so ruhig bey der Sache verhalten. Wahrlich, die Strafe des Frevlers wäre nicht zu hart, wenn er Tag und Nacht von so vielen Gespenstern, als es jemahls Frauen gegeben hat, Eva, die Mutter von allen an ihrer Spitze, verfolgt und gepeinigt würde. Er scheint übrigens Wunder zu glauben, welchen Dank das von seinem Machtspruch seines Schönheitsruhms beraubte schöne Geschlecht ihm noch schuldig sey, daß er ihm statt der Schönheit Anmuth und Liebreiz zugesteht. Aber der gehoffte Dank wird ohne Zweifel darin bestehen, daß Anmuth und Lieb-

reiz ihn mit eigenen schönen Händen erdrosseln, oder ihm wenigstens die Augen, die das einzige und ächte Schöne gar nicht mehr zu sehen würdig sind, auskratzen.

1 8 0 7.

Zweyte Abtheilung.

I.

Kein Morgenblatt!

Ein menschenfreundlicher Schriftsteller läßt nicht nur die Todten, sondern auch die Schlafenden ruhen, und ich kann es daher vorzüglich um der Damen gar nicht loben, daß kürzlich der sonst wackere Buchhändler Cotta auf den Einfall gerieth, ein Morgenblatt, und also ein Blatt herauszugeben, das zu einer Tagszeit gelesen werden soll, in welcher die Schöne mit der großen Welt an keine Unterhaltung aus Tagblättern, und überhaupt noch an gar Nichts denkt, und die Schönen, wenn sie sich nicht gerade auf einem Balle befinden, sogar von ihren Liebhabern nur — träumen.

Man muß im Ernst fragen, ob der Urheber eines so unglücklich ausgedachten Unternehmens das Unglück hat, unverheirathet, oder gar an eine Gegenfüßlerinn der Mode, die mit den Lerchen wach ist, verheirathet zu seyn?

Ist es nicht genug, daß die Morgenstunde, trotz des Sprichworts, kein Gold im Munde hat, muß sie jetzt sogar Papier darin haben? Und ist es ein Wunder, wenn alle Damen sich verschwören, ihr ihn so lange zu stopfen, bis sie statt langweiliger Morgenblätter Nichts als Guineen von sich zu geben verspricht? Das Gold in ihrem Munde würde den meisten in der That um so willkommener seyn, da die Abendstunde Karten in den Händen hat, und Manche würde, wenn sie das Einsammeln aus Liebe zum Schlaf nicht selbst verrichtete, wenigstens ihr Kammermädchen schicken.

Wer kennt nicht die Morgenblätter der Landschaftmahler, die gewiß ungleich bunter sind, als das neue geschriebene. Aber hat man je auf einem derselben ein Frauenzimmer erblickt, als

höchstens eine Schäferinn? Und doch ist das Morgenblatt nicht für ungebildete Schäferinnen, von welchen die meisten nicht einmahl lesen können, sondern für gebildete Stände, und also für die am meisten und am schönsten gebildeten Damen geschrieben. Diese will der Herausgeber erbauen, von diesen fordert er, daß sie beym Erwachen vor allen Dingen in sein Morgenblatt, und dann erst in den Spiegel schauen, und einige der bisher erschienenen Aufsätze berechtigen sogar zu dem Argwohn, daß er demselben die Dienste eines zweyten Spiegels auf unsern Putztischen anzuweisen, die Absicht hat. Eitles Unternehmen! Die Damen werden seiner spotten, und sich, wenn schon der Mittag sich nähert, noch tiefer in ihr Kopfkissen hüllen. Nicht ihre Herzen, möchten doch diese Wahrheit alle die weibliche Welt so wenig kennenden, früh aufstehenden, und hernach lange sitzenden Schriftsteller sich tief einprägen! nicht ihre Herzen, ihre Gesichter wollen die Damen im Spiegel betrachten, und die Sitten- oder

die Herzensspiegel werden von den meisten, wenn gleich nicht in Stücke zerschlagen, doch in Stücke zerrissen. Mit einem Wort, das Morgenblatt wird dem größten Theil des schönen Geschlechts so fremd bleiben, als das Morgenroth, wenn anders sein Morgen nicht um die den Mittag verkündigende eilfte Stunde beginnt.

II.
Neuerfundene Lärmmaschine.

Ein Uhrmacher, der Dietz heißt, und im Voigtlande lebt, hat eine Maschine erfunden, die er Tachypyrtalon nennt. Durch diese Maschine erhält man nicht nur, sobald man will, indem man Nichts als einen Draht zu berühren braucht, ein brennendes Licht, sondern sie läutet auch zehn bis zwanzig Minuten lang Sturm, und leistet also bey Feuersbrünsten so gute Dienste, als die beste Glocke auf dem Kirchenthurm. Werden von ihr Drahtzüge an Orte, wo Geld und Kostbarkeiten aufbewahrt sind, hingeleitet, so sind diese, weil der Dieb die Züge selbst in Bewegung setzen, und also, da die Bewegung mit Lärm verbunden ist, sein eigener Verräther

werden muß, aufs Beste gegen nächtlichen Raub gesichert, und die Maschine ist also ein eben so guter Hüter der ihr anvertrauten Schätze, als ein feuriger Pudel.

Da man sich allgemein beklagt, daß die bekannten hölzernen Maschinen, welcher sich die Obrigkeiten sonst nicht ohne Nutzen gegen die Diebe bedienten, je länger je unwirksamer werden: so kann es unserem Künstler für die seinige kaum an Abnehmern fehlen. Sollte aber wider Verhoffen auch er über den Kaltsinn des Publikums gegen die schönsten Erfindungen zu klagen Ursache bekommen, so möchte ihm zu rathen seyn, seinen Fähigkeiten eine entgegengesetzte Richtung zu geben, und auf ein Mittel zu denken, wie man gewiße Tag und Nacht Sturm läutende Lärmmaschinen, die man in jedem Hause antrifft, und von welchen Gott selbst die erste im Paradies für den Adam verfertigte, wenn nicht ganz zum Schweigen bringen, doch ein wenig dämpfen könnte.

III.
Das Ende.

Es ist eine bezeichnende Eigenschaft der Menschen, sich nach dem Ende der Dinge zu sehnen. Sind sie im Schauspiele, und rührte das Stück, das gegeben wird, von dem besten spanisch-deutschen Poeten her, oder wäre es gar eine Kraftweihe, oder ein Neun und zwanzigster Februar, so können sie den fünften Act, und also das Ende kaum erwarten. Setzen sie sich zu Tische, so geschieht es bloß, um dem Hunger ein Ende zu machen, und je länger die Mahlzeit dauert, desto erwünschter ist ihnen das Ende derselben. Will ein Dichter einen

recht erhabenen und Alles hinreißenden Stoff besingen, so singt er das Welt-Ende, und einer fand sogar durch dieses poetische Ende sein eigenes wirkliches. Selbst ihrer geschworenen ewigen Liebe scheuen die angesehensten Herrn und Damen sich nicht, ein Ende zu machen, ob sie gleich sehr gut wissen, daß Ende und Ewigkeit sich völlig zernichtende Begriffe sind. Doch was rede ich von ewiger Liebe! Haben nicht die Großen sogar dem ewigen Frieden ein Ende gemacht, und muß man nicht am Ende glauben, daß es gar Nichts Ewiges gibt, als höchstens einen ewigen Krieg? Wie sehr es dem größten Theil der Menschen um das Ende ihres Lebens zu thun ist, wegen dieser Wahrheit berufe ich mich nicht sowohl auf die Wenigen, die sich aufknüpfen, oder erschießen, als auf die Vielen, die sich zu Tode essen, zu Tode trinken, zu Tode fasten, zu Tode lieben, zu Tode hassen, zu Tode ärgern, zu Tode grämen, zu Tode lachen, zu Tode weinen, zu Tode tanzen, zu Tode studieren, zu Tode schreiben, zu Tode lesen, zu Tode zanken,

zu Tode dichten, zu Tode reisen, zu Tode arbeiten, und zu Tode müßig gehen.

Könnte irgend ein Ding kein Ende nehmen, so wären es diese meine erbaulichen Betrachtungen über die Sehnsucht nach dem Ende. Aber ich bin überzeugt, daß die Leser sich längst schon nach dem Ende derselben sehnen, und ich breche also um so lieber ab, da ich bekennen muß, daß mich selbst in dem nähmlichen Augenblick, in welchem ich die Feder ergreife, die Sehnsucht nach dem Ende des kaum begonnenen Werks anwandelt.

IV.

Die Tagszeiten.

Mancher Dichter besingt den Morgen, und kehrt sich gar nicht daran, daß er ihm, statt ihn zu belohnen, sogar das schuldige Frühstück versagt. Die ungebundenen Redekünstler hingegen, oder die Unpoeten, lassen sich von ihm so freygebig bewirthen, als ob er der Mittag wäre, und regen keine Feder zu seinem Ruhme.

Wären diese Undankbaren nicht werth, daß irgend eine Fee sie sammt und sonders in Poeten verwandelte? Ich, meines prosaischen Orts, kann, besonders wenn ich mich der neuesten Poesie erinnere, nicht ohne Entsetzen an dieses

Schicksal denken, und um ihm desto gewisser zu entgehen, habe ich ein Gelübde gethan, weder ein neues Trauerspiel, noch ein Sonett zu lesen, bis ich Alles, was ich nicht nur von dem Morgen, sondern auch von den übrigen Tageszeiten Gutes weiß, ehrlich herausgesagt habe. Mag auch zuweilen eine Bemerkung mit unterlaufen, von welcher man nicht so recht gewiß ist, ob man sie für Lob halten soll, so betrachte man sie als eine Steuer, die ich der armen Wahrheit entrichtete. Es ist doch wirklich gar zu hart, wenn man eine entthronte Königinn nicht wenigstens auch noch zuweilen durch eine Kniebeugung an die ihr geraubte Herrlichkeit erinnert.

Der Morgen, um zur Sache zu kommen, hat mir von jeher am meisten durch die Feinheit gefallen, daß er nur die Bauern nicht schlafen läßt, und es wäre recht sehr zu wünschen, daß die Sorgen und das Gewissen, diese beyden Klapperschlangen, die, gerade umgekehrt, den Schlaf nicht aus den Hütten, sondern aus den Pallästen verbannen, und nicht selten die Ruhe-

störer selbst in der Ruhe stören, kein Beyspiel sich ein Beyspiel seyn ließen. Was die Bauern betrifft, so ist es nun einmahl, sobald die Sonne erwacht, um die Ruhe des unruhigen Volks geschehen. Um die Wette raffen sie sich vom Lager auf, bloß um auf das Feld zu rennen, und der guten Mutter Erde mit ihrem Pflug den Bauch aufzureißen, und man darf sich also nicht wundern, daß sie dem Morgen seine scheinbare Parteylichkeit, statt sich über sie zu beklagen, noch Dank wissen. Und in der That, wenn auch sie den Morgen verschlafen wollten, wer sieht nicht ein, daß dieser und die übrigen Tagszeiten, vor allen aber der Mittag, außerordentlich viel von ihrer Annehmlichkeit für die länger Schlafenden verlieren würden?

Unter die Vorzüge des Morgens konnte man auch sonst die wechselseitige Freundschaft zwischen ihm und den Musen und ihren Söhnen zählen. Da er aber, seines Orts, in unsern Tagen, auf dieses Verhältniß nicht sonderlich stolz zu seyn Ursache hat: so erfordert es die

Klugheit, daß man diese etwas zarte Saite ganz unberührt läßt.

Nicht weniger zweydeutig ist auch sein Verhältniß zu dem schönen Geschlecht. Wenigstens will man bemerken, daß die vornehmsten Damen vor ihm die Augen fest zudrücken, und man wundert sich billig, daß sie sich nicht auf diese Gewohnheit berufen, um den ewigen Spöttereyen über ihren Hang zum Putz ein Ende zu machen. Oder kann man es etwa läugnen, daß man einer Schönen diesen Hang mit dem größten Unrecht vorwirft, die ihren Spiegel, vor dem sie schon früh um fünf Uhr sitzen könnte, bis zehn Uhr auf sich warten läßt, und die, wenn das Roth auf Aurorens Wangen längst wieder erblaßt ist, das ihrige erst auflegt?

Der Morgen spielt also bey seinem ersten Erscheinen, wo er sich doch gerade am glänzendsten zeigt, die unbedeutendste Rolle, und ist nicht viel mehr, als ein Frohnvogt, der den Pöbel zur Arbeit weckt. Er spannt die Ochsen vor den Pflug, sinkt sogar zum Schuhflicken herab, und

hebt sich nur selten wieder bis zum Odendichten. Aber wie sehr sieht man einige Stunden später die Scene verändert! Jetzt besetzt er die Thronen und die Richterstühle, und eignet sich ordentlich das ausschließende Recht zu, die Leute hängen zu lassen. Er heißt gute katholische Christen in die Messe, und gute Kaufleute auf die Messe gehen. Seine Geschäfte auf der Börse könnten nicht größer seyn, und erst jetzt hat die Morgenstunde Gold im Munde, wenn sie früher kaum Kupfer darin hatte.

Gleich einer Dame ist der Morgen von jeher wegen keiner seiner Eigenschaften so sehr gepriesen worden, als wegen seiner — Schönheit. Ich aber gedenke ihrer bloß, um — sie ihm abzusprechen. Im Ernst, kann man schön seyn, wenn man von den größten Kennern und Kennerinnen des Schönen keines Blicks gewürdigt wird? Und müßen nicht selbst seine erklärtesten Bewunderer, und sogar die Mahler, die ihm in ihren Abbildungen bis zur Ungebühr schmeicheln, müßen nicht selbst diese bekennen,

daß Niemand weniger sich gleich bleibt, als er, und daß unter zehn seiner Gestalten, die er öfter als das Chamäleon seine Farben wechselt, kaum eine die Eingeweihten befriedigt, die aus der Geschmackslehre ein Wort über Schönheit zu sprechen gelernt haben?

In den Zeiten, da die Welt noch jung und einfältig war, da man noch Gespenster und einen Gott glaubte, da man noch Hexen verbrannte, und auch große Diebe aufknüpfte, in diesen finstern Zeiten war der Morgen gewohnt mit einem Pomp begrüßt zu werden, der kaum größer hätte seyn können, wenn er ein Fürst oder ein Held gewesen wäre, der aus der zehnten gewonnenen Schlacht zurückkehrt. Anderer Ehren- und Freuden-Bezeugungen nicht zu gedenken, war bey den Andächtigen ein Beten und ein Singen, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. In den neuern Zeiten hat man aber den Ton außerordentlich herabgestimmt, und nahmentlich ist die letzte Sitte völlig veraltet. Gebetet wird jetzt soviel als gar nicht mehr, und gesungen

höchstens noch von den einfältigen Lerchen, die aber für diesen hartnäckigen Götzendienst mit Weib und Kindern gespießt und gebraten werden, und also den Märterertod sterben. Doch welche Ungerechtigkeit hätte die Muse mich beynahe begehen lassen! Ich klage, daß man zu wenig betet, während ich rings umher Nichts als betende Stimmen vernehme. Oder sind es etwa keine Gebete, die Tausende im Augenblick ihres Erwachens, wenn gleich nicht zum Himmel hinauf, doch zur Hölle hinab an den Plutus schicken? Und wird nicht zuweilen selbst der wahre Gott in der nähmlichen Absicht recht brünstig angerufen? Und wer kann behaupten, die Sänger und Sängerinnen wären stumm, wenn er nicht taub ist? Wie manche Dame beobachtet die Pflicht, ihre Silberstimme hören zu lassen, vom Morgen bis zum Abend mit einem so uneigennützigen Eifer, daß ihr ganzes Hauswesen durch den Tact seiner Vorsteherinn aus dem Tact kommt, und am Ende ihr eigener Magen ein Opfer der Kunstfertigkeit ihrer Kehle wird!

Und wenn eine solche Andächtige ihre Lieder nicht aus dem neuesten Gesangbuche, sondern aus der neuesten Oper entlehnt, so haben es bloß die beliebtesten Tonkünstler zu verantworten, die zwar der Zauberflöte und der Geisterinsel, dem Fischer im Trüben und dem Amor und der Psyche, der Entführung aus dem Serail und dem Sonntagskind, nicht leicht aber einem Lied zur Reue und Besserung durch den Zauber ihrer Melodien und Harmonien Eingang bey den singenden Kehlen verschaffen.

Aber wer unterbricht mich mitten in dem nicht zu erschöpfenden Lobe des Morgens? Wer anders, als sein zehnfach beliebterer, sein die ganze Welt sättigender, und eben daher der ganzen Welt willkommener Nachfolger. O Mittag! wie könnte ich Dich dazu anwenden, um den Morgen zu preisen? Wäre dieser auch noch so lobsüchtig, so müßte ihm doch das Unrecht einleuchten, und gern wird er also über meine Kürze sich mit dem erhabenen Gedanken trösten, daß — wo ist der Held, von dem ein Gleiches zu sagen

wäre? — sein ganzes Leben nicht hinreicht, um eben dieses Leben auf eine würdige Art der horchenden Welt zu schildern.

Der Mittag also hat das Zepter ergriffen. Aber ich, wer sagt mir, was ich, um seine Gunst nicht zu verfehlen, zuerst beginne? Soll ich den Löffel oder die Feder ergreifen, in die Schüssel oder in das Tintenfaß tauchen? Soll meine Zunge schmecken, oder schmeicheln? Soll ich mich von einer Pastete sättigen oder begeistern lassen? Eitle Fragen! Wem könnte hier eine Wahl gestattet seyn? Wie der Geist des Bassareus einst die Seele des dichtenden Rammlers durchraste, so durchrast die meinige der Geist des schmausenden Gottes, und nicht sowohl voll von ihm, als in der Hoffnung, es zu werden, rufe ich gleich dem unsterblichen Odensänger:

„— — — Gnade! Gnade!
Ich will ja singen!“

Wehe dem Hunger! Sein Todtfeind, der Mittag, bekämpft ihn mit seiner ganzen Kriegskunst, und zündet in jeder Küche ein Feuer an,

das ihm furchtbarer ist, als wenn der Schlund einer Kanone es gegen ihn sprühte. Unzählige Bratspieße und lange Messer, welche Bestimmung haben sie, als sein Verderben? Der wilde Eber fletscht fürchterliche Zähne gegen ihn, und selbst das schuldlose Lamm, das friedliche Huhn und die sanfte Taube nimmt man unter den Verschworenen wahr. Seht hier diese kaum zu übersehende Tafel! Ist sie nicht eine Vernichtung drohende Batterie, ein Wall von Geschütz, dessen Anblick schon dem trotzigsten Feind zu fliehen gebeut? Und wo findet der viel Geängstigte und hart Verfolgte eine Freystätte? Ach leider, seitdem die Barmherzigkeit der Menschen Nothsuppen erfunden hat, nicht einmahl mehr in dem Magen der Armuth, und der ärmste Teufel mit einem erbettelten Groschen in der Tasche, trotzt ihm so gut, als der von hundert dampfenden Schüsseln umgebene Schwelger.

Die große Welt erhebt sich gesättigt von der Tafel, und die kleine hat sich längst von ihr erhoben. Unter welche mischt sich die beobachtende

Muse? Soll sie sich auf eine Garbe setzen, und dem vom Schweiß triefenden Schnitter zulächeln? Soll sie die Werkstätten sterblicher Cyclopen besuchen? Soll sie um das Pult des Dichters schweben? Soll sie im Büchersaale des Gelehrten, oder im Kabinett des Staatsmanns verweilen? Leistet sie der emsigen Hausfrau am Nährahmen oder am Spinnrade, beym Trocknen der Wäsche oder beym Salatpflücken Gesellschaft? Folgt sie ihr von der Küche in den Keller, und vom Keller in den Taubenschlag, oder in die Wohnung der gackernden Hühner?

Eitle Beschäftigungen, welche noch überdieß vom Morgen und dem Abend mit fast gleichem Recht als vom Mittag die ihrigen genannt werden können! Weg also von ihnen, um in höhere Sphären aufzufliegen!

Zuerst lockt uns der köstliche Duft der levantischen Bohne in einen Kreis ehrwürdiger Matronen. Ihr Wahlspruch ist: Wenn Du gegessen hast und satt bist, sollst Du Kaffeh trinken, den Herrn deinen Gott loben, und Deinen Nächsten lästern! In

dieser scharfrichtenden Versammlung wird der Schönheit gleicher Rang mit dem Giftmischen angewiesen, und nicht mehr als zwanzig Jahre alt seyn, heißt soviel, als den Scheiterhaufen verdienen. In diesem Tempel der Verleumdung verlieren die züchtigsten Jungfrauen ihre Unschuld durch ihr eigenes Geschlecht, und man weiß nicht, was man von dem Teufel denken soll, daß er statt der Opfer, die ihm hier von einer Versammlung zahnloser Urtheilsprecherinnen zuerkannt werden, nicht selten lieber die Richterinnen selber hohlt.

Doch hinweg, Muse! aus dieser Lästerschule, um Dich in einer reinen Luft von der verpesteten, die Du hier einathmetest, zu erhohlen!

Glückliche Natur! Schmücke Dich mit Deinem schönsten Schmuck, um den vornehmen Besuch, mit dem Du geehrt wirst, auf eine würdige Art zu empfangen. Aber Du trauerst und gleichst einer Büßerinn am Aschermittwoch. Der Staub, den die rasselnden Karossen Deiner stol-

zen Begaffer und Begafferinnen erregen, raubt Deinen Bäumen das Grün, und Deinen Blumen den Schmelz. O es ist grausam, Deine Schönheit noch zu entstellen, die sich ohnehin verdunkelt sieht! Oder sind etwa Deine Wiesen so bunt, als die Gewänder der mit Naserümpfen auf ihnen umherschlendernden Damen? Oder prangst Du gleich ihnen mit Rosen und Lilien, mit Nelken und Vergißmeinnicht — von Seide? Doch man findet Dich abscheulich, und eilt, Dich wieder zu verlassen. Du bist ohne alle Lebensart, und Niemand weiß weniger als Du, wie sich Geringere gegen Leute von Stand betragen sollen. Und welch eine karge Wirthinn bist Du zugleich! Du läßest Deine Sonne scheinen über Schöne und Häßliche, und die einen wie die andern nehmen es Dir sehr übel. Findet etwa auf der glatten Stirn einer Dame, oder auf ihren noch glättern Wangen Furchen, aus welchen diese strahlende Zigeunerköniginn Laub und Kräuter hervortreiben will? Und sieht sie nicht, daß wenn ihre Gluth Blumen aus dem Schooße

der Erde hervorruft, sie hier gerade die Rosen, welche am Morgen die Kunst ins Daseyn rief, zerstört? Deine buhlerischen Zephyre sind noch von Allem, was man bey Dir findet, das Erträglichste. Aber wo bleiben die unstäten Flüchtlinge, gerade wenn die zerschmelzenden Schönen am meisten nach ihnen schmachten? Sonst entdeckt man bey Dir, wo man auch hinblickt, Nichts als traurige Zeugen Deiner Armseligkeit. Du kennst weder Sophas noch Lehnstühle, und ohne alle Umstände nöthigst Du Deine Gäste, sich auf der bloßen Erde, oder auf dem ungepolsterten Stamm eines abgehauenen Baums niederzulassen. Nicht einmahl die Fliegen wehrst Du ihnen, und vor Deinen garstigen Raupen, Kröten und anderem Ungeziefer möchte man des Todes seyn. Deine gerühmte Gastfreyheit, wodurch äußert sie sich, als durch eine Schüssel mit saurer Milch, einen Teller mit Erdbeeren, einen Korb voll Pflaumen, Birnen, oder Aepfeln, die man bey jeder Obsthökinn findet. Denke an mich, wenn Du nicht bald die nöthigen Anstal-

ten triffst, daß Punsch aus Deinen Quellen sprudelt, und daß Deine Bäume die in ihren Wipfeln singenden und nistenden Vögel zugleich braten, mit einem Wort, wenn Du Dich gegen uns nicht eben so freygebig erzeigst, als gegen die Bewohner des Schlaraffenlands, so werden auch Deine noch übrigen wenigen Verehrer künftig, nach dem Beyspiel ihrer klügern Brüder, statt in Haine und Fluren, ins Schlafgemach eilen, um sich in jene bessern Welten wenigstens zu träumen, und zuletzt wird, ich scherze nicht, Dein Nahme sogar aus den Gedichten, wenn es keine Gassen- oder Bauernlieder sind, verschwinden.

Wohl Dir und mir, o Muse! Die Stadt nimmt uns wieder in ihre, ein besseres Glück, als die Natur gewährt, umschließenden Mauern auf, und der Held Deines ernsten Lieds ist der Abend.

Kaum hat die Sonne sich den Blicken städtischer Sterblichen entzogen, und schon eilen sie, sich für ihre Abwesenheit bey einer Stiefschwe-

ster der Stolzen schadlos zu halten, die sich in der Oper für Geld sehen läßt. Hier ist auch eine Natur, Ihr schwärmenden Anhänger des Lebens unter den Bauern! und zwar keine so spröde, als die Eurige, die sich den Wahlspruch aller Trägen und Langsamen in Eile mit Weile! in jeder ihrer Verrichtungen zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht hat. Welch ein unerträgliches Zaudern, bis sie von dem Winter in den Frühling, von dem Frühling in den Sommer, von dem Sommer in den Herbst, und von dem Herbst in den Winter übergeht, statt daß die unsrige zu jeder dieser Veränderungen, wenn nicht irgendwo unglücklicherweise ein Strick reißt, kaum einer Minute bedarf! Die Eurige ist im höchsten Grade unbändig, und läßt sich, wie man in Prosa und in Versen lesen kann, schlechterdings nicht zwingen. Die unsrige ist die Gefälligkeit und die Folgsamkeit selbst, und kommt und geht auf den Ruf — einer Pfeife. Ihre Bäume sind immer grün, ihre Blumen verwelken nie, und die Sonne möchte ich sehen, die

es sich einfallen lassen könnte, ihren Schnee zu schmelzen. Ihre Nachtigallen tragen zwar nirgends Federn, als auf dem Kopf. Aber wie weit lassen sie die Eurigen im Trillerschlagen zurück! Dafür könnt Ihr aber auch aus der geheimen Geschichte Eurer Stutzer erfahren, wie mancher arme Wurm täglich von ihnen aufgezehrt wird. Ihrem Meere könnt Ihr Euch, wenn Ihr auch keine Schwimmer seyd, ohne alle Gefahr zu ersaufen, an Vertrauen, und das größte Unglück, das Euch begegnen kann, ist, daß Ihr über eine Welle stolpert, oder an einer andern Euch die Nase blutig stoßt. Vor ihren Löwen braucht eine Thisbe erst dann zu fliehen, wenn sie — die Löwenhaut abgelegt haben. Aber dort ist noch ein breternes Haus. Nähert Euch seiner Pforte, erlegt einen Gulden, und Ihr seyd — mitten in Griechenland. Das längst zerstörte Athen, mit welchem sich noch vor wenigen Jahren die gelehrteste Stadt nicht einmahl auch nur im Ueberfluß an Nachteulen messen konnte, sieht sich jetzt beynahe von jedem Marktflecken

sogar im Ueberfluß an Tragödienschreibern übertroffen, und was das Schönste ist, wir besitzen in den meisten Söhnen des stolzen Kothurns die Nachteulen selbst. Diesen scheußlichen Uhus, die Jamben heulen, und in gräßlichen Chören Tod und Verderben weissagen, diesen ungefiederten Todtenvögeln, von welchen Minerva, die Schutzgöttinn der gefiederten, ob sie gleich das Licht noch mehr hassen, als die ihrigen, Nichts wissen will, diesen spukenden Gespenstern des Helikons, die das Fatum zu ihrem Götzen erkoren haben, und selbst das widerwärtigste Fatum in der Poesie sind, gelingt es leider nur zu oft, sich in den Tempel der ernsten Melpomene einzunisten. Aber zum Glück pflegen die Albernen ihre Gegenwart jedes Mahl zuvor durch ausgehängte Tafeln anzukündigen, und was ist also natürlicher, als daß der Tempel von Jedem, der zur Fahne der gesunden Vernunft und des guten Geschmacks gehört, und Ekel und Langeweile haßt, vermieden, und nur von den Geistesbrüdern der Tempelentweiher, oder von der

muthwilligen Jugend besucht wird, die gerade Lust zu pfeifen hat.

Ihr wollt also nicht auf die Bühne Griechenlands, wenn Euch nicht Goethe, oder Racine mit Schiller dahin begleitet? Wohl, so weint denn auf gut deutsch um Maria Stuart, bewundert Orleans wunderbare Jungfrau, verwünscht Richard den Dritten, oder den unnatürlichen Vater des Don Carlos, oder den abscheulichen Macbeth und seine noch abscheulichere Lady. Seht mit bebendem Herzen Tells Pfeil nach dem Apfel auf dem Haupte des Sohns fliegen, und fragt mit Wallenstein die Gestirne um sein Schicksal. Vernehmt die Euch sonst selten willkommene Weisheit wenigstens aus — Nathans Munde, und entbrennt mit einem reineren Feuer, als eine Schauspielerinn entzündet, in seine holde Tochter. Oder sehnt Ihr Euch in die Familien des Berliner Garrik, wo deutsche Biederkeit, Herzlichkeit und unverdorbener Sinn zu Hause sind? Hier erschüttert sein Ehrsüchtiger durch sein Verbrechen, und dort versöhnt er auch die strengere

Tugend durch Reue. Wen lehrt nicht sein Oberförster die Würde der menschlichen Natur auch in einer rauhen Hülle achten, und wen erfreute nicht der Händedruck des ächten Biedermanns? Auch die büßende Eulalia des oft getadelten, und stets willkommenen Kotzebue heischt nicht vergebens eine Thräne von Euch.

Allzuglückliche Thorheit! Du bist eine Freygelassene der Schaubühne! Wo sind die Moliere der neuern Zeit, die nur Deine Spur verfolgen, und ihr ganzes Leben dem edlen Geschäft widmen, Dir die Larve vom Gesicht zu reißen? Auch die wenigen Pfeile, die im Vorbeygehen nach Dir gerichtet werden, wie selten treffen sie zum Ziel, und wie brüsten sich daher Deine ungezüchtigten Söhne in dem Tempel der Thalia! Zur Schmach der Vernunft und zum allgemeinen Aergerniß sind sie es, die hier den Ton angeben wollen, und eine Handvoll Thoren zischen, pochen, poltern und stampfen voll Frechheit an dem nähmlichen Ort, wo sie gegeißelt werden sollten.

Ihr sahet die Bühne bereits in einem glän-

zenden Licht, aber noch lange nicht in ihrem glänzendsten. In den Himmel und zu ihr hat sich Asträa aus der frevelvollen Welt geflüchtet. Auf ihrem Gebiethe herrscht noch Vergeltung; auf ihm triumphirt noch zuweilen die Tugend über das Laster, und auf ihm hören auch Könige noch zuweilen die Wahrheit. Und die Zuschauer? Wenn gleich nicht um ihre eigenen, weinen sie doch um fremde Väter, Mütter, Brüder und Schwestern. Sie verurtheilen ihre Schooßsünden an Andern, und lassen es gern geschehen, wenn die Liebestreue der Helden und Heldinnen des Stücks die ihrige noch übertrifft. Mit einem Wort, was in der wirklichen Welt ein Aergerniß und eine Thorheit ist, wird in dieser poetischen bewundert und gepriesen.

Aber es gibt ernste Weisen, die den Pomp der Oper verachten, über den Dolch der Melpomene die Achsel zucken, und über die leichtfertige Thalia das bedächtige Haupt schütteln. Von ihnen wird sogar das sonst so schuldlose Concert gemieden, und sie verstopfen, weil sie nur die

stummste und geräuschloseste aller Freuden des Abends lieben, sogar vor der Muse der Tonkunst die Ohren. Ihr erniedrigt vielleicht diese Philosophen der großen Welt so tief, daß Ihr sie mit den bleichen und hohläugigen Gespenstern verwechselt, die selbst des Nachts, bis der krähende Hahn sie verjagt, in den Bücherkammern herumspucken. Aber Ihr sollt sie bald besser kennen lernen. Zwar findet der Morgen auch sie noch wach; zwar sind auch sie bleich, wie Gespenster; zwar sind auch ihre Augen hohl. Aber so verschieden ein Buch von einem Spiel Karten ist, so verschieden sind in allen übrigen Dingen diese Helden meines Lieds von jenen Märterern der Musen. Nähert Euch ohne Bedenken ihrem Sitz. Ihr werdet weder gehört noch gesehen. Nähert Euch ihm, und lernet, daß es hier um mehr, als um das Nichts, das man Nachruhm nennt, zu thun ist. Hier gilt es die Gegenwart und die Zukunft, die Zeit und die Ewigkeit. Hier sieht man Gewissensruhe, Ehre und Leben auf eine Karte setzen.

Hier wird der Knoten zu schauervollern Trauerspielen, als zu denen, die Euch die Bühne zeigt, er wird zu Trauerspielen geschürzt, deren fürchterlich schnelle Entwicklung von keiner Kunst nachgeahmt werden kann. Dieser Spielende, der gegenwärtig in der ersten Rolle glänzt, wird sich den Schädel mit eigener Hand zerschmettern, und jener Klügere wird den Dolch in die Brust des geplünderten Freundes stoßen. Doch in einem Trauerspiele fordert Ihr nicht nur Flüche und Verwünschungen, nicht nur Mord und Verzweiflung, auch winselnde Gattinnen und wimmernde Kinder verlangt Ihr zu sehen. Folgt also jenem schwebenden Schatten in den Kreis der Seinigen, aber erlaubt der zu leicht erschütterten Muse, daß sie von der Grauen erregenden Scene sich mit ängstlicher Eile hinwegwendet.

Nichtswürdiges Gold! Unter Menschen, wie diejenigen, in deren Gewalt wir Dich hier sahen, widerfährt Dir, was Du verdienst. Du gehst aus einer verächtlichen Hand in die an=

dere. Doch ich zürne Dir nicht, weil auch hier Perus armer Sclave, der Dich aus dem Schacht hervorgrub, durch Dich selbst an seinen Peinigern gerächt wird.

Glückliche Bürger, die Ihr Euren Abend beym Bierkruge verplaudert, und die verworrenen Weltbegebenheiten mit einer noch verworreneren Redseligkeit ordnet, o laßt Eurer Hand die Zeitung nicht entreißen, um nach der Karte zu greifen. Mögen Leute, die sich klüger dünken, als Ihr, wegen jener über Euch lächeln, wenn nur um dieser willen die Eurigen nicht über Euch, die Verlorenen, blutige Thränen weinen.

Wer fühlt nicht einen Schauer sein Inneres in dem Augenblick durchbeben, da die Nacht, diese trauernde Königinn, in ihrem schwarzen, mit Sternen gestickten Mantel, da sie, die gewaltige, von den Göttern selbst gefürchtete Fee, die im Bunde mit ihrem mohnbekränzten Knaben Menschen und Thiere in leblose Bildsäulen verwandelt, den Schauplatz betritt. Welch eine Zauberinn ist diese Armida! Ist ihre Macht nicht

so unglaublich, daß sogar durch sie einem Poeten über seinen eigenen Versen die Augen zufallen? Wie oft verkehrt sie die Ordnung der Dinge, und gibt Diesem, was sie Jenem entzieht! Ihre Träume umgaukeln die Schlafenden, und siehe, der König wird Bettler, und der Bettler setzt sich seine Krone auf das Haupt. Die stolze Schöne duldet die Küsse des verschmähten Anbeters, und die Sanftmuth zürnt, und die Rache verzeiht.

Aber daß auch diese Gewaltigste unter den Gewaltigen nicht Alles vermag, daß es auch ihrer Macht nicht an trotzigen Verächtern fehlt, wo könnt Ihr diese Wahrheit besser lernen, als dort in jenem der Freude geweihten Saal, aus welchem man sie, trotz ihrem Widerstreben, mit dem Feuer von tausend Lampen hinausgeschreckt hat. Ihr sollt schlafen! lispelt sie dem wimmelnden Menschenhaufen zu, und statt der Antwort fangen die Ungehorsamen an zu tanzen. Aber wie könnte sie über die Fröhlichen zürnen, die Ihr sonst fast mehr gehorchen, als sie sollen?

Macht einmahl die Probe, ob irgend eine der hier des Schlafs spottenden jungen Mütter sich getraut, die nächste Nacht am Lager ihres kranken Kinds zu durchwachen. Der Schlaf hat offenbar frühere und stärkere Rechte an sie. Und war nicht gestern Redoute, und ist nicht morgen Ball, und wie kann also die Müde, die gestern wachte, und morgen wieder wachen muß, wie kann sie auch heute wachen? Die Kleine ist freylich ein armes Würmchen, und die gute Mutter ist Nichts weniger als gleichgültig gegen seine Leiden. Aber was ist zu thun? Hat es doch eine recht gute Wärterinn, die, wenn es nur ein wenig laut weint, gleich aus dem Schlafe auffährt, und ihm, wenn es nach der Weise der Kranken zuweilen gar zu unleidentlich ist, recht vernünftige Vorstellungen macht. Die Nacht behält also auch hier mit ihren Rechten die Oberhand, und kann sie mehr fordern, als daß eine Mutter auf ihr Geheiß dem Schlaf, wie einem Moloch, sogar ihre Kinder opfert?

Ueber die dunkle Herkunft der Nacht, könnte

man sich nur wundern, wenn man vergäße, daß sie — die Nacht ist. Wie man vermuthet, ist sie die Tochter des Chaos und der Verwirrung, und wer fühlt sich aus diesem Grunde nicht versucht, sie für die zehente Muse gewißer Philosophen und Poeten der neuesten Zeit zu halten?

Daß ihr Vater zugleich ihr Gemahl ist, dagegen würde die christliche Geistlichkeit nur vergebens eifern. Uebrigens wäre es keiner Dame zu rathen, sie, was die Züchtigkeit überhaupt betrifft, zum Muster zu nehmen.

Zum größten Unglück für die Welt ist ihre verbotene Ehe mit einer Menge von Kindern gesegnet. Nichts von dem dunkeln Fatum, das seine glorreiche Auferstehung der neuesten deutschen Literatur verdankt, Nichts von den Parcen, diesen drey musterhaften Frauenzimmern, die sich keinen Augenblick von dem Spinnrocken entfernen, Nichts endlich von dem hagern, zähnefletschenden und unerbittlichen Gegenfüßler des Lebens, dem Tod, der wie die meisten Mächtigen ein eisernes Herz im Busen trägt, zu sagen,

nennen noch überdieß der Betrug, die hämische Tadelsucht, der nagende Kummer, der Hunger, die sich nach dem Ende sehnende Mühe, der Krieg, die Zweydeutigkeiten im Reden, und der Meineid sie ihre Mutter, und wen hat also jeder ehrliche Mann, der sich von einem Juden, oder von einem Christen, von seinem Freund, oder von seinem Mädchen, von einem Pferdehändler, oder von seiner Frau betrogen sieht, wen haben weinende Schriftsteller wegen der Geißelhiebe der Bücheranzeiger, wen haben alle betrübte Herzen, wen haben die Poeten und andere brotlose Künstler, die mehr als zwier in der Woche fasten, anzuklagen, als sie? Ist es nicht ihre Schuld, wenn sogar Eure Lieblingsbeschäftigungen Euch Ermüdung und Unlust verursachen? Von wem haben die unglücklichen Schlachtopfer, die seit die Welt steht, vom Schwert gefressen wurden, ihr Leben zurückzufordern, als von ihr? Wessen Schuld ist es, als die ihrige, wenn die Unschuld in Gesellschaften durch Leute zu erröthen gezwungen wird, die selber, gleich ihr, nicht zu

erröthen im Stande sind? Ihre Schuld ist es endlich, wenn die Gewissenlosigkeit die ihrige vor Gericht abschwört. Zwar möchte sie für ihre Person gar zu gern zu den Stillen im Lande gezählt werden. Aber wer weiß nicht, daß in der Regel gerade die Stillen im Lande es sind, vor welchen man sich am meisten zu hüten hat, und wer wundert sich daher, daß sie, als ob es an dem Unheil, das ihre Kinder stiften, noch nicht genug wäre, auch noch selber Hand an das Werk legt?

Unter wessen Schutz, als unter dem Ihrigen, werden die größten Unordnungen begangen? Darf nicht die arme Polizey bloß ihretwegen kein Auge schließen, und muß unaufhörlich unter den Waffen seyn? Hat sie sich jemahls geweigert, dem gefährlichsten Dieb ihren Mantel zu leihen? Könnten so viele Mädchen verführt, oder gar entführt werden, wenn sie sich nicht stets bereit finden ließe, den verwegenen Räubern bey ihrem Verbrechen hülfreiche Hand zu leisten? Wahrlich, ein schöner Ruhm, eine Diebshehle-

rinn und eine Kupplerinn zugleich zu seyn! Der Gott der Diebe und der Gott der Liebe mögen ihr eine Ehrensäule stiften. Allein welches ungeheure Denkmahl ihrer Unehre würde sich in die Wolken erheben, wenn nur jede Mutter, die Ach und Wehe über sie schreyt, und Jeder, der des Morgens beym Erwachen seine Schränke ausgeleert findet, das kleinste Scherflein dazu beytrüge!

Die Klage des weisen Salomo, daß des Bücherschreibens kein Ende ist, wäre ohne sie zuverläßig kaum halb wahr. Unter ihrem Fittich sieht man die Lampen-Dichter und Lampen-Philosophen in den Dachkammern ihre meisten dem Tode geweihten Geburten ausbrüten, und es wäre zu wünschen, daß sie lesen könnte, damit sie durch diese Werke der Finsterniß überhaupt und der ihrigen insbesondere gestraft würde, und aus gerechter Rache die Urheber in siebenfache Siebenschläfer verwandelte.

Gereicht ihr Sternsehen ihr zu einiger Ehre, so beraubt sie sich derselben im Augenblick

wieder durch ihr Sterndeuten, und gegen einen Herschel, Bode, oder Schröter, auf den sie stolz zu seyn Ursache hat, kann man, um sie zu demüthigen, ihr die Nahmen von hundert wahrsagenden Betriegern und Thoren vorrechnen.

Daß fast alles Wachs der Bienen, und aller Talg des Rindviehs ihr zum Opfer verbrannt werden muß, gereicht ihr wenigstens von der wirthschaftlichen Seite zu keinem Verdienst, und höchstens kann sie bey der Sache auf den Beyfall und den Dank der Lichtzieher rechnen.

Bekanntlich muß sie schlechterdings bey jedem Feuerwerk, wo es auch abgebrannt wird, anwesend seyn, und es ist unglaublich, zu welcher Verschwendung sie die Großen und die Reichen, und das Publikum überhaupt bloß durch diese einzige, jedesmahl kaum wenige Augenblicke dauernde Augenlust schon verleitet hat.

Wenn man bedenkt, daß sie als eine Feindinn des Lebens, und als die Mutter des Todes beständig in Trauer geht, und daß sie, seitdem die Welt steht, ihren Schmuck noch nicht ge-

wechselt hat, und dieselben Brillanten, die sie am vierten Schöpfungstag anlegte, und die schon von Adam und Eva bewundert wurden, noch bis auf die jetzige Stunde trägt, ohne daß es sie gelüstet hätte, auch nur die Fassung zu verändern: so kann man nicht umhin, wegen dieser nicht leicht bey einer andern Dame erhörten Selbstverläugnung über manche ihrer sonstigen Ausschweifungen ein Auge zuzudrücken, und welche Lobreden wird erst dieser oder jener Mann ihr halten, den die von seiner Frau befolgten Rathschläge des Modejournals um sein Geld und um seinen Verstand bringen!

Unter ihren vielen ungerathenen Kindern ist der holde Schlaf das einzige, für welches die Menschen die Mutter zu segnen Ursache haben. Durch diesen ihren schönern und freundlichern Sohn erinnert sie uns täglich an unsere Sterblichkeit, und es ist also nicht ihre Schuld, wenn wir von seinem häßlichen und unfreundlichen Bruder, dem Tode, ohne gehörig vorbereitet zu seyn, überrascht werden.

Aber beynahe sollte es mich reuen, von der Nacht nicht immer in dem Tone des Wohlwollens und der Ehrerbiethung gesprochen zu haben. Ist es billig, einer Freundinn ihre Fehler vorzurücken, die ihre Anhänglichkeit an die Sterblichen so weit treibt, daß sie ihnen sogar ins Grab folgt, um ihre beständige Gesellschafterinn zu seyn? Alles sey also zurückgenommen, was der guten, harmlosen Negerinn der Tagszeiten in meiner Rede zu einigem Unwillen gegen den Redner Anlaß geben könnte, und mit den freundschaftlichsten Gesinnungen sage ich der Nacht selbst gute Nacht.

V.

Der Büchernachdruck.

Ein Gemählde mit Licht und Schatten.

Der Krieg zwischen den Nachdruckern auf der einen, und den Schriftstellern und Buchhändlern auf der andern Seite ist längst ein mehr als dreyßigjähriger, und könnte leicht, so gewiß auch einer der kriegführenden Theile einer baldigen Niederlage seines vielgescholtenen Gegners zu seyn scheint, ein dreyhundertjähriger werden.

Da ich leider ebenfalls einer der Vielen zu seyn das Unglück habe, die sich mit Werken beschäftigen, die von so sonderbarer Natur sind, daß sie sich gegen eine gewiße Art des Raubs

schlechterdings durch keine Mittel schützen lassen; so würde ich wahrscheinlich von Jedem, der einmahl eine Druckerpresse in Thätigkeit gesetzt hat, mit sehr schelen Augen angesehen werden, wenn ich bey dem Kampf auf Leben und Tod eine Parteylosigkeit, wäre es auch eine bewaffnete, behaupten wollte, und ich will also, ob ich gleich nicht Lust habe, mich förmlich herumzuschlagen, doch, indem ich mich dem Tummelplatz ein wenig nähere, die Streitenden zu dem Bekenntniß nöthigen, daß mir einige Gewandtheit wenigstens für den kleinen Krieg, und auch einiger Muth nicht wohl abzusprechen sey.

Vor allen Dingen erkläre ich, daß ich mir die Wuth der Schriftsteller, wenn ein Nachdruck ihrer Werke erscheint, nicht recht zu erklären weiß. Wenn die Nachdrucker auch wirklich, wie ihre vielen Feinde behaupten, Räuber sind, so sind sie wenigstens für den Schriftsteller so wenig Ehrenräuber, daß sie vielmehr ihm den einzigen und ächten Ehrensold, nach welchem er streben sollte, ich meine den Ruhm, unge-

mein vermehren. Wer wird sich nicht freuen, wenn er von Leuten hört, die sich ein eigenes Geschäft daraus machen, alles Schöne, das er gesagt hat, von Haus zu Haus zu verbreiten? Leistet aber diesen Dienst der Nachdrucker dem Verfasser eines Buchs nicht besser, als sein eigener Verleger? Und wäre es also nicht Undank, wenn eben dieser Verfasser ihn einen Dieb schelten wollte, selbst wenn er wirklich einer wäre. Da aber der Nachdrucker einmahl seine guten Gründe zu haben behauptet, warum er es nicht leiden will, daß man ihn einen Dieb schilt, so ist meine Meinung, man sollte den Mann wenigstens anhören.

Es ist natürlich, daß Jeder, der sich einen Dieb schelten hört, zuerst will, daß man ihm sage, was er denn gestohlen habe, und gerade so verfährt der Nachdrucker. Ich habe, sagt er, weder dem Verfasser seine Handschrift, noch dem Verleger seine Auflage genommen, und wenn Ihr mich beschuldigt, ich sey zum Dieb an den Gedanken von jenem geworden, so bitte ich

mir das Wunder zu erklären, wie Einer dem Andern seine Gedanken stiehlt, oder mit andern Worten, wie man es angreift, daß sie aufhören, seine Gedanken zu seyn? Wielands Gedanken bleiben Wielands Gedanken, ob sie Göschen oder Schmieder verkauft, und in seinem Leben ist es dem letzten nicht eingefallen, sich für den Mann auszugeben, der den Messias, oder die Leiden des jungen Werthers, oder Sophiens Reise von Memel nach Sachsen geschrieben habe, ob es gleich, was den Messias betrifft, schon Leute gegeben hat, die sich nicht scheuten, sich sogar für ihn selbst auszugeben. Und doch hört man nicht auf, die Nachdrucker mit allen möglichen Galgenvögeln in Eine Klasse zu setzen, und selbst Lichtenberg gibt nur zu deutlich zu verstehen, daß er seines Orts nicht das Geringste dagegen hätte, wenn sie alle aufgeknüpft würden. Und welche Sprache hat vollends ein sonst viel gelesener, jetzt aber veralteter Romanenschreiber gegen uns arme Leute geführt? Hat er nicht seine eigene Ehre auf das Spiel gesetzt, um uns um

die unsrige zu bringen, und liegt ihm nicht weniger daran, von der ganzen gesitteten Welt für eine Hallendame in Mannskleidern gehalten zu werden, als daß ihm ein Buch nachgedruckt wird?

Wie würden sich, fährt der Nachdrucker fort, die Apostel gefreut haben, wenn ihre Episteln an die Epheser und an die Corinthier, an die Philipper und an die Thessalonicher hätten gedruckt, und dann auf der Stelle nachgedruckt werden können? Und unsere heutige Apostel wollen, daß ihre an die ganze Welt geschriebenen Episteln nur der Mann drucke, der sich durch den Erkauf ihrer Handschrift Nichts weiter, als das Recht des ersten Drucks erworben hat! Ein gedrucktes Buch hat aufgehört, seinem Verfasser und seinem Verleger allein zu gehören. Es ist ein Eigenthum der ganzen Welt geworden, und wenn ein Leser die Wahrheiten, die darin stehen, zu den seinigen machen, wenn er sogar sein ganzes Leben nach der Vorschrift desselben einrichten darf, warum sollte der nähmliche Leser nicht auch über dessen Worte gebiethen, warum

sollte er sich diese Worte zwar in das Gehirn und in das Herz, aber nur nicht mit Bley und Druckerschwärze auf Papier prägen, warum sollte er sie vor allen Leuten mündlich und schriftlich, und nur nicht gedruckt wiederhohlen dürfen?

Aber Freund, oder vielmehr Gauner, antwortet man mir, denkst Du nicht an den Schaden, den Dein vermaledeyter Nachdruck mir, dem rechtmäßigen Verleger, zufügt? und ich erwiedere, indem ich freundlich die Hand meines Gegners ergreifen will, die er mir aber zornig verweigert, mit der größten Gelassenheit: Mein verehrtester Herr! Dieselben erlauben mir, Ihnen zu sagen, daß Sie von mir mit Recht Nichts weiter fordern können, als daß ich Ihnen Ihr Eigenthum, nähmlich Ihre Auflage nicht nehme. Wenn Sie aber begehren, daß ich eine weder von der Natur, noch durch ein Gesetz verbotene Handlung bloß darum unterlasse, damit Sie Ihre Waare desto leichter absetzen, so möchte wohl, wenn die Sache vor den Richter käme, der Ausspruch desselben kaum mit schwerem Geld zu Ih-

ren Gunsten zu erkaufen seyn. Ich will aber, so sehr Sie sich auch wundern mögen, sogar zugeben, ein Nachdruck, der dem rechtmäßigen Verleger zum Schaden gereicht, sey unzuläßig, und Sie gewinnen aus diesem ganz einfachen Grunde Nichts durch dieses Geständniß, weil der angebliche Schaden sich nicht beweisen läßt. Daß der Nachdruck verkauft ist, während die Auflage des rechtmäßigen Verlegers noch im Laden liegt, ist eine Thatsache. Aber ich frage, was folgt aus derselben? Muß der Käufer einer wohlfeilen Ausgabe auch die theure kaufen, wenn jene nicht vorhanden ist? Auf diesen Umstand kommt Alles an. Aber wer ihn vor irgend einem Gericht so beweist, daß den Richtern, bey ihrer bekannten großen Bedenklichkeit, kein Zweifel mehr übrig bleibt, hat die Wahl, ob ich ihn für den großen Apollo halten, oder ihm die schönste streitige Phyllis allein überlassen soll.

Die Behauptung der Buchhändler, daß unser Gewerbe der Wissenschaft schade, ist gegen die Natur der Sache, und selbst gegen die Er=

fahrung. Goethe, Schiller und hundert große und kleine Schriftsteller schrieben ihre Werke mitten unter Nachdruckern, und mitten unter dem Geschrey gegen den Nachdruck, und die Handschrift des Oberons wäre zuverläßig von dem unsterblichen Verfasser Nichts desto weniger nicht verbrannt worden, wenn auch kein Verleger in der Welt nur einen Groschen dafür hätte bezahlen wollen. Gerade die Schriftsteller, die am meisten nachgedruckt werden, erhalten den reichlichsten Ehrensold, und ich frage jeden Verleger auf sein Gewissen, von welchem Werke er seine Ausgabe schneller absetzt, von dem nachgedruckten, oder von dem, an welchem sich kein Feind des Buchhandels vergreift? Ein Glück für die Wissenschaften ist es also, daß die Regierungen richtigere Begriffe vom Diebstahl haben, als die Schriftsteller, und eben daher diese mit ihrem seltsamen Gesuch, die Leute, welche ihren Werken die meisten Leser verschaffen, hängen zu lassen, nur auszulachen pflegen, und daß ihnen also auch diejenige Gattung der Preß-

freyheit, die man mit dem gehässigen Nahmen Nachdruck zu brandmarken pflegt, heilig ist.

Ich schließe die Vertheidigung meiner Sache und meiner Person mit folgenden Sätzen. Der Nachdruck ist erstens für den Schriftsteller wünschenswerth, weil er die Zahl seiner Leser, und mit dieser seinen Ruhm vermehrt. Er ist zweytens für das Hervorbringen der Bücher kein Uebel, da er die Schriftsteller nicht vom Schreiben abhält, und die Schriften allgemeiner macht. Er ist drittens kein Unrecht gegen die Buchhändler, weil er ihnen ihr Eigenthum nicht raubt. Und da also der Nachdruck kein Unrecht ist, so wäre es viertens ein Unrecht, ihn zu verbiethen, und endlich sollte man ihn fünftens aus dem wichtigen Grunde nicht verbiethen, weil er — sich nicht verbiethen läßt.

Ein Nachdrucker kann unmöglich Recht haben, und es wird also ohne Zweifel jedem Buchhändler Nichts leichter seyn, als die Vernünfteleyen des unsrigen zu widerlegen. Allein ich meines Orts muß bekennen, daß vorzüglich sein fünfter

und letzter Grund nicht geringe Besorgniße bey mir erregt. Gesetzt, das so lange vergebens ersehnte und erflehte Verboth des Nachdrucks wäre endlich gegeben, und man entdeckte unverhofft, daß es – Nichts hälfe! Wer vermag reißende Ströme durch einen Damm aufzuhalten, oder wer hat noch ein Mittel gegen irgend eine Art des Ungeziefers erfunden, und könnte nicht der Nachdruck ein solcher Strom, und könnten nicht die Nachdrucker ein solches Ungeziefer seyn? Wenn aber, fragt man, selbst Verbothe dem heillosen Uebel nicht steuern, wie soll den armen Buchhändlern geholfen werden? Man fragt, und ich antworte, es ist nicht rühmlich, um fremde Hülfe zu flehen, wenn man sich selbst helfen kann, und Niemand weiß sich besser zu helfen, als die armen Buchhändler. Da ein Buch eine Waare ist, die Jedermann nachmachen kann, sobald ihm eine Probe davon in die Hände fällt: so muß sie schon verkauft seyn, ehe sie noch hervorgebracht ist, oder mit andern Worten: Es kann kein Buch anders, als auf Unterzeichnung

erscheinen, und was bisher nur als Ausnahme geschah, muß von nun an in der Regel geschehen. Man kündige an: Wollt Ihr ein Conversations-Lexicon, ein neues Naturrecht, eine Anleitung zum Whistspielen, neue Morgen- und Abend-Andachten, eine gelehrte Abhandlung über die Tanzkunst, einen Roman von Jean Paul, wollt Ihr eins oder das andere dieser Werke in Eure Bibliotheken stellen, wollt Ihr es lesen und nicht beurtheilen, oder wollt Ihr es nicht lesen und beurtheilen, oder wollt Ihr es nachdrucken, so meldet Euch. Es müßen zweytausend — mehr oder weniger — Stücke aufgelegt und verkauft werden, wenn Verfasser und Verleger, Papiermüller, Schriftgießer und Drucker ordentlich bezahlt, und die Nachdrucker nicht noch obendrein von dem Verleger Diebe und Gott weiß was gescholten werden sollen. Ist von einem Werke die Rede, bey welchem man nicht sagen kann: Der Nahme des berühmten Verfassers bürgt für seine Güte, so wird es Nichts schaden, wenn man der Ankündigung eine Probe beyfügt, oder

sich auf das Morgenblatt beruft, und dieses die nöthige Bürgschaft leisten läßt. Man wende mir nicht ein: Das Publikum unterzeichne nicht; diese Erfahrung habe man längst gemacht. Das Publikum unterzeichnet jetzt nicht, weil es gewiß ist, daß das Buch auch ohne seine Unterzeichnung erscheint, und dem warmen Beförderer des Guten für keinen wohlfeilern Preis, als dem läßigen Abnehmer, der es auf gutes Glück ankommen läßt, ob das Werk erscheinen kann, oder nicht, zu Theil wird. Weiß aber einmahl Jeder, der von Amts- oder von Geisteswegen, zu seinem Arbeiten, oder zu seinem Müßiggange der Bücher bedarf, daß ohne Unterzeichnung alles Drucken und Verlegen aufhört, so wird er so gewiß unterzeichnen, als er zu Wasser reist, wohin er zu Lande nicht kommen kann. Es ist freylich möglich, obgleich in hohem Grade unwahrscheinlich, daß die Buchhändler vielleicht das Zehnfache gewinnen würden, wenn der Nachdruck bey Galgen und Rad verboten wäre. Aber wo steht es denn geschrieben, daß ein Buchhänd-

ler das Zehnfache gewinnen muß? Und kann endlich ein Verleger seine Bücher sich nicht selbst nachdrucken, oder mit andern Orten, wohlfeile Ausgaben veranstalten?

Ich fürchte, daß mancher geneigte Leser in diesem Augenblick ein ungeneigter ist, weil es ihn dünkt, ich fahre zu säuberlich mit dem Knaben Absalon-Nachdrucker, der, wie Viele wollen, wenigstens an einer Eiche, und zwar nicht bloß mit den Haaren hängen sollte. Allein wenn ich nicht mit meinen schriftstellenden Brüdern und den sie und mich verlegenden Ehrenmännern der Meinung bin, daß sobald ein Nachdrucker sich blicken läßt, ihm sogleich der Nachrichter auf dem Fuße folgen soll, so zweifle ich doch sehr, ob jemahls zwischen mir und ihnen ein aufrichtiges Herzensbündniß zu Stande kommt. Bin ich gleich gegen Einen oder den Andern nicht erboßt genug, um ihm den Kopf vom Rumpfe zu reißen, so bin ich doch noch weniger geneigt, ihm denselben auch nur mit einem Strohkranze, viel weniger mit einem Lorberkranze, oder gar

mit einem Bürgerkranze zu schmücken. So lange es noch Leute gibt, die sich ein Gewissen daraus machen, eher ein Buch zu drucken, als bis sie es dem Verfasser ordentlich bezahlt haben, so hat der Mensch, der es druckt, ohne daß es ihn einen Heller kostet, nicht das geringste Recht, sich zu beschweren, wenn alle rechtlichen Leute ihm wenigstens — ihre Hochachtung versagen. Es kann doch wahrlich nicht gleichgültig seyn, welch ein Gewerbe man treibt, und schätzt man von Rechtswegen Jeden nach dem Grade der Geschicklichkeit, des Verstands, der Kenntniße und der Thätigkeit, den er für das seinige nöthig hat, so kommt der Nachdrucker offenbar noch tief unter den Besenbinder zu stehen. Mit Einem Wort, es gibt Dinge, welche zu thun zwar keineswegs eine Sünde, aber doch eine Schande ist, und ich wünschte wohl, daß die Nachdrucker mir selbst sagten, was ich den Leuten, die den Nachdruck ohne weiters unter diese Dinge zählen, antworten soll. Ich fürchte aber, es wird Keiner von ihnen sinnreich genug seyn, den Satz zu

widerlegen, daß wenn der Nachdruck auch kein Diebstahl ist, er sich doch mit dem Ehrgefühl schlechterdings nicht reimen läßt, und sollte es daher eine verwegene Hoffnung seyn, daß man in dem ehrliebenden Deutschland ohne alle Verbote in Kurzem auch nicht Einen Ehrgefühllosen mehr findet, der sich ein Buch zu drucken erlaubt, ohne daß er eine Bevollmächtigung dazu nicht von einem Gewaltigen der Erde, sondern von dem Manne, der es geschrieben hat, aufzuweisen vermag? Man wird doch nicht im Ernst glauben, daß der Kaiser Vespasianus mit seinem Spruch: Kein Gewinn, woher er auch kommt, beleidigt die Nase, Recht hat, und Jeder, der bisher den Umstand, daß ein gewißer Diener der Gerechtigkeit keine Hand an den Nachdrucker legen darf, zur Nahrung für sich und Weib und Kinder benutzte, sollte bedenken, daß der Mann wenig oder keine Ehre besitzt, dem seine unbescholtenen Mitbürger kein anderes Zeugniß ertheilen können, als es sey kein Grund vorhanden — ihn zu hängen.

Ich erwarte geduldig, wie der Leser mein Glaubensbekenntniß über den Nachdruck aufnimmt, und ziehe alle meine bisherigen Bemerkungen in die beyden gleich unläugbaren Sätze zusammen: Der Nachdruck ist erlaubt. Aber wehe Jedem, der sich untersteht, nachzudrucken.

1807.

Dritte Abtheilung.

I.

Shakespear und der Aberglaube.

Der Ausruf Hamlets beym Shakespear: Es geschieht Manches zwischen Himmel und Erde, wovon sich Eure Philosophie nichts träumen läßt! ist schon oft und viel ein Weidspruch abergläubischer Thoren gewesen, aber nie ist er auf eine wahnsinnigere und unverschämtere Art mißbraucht worden, als von unsern heutigen Afterphilosophen, Mystikern und Klingelreimern, von deren verbranntem Gehirn ich gern sprechen möchte, wenn nur überhaupt Gehirn bey ihnen anzunehmen wäre. Ihr Blödsinnigen! Seit wenn beweist man uns aus Poeten, was kein Philosoph

zu beweisen vermag? Nichts ist natürlicher, als Hamlets Ausruf, aber bloß aus dem einzigen Grunde, weil er — einen Geist sah. Daß der Geist nothwendig zu dem Spruch gehört, werdet Ihr, so wenig auch sonst das Begreifen Eure Stärke zu seyn scheint, doch wohl noch begreifen, und also, sobald auch Ihr einen Geist sehet, will ich nicht mehr die Achsel zucken, wenn Ihr uns Ungläubigen mit Hamlet zuruft: Es geschieht Manches zwischen Himmel und Erde, wovon sich Eure Philosophie Nichts träumen läßt!

II.

Verwerfliches Mitleiden.

Ich kenne keine widrigere Erscheinung in unserer kraftlosen, schlaffen, erbärmlichen Zeit, als das Mitleiden mit den Schlechten, und nahmentlich mit den schlechten Schriftstellern. Es darf nur irgend ein Mann, dem es Ernst mit dem Fortschreiten zum Bessern ist, die Frevler an der Sache der gesunden Vernunft und der Musen ein wenig unsanft bey den langen Ohren nehmen, gleich hört man aus Süden und Norden, aus Osten und Westen ein Zetergeschrey. Man hat den Anstand verletzt; man hat gegen die Humanität gesündigt, man zeigt Mangel an

Duldung und Schonung, und wie die Ausrufungen der Albernheit sonst noch lauten! Man hängt die Diebe, wenn sie nicht gar zu groß sind, ohne alle Barmherzigkeit; man peitscht die Landstreicher mit Ruthen über die Gränze; man schickt die Narren ins Tollhaus, und die Bettler ins Raspelhaus. Aber den Taugenichtsen, die sich und Andern die Zeit, und hier ihrem Nächsten seine Gedanken, und dort durch den Verkauf ihrer schlechten Waare sein Geld stehlen, mit einem Worte, dem diebischen, landstreichenden, verrückten und bettelhaften Gesindel, dessen Nahme den Meßkatalog zu einer halben Gaunerliste macht, und das dem gemeinen Wesen unendlich schädlicher ist, als alle eigentlichen Diebe, Landstreicher und Bettler, diesem Gesindel soll kein Haar gekrümmt werden. Mit dem Schwerte drein zu schlagen, wo kein anderes Züchtigungsmittel mehr anschlägt, dieses Verfahren, merkt es Euch, die Ihr der rächenden Gerechtigkeit in den Arm fallen wollt! ist auch in der Literatur, weil der täglich mehr einreißenden Barba-

rey und dem fürchterlichen Ungeschmack nur durch die unerbittlichste Strenge gesteuert werden kann, wahre Humanität. Aber, sagt man, die Dummheit ist ein Naturfehler, und was können also die Menschen, über welche Du Dich ereiferst, dafür, daß die Werke, die sie hervorbringen, sich nicht mit gewißen Lieblingswerken des verwöhnten Publikums messen dürfen? Es ist wahr, für ihre Dummheit können sie Nichts. Aber dafür können sie, daß ihre Dummheit Bücher schreibt, und dafür, mit Erlaubniß, ist es Pflicht, so lange die züchtigende Geißel gegen sie zu brauchen, bis sie die uns quälende Feder aus der Stümper-Hand legen.

III.

Das poetische Jahrhundert.

Wenn man in Verlegenheit um einen Nahmen für das neunzehnte Jahrhundert ist, so nenne man es ohne Bedenken das poetische. Noch ist es, wie man zu sagen pflegt, bey uns kaum warm geworden, und schon hat es die Prosa beynahe ganz aus der Welt hinausgereimt.

Besitzen wir nicht bereits gereimte Romane, wenn gleich keine sehr bändereichen? Ich sehe auch gar nicht ein, wozu wir eine gedoppelte Rede nöthig haben, eine gebundene und eine ungebundene. Die letzte beweist schon durch ihren Nahmen, daß sie, da man gegen Alles, was

nicht gebunden ist, ein gerechtes Mistrauen hat, wenigstens unter Polizey-Aufsicht gehört. Im Ernst, in einem wohlgeordneten Staat soll es nichts Ungebundenes geben, und selbst ungebundene Bücher sind, weil sie leichter Makulatur werden, als die gebundenen, nicht wohl zu dulden.

Indessen, so sehr auch die Poesie ihr strahlendes Haupt erhebt, und nach Alleinherrschaft strebt, findet man doch noch Kryptoprosaisten, nämlich Schriftsteller unter uns, welche listig genug sind, dem Aeußerlichen ihrer Werke eine Gestalt zu geben, daß man schwören sollte, es sey Poesie, was man vor sich hat, da es doch, sobald man es beym Licht betrachtet, ächt-prosaische Prosa ist. Man wird aber hoffentlich diese Verfälschung, durch die in der That mehr Einfältige betrogen werden, als man denken sollte, künftig mit mehr Strenge, als bisher, und wenigstens gleich einer Weinverfälschung, oder gleich der Falschmünzerey ahnden.

Daß man endlich sogar auf den berühmtesten

Schaubühnen dem poetischen System Nichts weniger als günstig ist, muß nur zu wahr seyn, weil der täglichen Klagen darüber in öffentlichen Blättern nur zu viele sind. Trotz dem Murren des Publikums werden, wie man sagt, die besten Verse meistens so gesprochen, daß die Prosa in eigener Person, wenn sie zufällig im Parterre säße, sich nicht würde enthalten können, ihren Beyfall durch lautes Händeklatschen zu bezeugen, oder den vortrefflichen Schauspieler, oder die vortreffliche Schauspielerinn mit Blumen zu werfen, oder sie herauszurufen, oder sie gar, ihrer Natur zum Trotz, in einem Gedicht zu besingen.

IV.

Logau über den Tod.

Welcher Dichter hat dem Tod eine kürzere und schönere Lobrede gehalten, als der zu wenig bekannte, und lange nicht genug geschätzte Epigrammendichter Logau in den beyden Zeilen:

„Ob Sterben schauderhaft, so bild' ich mir doch ein,
Daß lieblicher Nichts ist, als das Gestorbenseyn."

Aber wenn kehren sich die Menschen an solche Sprüche? Noch immer ist das Sterben eine Wohlthat, die der Tod ihnen aufdringen muß, und noch immer fahren die undankbaren Geschöpfe

fort, den Wohlthäter mehr als ihren ärgsten Feind, oder vielmehr als diesen zu verabscheuen. Das reife Korn sträubt sich nicht gegen die Sichel des Schnitters. Aber der Mensch, diese zitternde, mit einem Bischen Leben und Vernunft begabte Aehre will im achtzigsten Jahre noch nicht für reif gelten. Gewiß hat der biedere Dichter, der nun schon länger als anderthalb Jahrhunderte im Grabe schlummert, an sich selbst erfahren, daß er es sich nicht blos einbildete, sondern daß wirklich

. . . . lieblicher Nichts ist, als das Gestorbenseyn.

V.

Die Perlenfischerey.

Man weiß es längst, daß unter allen gebiethenden Mächten diejenige, die man unter dem Nahmen des schönen Geschlechts liebt und fürchtet, die mächtigste ist. Wer, z. B., als diese Macht ist es, die nicht nur, wie die Engländer, die Oberfläche des Meers mit ihren Flotten beherrscht, sondern selbst in die Tiefe desselben Heere auf Eroberungen ausschickt? Um einer Dame einen Halsschmuck von Perlen zu verschaffen, welches Ungemach müßen nicht gewisse kühne Sterbliche erdulden, und welchen Gefahren müßen sie nicht trotzen! Was sind die oft be=

sungenen Argonauten gegen diese Helden, und wie kann man noch von Gefahren auf dem Wasser sprechen, wenn man von denen unter dem Wasser erzählen hört?

Die Natur wollte, der Mensch sollte eben so wenig außer der Luft, als im Wasser leben. Aber muß sie nicht selbst erstaunen, wenn sie sieht, daß ein elender Perlenfischer diesem doppelten Gesetz, auf dessen Verletzung in der Regel die Todesstrafe steht, an manchem Tage vierzig bis fünfzig Mahl Hohn spricht? Das eingeschluckte Element sammt seinem Blut fließt dem Verwegenen bey seiner Rückkehr von der abenteuerlichen Fahrt in die nasse Hölle aus Mund, Nase und Ohren, und glücklich, wenn nur die feindseligen Fluthen es wären, mit welchen er zu kämpfen hat! Aber nicht selten sieht man das Trauerspiel, daß ein auf dem Grunde lauernder Hayfisch die Austern an ihren Verfolgern rächt, und Manchen dieser Unglücklichen kostet der Hals einer Dame den seinigen.

Uebrigens soll es Leute geben, von welchen

die Perlenfischer, trotz dem Ungemach ihres Berufs, noch beneidet werden, und wer können diese Leute anders seyn, als die nicht freywilligen Perlenkäufer, die sich öfters den Hausfrieden, oder vielmehr nur einen Haus-Waffenstillstand durch diese nur zu kostbare Waare zu erkaufen genöthigt sind, und es sich viel kosten lassen würden, wenn ein Mittel ausfindig gemacht werden könnte, die Austern von ihrer die Perlen erzeugenden Krankheit zu heilen.

Von den Perlen darf den Damen Nichts, und am wenigsten ihre Heimath unbekannt seyn, und es dient ihnen also zur Nachricht, daß in der Bucht von Condatchy, auf der Insel Ceylon, die meisten und schönsten gefunden werden.

Die Leute, deren Beruf es ist, sie aus dem Abgrund heraufzuholen, bleiben gewöhnlich zwey Minuten unter dem Wasser. Man findet aber zuweilen Einige, die sich für ein gutes Trinkgeld bereden lassen, diese Zeit zu verdoppeln, und einer dieser Waghälse, welchem aber noch keiner seiner Brüder den Nahmen des Einzigen

streitig gemacht haben soll, brachte es sogar bis zu einer dreyfachen Ausnahme von der Regel. Wer sollte auch nicht zwanzig und mehrere Jahre von seinem Leben aufs Spiel setzen, um einen Tag gut zu leben?

Die Schnelligkeit, mit welcher die Austern gesammelt werden müßen, entspricht der kurzen Zeit, die man sich zu dem Geschäft nehmen kann, und der Taucher kehrt jedes Mahl mit einer Beute von hundert Austern zurück.

Die Perlen erreichen, wie man glaubt, binnen sieben Jahren ihre vollkommene Reife in der Muschel, und wer also erst nach sieben Jahren kommt, findet wohl eine Auster, aber keine Perle, weil jene es zu beschwerlich fand, diese noch länger für den Finder aufzubewahren.

Daß es auch in Europa, wenn gleich keine Perlenfischer, doch Perlenfischerinnen gibt, ist eine bekannte Sache. Fischen die letzten gleich nur nach Perlen, die jene schon früher gefischt haben, und treiben sie gleich ihren Fang nicht unter dem gefährlichen Wasser, son-

dern bloß auf dem gefahrlosen Lande, so hat er doch schon so viele von ihnen ins Unglück gestürzt, daß es sich nicht leicht entscheiden läßt, welches Wagstück gefährlicher ist, ein Perlenfischer, oder Perlenfischerinn zu seyn.

Glauben werden es ohne Zweifel die wenigsten Leserinnen, wenn man ihnen sagt, daß jede ihren schönen Hals entweder mit gar keinen, oder höchstens mit falschen Perlen schmücken könnte, wenn nicht ausgelernte Beschwörer zu ihrem Besten ins Mittel träten. Ein Taucher läßt sich nämlich weder durch gute, noch durch böse Worte, weder durch karge, noch durch reiche Belohnungen, und selbst nicht durch den Gedanken, daß ohne seine Dienste tausend Schönen verzweifeln würden, zum Untertauchen bewegen, wenn nicht zuvor die gefräßigen Hayfische sammt und sonders durch die Zaubergebräuche und Zauberformeln eines der von der englischen Regierung besoldeten Pillal-Karras, in unserer Sprache Hayfischfeßler, zur Schonung gegen sie ermahnt sind, und diese Beschwörungen leisten

also der Eitelkeit, dieser Schlange, die nicht aufhört, die Weiber und Töchter der Adamssöhne zu verführen, die wesentlichsten Dienste, ohne daß die kräftigen Gegenbeschwörungen, die man täglich von jeder europäischen Kanzel, in jedem Hause, und auf jeder Straße vernehmen kann, die geringste Wirkung hätten.

Verbesserungen.

Ohne die Schuld des vom Druckort entfernten Verfassers sind folgende Druckfehler unverbessert geblieben:

Seite.	Linie.	
26	5	v. u. statt: Odemdonner lies: Odendonner
49	7	— — Houyhnhams — Houyhnhnms
53	2	statt: nur lies: nun
55	4	v. u. statt: Unter lies: Zu
58	7	statt: vermeinenden lies: verneinenden
ebd.	7	v. u. statt: dem lies: den
81	4	— — Schäferinn lies: Schläferinn
95	4	— — was bleibt mir aber lies: was bleibt mir
99	7	statt: wären lies: waren
102	5	v. u. statt: sie lies: es
107	11	statt: Gerichts lies: Gerüchts

Seite.	Linie.	
115	12	statt welchem lies: welchen
127	1	v. u. statt: daß den keine lies: den keine
168	7	statt: Weckherlins lies: Weckherlin
169	1	v. u. statt: ihm lies: ihn
181	1	statt: Lampenlicht lies: Lampenlichts
185	6	v. u. statt: an lies: nach
187	1	— — solltet Ihr keine lies: solltet Ihr also keine
241	2	— — welcher lies: welchem
247	1	statt: denkbarer lies: dankbarer
270	6	ist das Wort möchten wegzustreichen
Ebd.	7	v. u. ist das Wort häufig wegzustreichen
316	2	der Ueberschrift statt: Wager l. Wagner
321	9	statt: Araratkiel hohlen lies: Ararat kielhohlen
328	5	v. u. ist das Wort noch wegzustreichen.
336	7	ist das Wort durch wegzustreichen.
Ebd.	2	v. u. statt: zwanzig lies: zwey
354	11	statt: Gewißen lies: Gewiße
—	—	— gebiethenden lies: gebiethende
362	8	v. u. statt: schafft lies: schaffte
365	4	— — Bösewichte l. Bösewichter
373	8	statt: ihm lies: ihn
389	7	— Jeden lies: Alle und Jede
Ebd.	10	nach den Worten: an die glücklichern Zeiten, ist einzuschalten: zu erneuern
391	—	statt: Todten lies: todten
395	4	nach dem Worte: Damen, ist das Wort: willen einzuschalten
Ebd.	8	statt: die Schöne mit der großen Welt l. die schöne Welt mit der großen

Einige Fehler der Rechtschreibung und der Interpunction bedürfen keiner besondern Anzeige.

Verzeichniß
der frühern Schriften des Verfassers.

Die ersten poetischen Versuche des Verfassers stehen in Städlins Schwäbischen Musenalmanachen von den Jahren 1782 bis 1797, die ersten prosaischen aber in der Tübingischen Monatschrift Flora, von 1791 bis 1793.

Besonders erschienen sind von ihm:

1.) Acht Romanzen. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1804.
2.) Sinngedichte. Zwey Bücher. Zürich, bey Orell, Füßli und Compagnie, 1805.
3.) Kleine Satyren und Tändeleyen. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1805.
4.) Sinngedichte. Zweytes Bändchen. Zürich, bey Orell, Füßli und Compagnie, 1806.
5.) Scherz- und ernsthafte Miscellen. Leipzig, Dycksche Buchhandlung, 1808.
6.) Die Mährchen der Scheherazade. Neu erzählt. 1 bis 6. Theil. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1809—1812.
7.) Satyrische Blätter. 1 u. 2ter Theil. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1813. (Neue vermehrte Ausgabe von Nr. 3. u. 5.)
8.) Mährchen, Erzählungen und Anecdoten. Frankfurt a. M. 1816, bey Gebrüder Wilmans.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weisser, Friedrich Christoph,

Friedrich Weisser's sämmtliche prosaische Werke

Bd.: 1

Stuttgart 1822

P.o.germ. 1568 g-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122964-0